Wiener Stadt- und
Landesbibliothek
T 205822 B
MA 9 - SD 25 - 24 - 828 - 128960 - 45

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

205822 B

MA 9 - SD 25 - 24 - 828 - 128960 - 45

Wasserfall des Niagara

Merkwürdigkeiten der Welt

oder

vorzügliche Erscheinungen der NATUR und KUNST.

I BAND

WIEN,
im Verlage der Schrämbl'schen Buchdruckerey.
1811.

B 205.822

IN 307.227

AN

DEN HOCHWÜRDIGEN HERRN

A. ARCHIMANDRIT

GAZES.

Wem könnte ich wohl dieſs Werk, welches die merkwürdigsten Erscheinungen der Natur und der Kunst zum Gegenstande hat, mit mehrerem Rechte zueignen, als Ihnen, verehrtester Archimandrit, dem Manne der für die Schönheit beyder so viel Sinn, so viele Eigenschaften besitzt; die ihn des reinsten Genusses beyder im höchsten Grade fähig machen. In einem Lande geboren, dafs einst ganz Europa zur hell-leuchtenden Fakel in den Finsternissen der rohesten Barbarey diente, von dem der begeisterte Dichter singt: „das besiegte Griechenland zähmte seine rohen Überwinder, und versittlichte das wilde Latium," ruht der hohe Geist Ihrer Altvordern in Absicht auf wissenschaftliche Kultur und Ausbildung des edelsten Theils im Menschen ganz auf Ihnen. Sie zeigen durch Ihr aufmunterndes Beyspiel, was der geistliche Stand allen andern seyn kann: Lehrstand, vorzüglicher Ausbilder des Geistigen im Menschen.

Wenn Ihre vortrefflichen Schriften einer Seits, die durch Ihr Alterthum und ihre einstmahligen Umstände, als Sitz des Normalvolks der Menschheit, berühmtesten Gegenden der Erde, dem übrigen Europa im interessantesten Lichte darstellen, so nützen Sie anderer Seits doppelt dadurch, dafs Ihre menschenfreundlichen Bemühungen so viel dazu baytragen, den Schutt in ihrem Vaterlande aufzuräumen, in dem Künste und Wissenschaften daselbst begraben liegen und modern. Die Manen der Sokraten und Aristotele winken

Ihnen aus Ihrer Gruft freundlichen Dank für die Wiederbelebung der verschiedensten Kentnisse, zu der Sie durch Errichtung so mancher Lehranstalt in Livadien auf eine so rühmliche Art beytrugen. Der Nahme Gazes und der Stadt Meliaes (Μηλιαῖς) die ihn erzeugte, wird einst von künftigen Generationen, die Sinn für geistige Kultur haben, gesegnet auf die Nachwelt übergehen. Vielleicht giebt die Saat, die Menschenfreunde Ihnen gleich, streuten, einst unter günstigern Umständen eine übergrofse Ärnte, und die Schnittergesänge feyern Ihr Andenken noch nach Jahrhunderten. Möchte die Vorsicht dem kultivirten und noch zu kultivirenden Europa noch viele Biedermänner und Gelehrte, wie Sie, schenken, mir aber, und allen Ihren warmen Verehrern, noch lange einen Mann erhalten, der durch sein Leben die Zierde der Kirche, und durch seine ausgebreiteten Kenntnisse der Stolz der Wissenschaften ist. Indessen nehmen Sie, hoher Prälat, diefs geringe Opfer meiner Ergebenheit gütig auf, indem Sie die Mängel des Werks mit der Güte des Willens, der es Ihnen darreicht, bedecken und erlauben Sie mir mich stets zu nennen

Ihren

ergebensten Diener
C. R. Schindelmayer.

Vorrede.

Es ist eine nicht oft genug wiederhohlte Wahrheit, die der grofse Lessing in seinem Nathan so schön vorträgt, dafs der Wunder Gröfstes darin bestehe, bey den Wundern der Natur kalt und unaufmerksam zu bleiben.

Welche Mannigfaltigkeit, welche Kette von Wundern und Merkwürdigkeiten biethet nicht die Natur, dieses dem Anschein nach so unregelmäfsige, und bey näherer Betrachtung doch so harmonisch zusammenstimmende Uhrwerk, dem Blicke des Beobachters dar! Von dem ausgebildetsten Verstande an bis zur Fassungskraft eines nur 4 zählenden Pescherä's, hat sie für jeden Erdenbewohner interessante, lehrreiche, oder doch Erstaunen und Bewunderung erregende Schauspiele bereit.

Es ist wirklich eine der sonderbarsten Erscheinungen in der intellektuellen Welt, dafs man sich so häufig mit Lesung fantastischer Geburten und anders zusammengeworfener Romanen-Ideen befafst, bey welchen, aufser einem vorübergehenden Kitzel der Einbildungskraft, jedes bessere Vermögen der Seele unerweckt fortschlummern kann, indefs man eine

Welt voll aufserordentlicher Phänomene nicht achtet, deren Beschauung jede edlere Thätigkeit der Seele weckt, Herz und Kopf in gleichem Mafse beschäftigt.

Welche unermefsliche Menge von Ideen erweckt nicht die klimatische Verschiedenheit der Erde, und die in jedem ihrer Theile sich findenden auffallenden Merkwürdigkeiten!

Hier starrt um den Pol herum Alles in dumpfer Betäubung, die Vegetation erfriert, das edlere Gestein verliert sich, das Thier und der Mensch concentrirt jede seiner körperlichen und geistigen Kräfte in dem nothdürftigen Bestreben, sich vor Kälte und Hunger zu schützen. Die ersten Hebel des Weltalls: Licht und Feuer-Materie, sind entwichen, und das Ganze gleicht dem letzten kaum hörbaren Röcheln eines Sterbenden.

Dort glüht unter der Linie der Sand, wie in chemischen Gefäfsen; die Erde dampft, und die gewaltigkochende Gluth des Klima spannt in Menschen und Thieren jede Nerve zu dem gewaltsamsten Krampfe, und pumpt das Blut mit der reifsendsten Schnelligkeit durch Adern und Gefäfse.

Hier stürzen breite Ströme mit gewaltigem Laufe in das Meer, oder donnern mit entsetzenerregendem Geprassel über berghohe Felswände; dort gähnen ungeheure Höhlen, voll künstlicher Windungen und Behältnisse, und lassen uns gleichsam in die Eingeweide unsrer ehrwürdigen Mutter Erde schauen; da bedecken wirbelnde Feuer und Rauchsäulen weit herum den Boden, und riesenhohe Berge werfen, unter schrecklichem Rollen und Kollern, Ströme von geschmolznem Metall und gewaltige Felsmassen aus. Dort bewegen gräfsliche Erdbeben den Grund und die Er-

de scheint in den schrecklichsten Zuckungen und Wehen ihrem Ende zu geführt zu werden.

In andern Gegenden füllen und leeren sich plötzlich ganze weite Seen, und auf einem Flecke gleitet bald der Kahn vorüber, und bald dringt die Pflugschaar in den durchlockerten Boden.

Hier scheint sich die Schöpfung in einem geringen Raume an gräfslichen Ungeheuern erschöpft zu haben: dort enthalten ganze unermefsliche Länder nur äufserst kleine und unschädliche Thierarten.

Welche wundervolle Abwechslung von Gegenständen! welche unermefsliche Kraft, die Alles diefs in ein Gemählde zusammen stellte, und mit starkem Arme in seinen Fugen hält!

Ist es daher zu viel gesagt, wenn man diese grofse, ewig bewundernswerthe Scenenreihe, das Schauspiel aller Schauspiele nennt, das unsre Aufmerksamkeit weit mehr auf sich lenken soll, als Alles was unsre beschränkte Einbildungskraft nur den Wundern der Natur verstümmelt abborgen kann.

Es ist nun Plan und Zweck dieses Werkes, so viele Gemählde dieser Art als möglich, aus den besten Reisebeschreibern, Geologen und Physikern, auszuheben, und dem Publikum darzustellen; diese Beschreibung in ein gefälliges Gewand zu kleiden, um Einförmigkeit und Monotonie zu vermeiden, und diesem Ziele gemäfs auch keine Art von System in einer Lektüre aufzustellen, die dem Ausruhen von Geschäften und ernsten Anstrengungen gewidmet ist. Alle 14 Tage wird ein Heft davon erschei-

nen, welches duch ein Kupfer anschaulicher und interessanter gemacht werden wird.

Man wird vorzüglich die grofse Kunstkammer der unbelebten Natur, die wir noch nicht genug kennen, näher untersuchen; in der Folge aber auch Merkwürdigkeiten aus der belebten und vernünftigen Wesenreihe darstellen. Jedes Heft enthält ungefähr zwey gedruckte Bogen, in welchen das Vorzüglichste des zu beschreibenden Gegenstandes zusammengedrängt anzutreffen ist.

Der Wasserfall des Niagara.

Unter die merkwürdigsten Naturerscheinungen unsrer Erde gehört unstreitig der Wasserfall des Niagara, in Nordamerika. Die Kenntniſs dieses majestätischen Phänomens verdanken wir den einsichtsvollen Beobachtungen neuerer Reisenden, worunter die Britten, durch Forschungsgeist, Scharfsinn und offne Mittheilung alles Gesehnen, Gehörten und Selbstgedachten einen so ehrenvollen und unbestrittenen Platz behaupten. Die Nahmen eines Charleroix, Liancourt, Kalm, und vorzüglich des wiſsbegierigen und genau beschreibenden Weld bleiben in dieser Hinsicht den spätesten Nachkommen unvergeſslich.

Um die Resultate, deren Total-Eindruck die Erscheinung ausmacht, die unter dem Nahmen des Niagara-Falles so bekannt ist, in ihren ersten Entstehungsgründen aufzufassen, ist es nöthig einen Blick auf die Lage des Theiles von Nordamerika zu werfen, in welchem sich dieser sonderbare Katarakt befindet.

Dieser ganze Theil der neuen Welt nähmlich: ist von Westen nach Osten hin beynahe abgedacht, eine Reihe von Flüssen und Seen ergieſsen sich in einander. Von dem Sklaven-See über den 60 Grad nördlicher Breite an, bis zum Ausfluſs des St. Laurenz-Strom giebt es nur einen groſsen Kanal, den der Sklaven-, Atapusko-, der Winipeg, der obere See, die Seen Mischigam, Huron, Erie, Ontario und so viele andere dazwischen gelegene Seen, Flüsse und Flüſschen bilden. Nur die fünf groſsen kanadischen Seen und der Winipeg enthalten eine Wassermasse, die einen Flächeninhalt so groſs als das halbe ehemahlige Frankreich, einen Raum von 5000 Meilen einnimmt, wobey die Gewässer der nördlicheren Seen und Flüsse noch nicht in Auschlag kommen. Diese ganze ungeheure Wassermenge, durch ihr Gewicht und das Abhängige ihres Bettes gedrängt, stürzt dem allgemeinen Ausfluſse aller Westamerikanischen Gewässer, dem St Laurenzstrome zu, und trifft auf beynahe vollendetem Wege plötzlich auf eine Naturschleusse, nähmlich: auf einen Zweig der den ganzen nördlichen Welttheil von Süd-Ost nach Nord-West durchstreichen-

den Allegany-Gebirge. Und nun bewirkt dieser Riesenkampf der rasch hineilenden Strom- und See. Coalition mit den trotzigen Felsmassen der Bergrücken jenes allbewunderte, jeden Sinn bezaubernde Schauspiel des Niagara-Falles!

Der Niagarastrom ist eine Fortsetzung des Erie-See's, und bildet die Verbindung dieses letzteren mit dem Ontario, in den er sich nach einem Laufe von 36 Meilen ergiefst.

Nahe an seinem Austritt aus dem Erie ist er bey einer Breite von 900 Fufs, der vielen durch die Felsen seines Bettes hervorgebrachten Strömungen wegen, nur für Bateaux, d. i. Schiffe, fahrbar, die ihrer flachen Bauart wegen ohne Gefahr an den Strand laufen können, und höchstens 9 bis 10 Fufs unter Wasser gehen.

Weiter herab erweitert sich der Strom und fliefst, von Felsen nicht weiter gehemmt, zwar eben doch in einer starken Strömung bis Fort Chippeway, das 3 Meilen ober dem Falle liegt. Hier aber rauscht der Flufs wie zürnend über die längs der beyden Ufer hin seinen Weg sperrenden Felsen; ungestüm schlagen die über Abhänge hintobenden Wellen, durch den hier hineinfallenden Chippewayflufs vergröfsert, an die Ufer, und erregen in dem Gemüthe des von letzterem herabsehenden Wandrers, Schauer und Furcht für die in der ruhigen Mitte des Wassers hingleitenden Boote, die beym mindesten Ausbuge rechts oder links in der augenscheinlichsten Gefahr, zertrümmert zu werden, schweben. Diese Boote werden oberhalb Chippeway, wo der Strom noch gelinder ist, beladen, und dann mit der gröfsten Geschicklichkeit, genau durch die Mitte des Wassers, bis zu einer Insel geführt, die zwischen den beyden Armen des Falles liegt, und diesen in 2 abgesonderte Theile trennt. Aber noch weit gefährlicher ist die Rückkehr von dieser Insel, welche man vorzüglich besucht; um das seltene Schauspiel des Katarakts von dieser Seite zu sehn.

Die nördliche Seite des Stroms ist durchaus mit Wald bewachsen; und kaum ein Paar hundert Schritte vom Ufer läuft die brittische Landstrafse vom Ontario zum Erie, zwischen ungeheuren Eichen, stellenweise über äufserst steile Anhöhen fort, womit hier alles erfüllt ist.

Der Wasserfall kündigt sich bey unbewölktem Himmel und reiner Luft denjenigen, die den See Erie befahren, schon auf einer Entfernung von 54 Meilen durch eine Weifse, unverrückt einerley Platz behauptende Dampfwolke an, die über dem Hufeisenfalle, dem stärksten der 3 Arme des Katarakts, schwebt. Das Donnergebrüll des Sturzes schallt, wenn der Wind von ihm herweht, vorzüglich vor einem heftigen Regen, auf 40 Meilen weit, und so stimmt Gehör und Gesicht das Gemüth desjenigen, der sich diesem schrecklich erhabenen Schauspiele naht, schon in so weiter Entfernung zu Gefühlen von ernster Betrachtung und schau-

dernder Ehrfurcht, Nun kömmt man endlich zu dem eigentlichen Schauplatze, in dem sich alle diese Naturwunder auf einen Punkt koncentriren. Der schon vorher eingeengte, und murrend über Felsmassen hintosende Strom erreicht bey der vorhererwehnten Insel den Abgrund der ihn aufzunehmen bereit ist. Hier theilt eine Reihe von Felsen, die eine gröfsere, näher gegen das Westliche Ufer gelegne 1050 Fufs breite Insel, und kleinere etwa 90 Fufs breite, bilden den Fall in 3 Theile. Der ganze Katarakt gewinnt dadurch in seiner 4000 Fufs breiten Ausdehnung eine schräge Gestalt, so dafs der südwestliche Theil mehr gegen den Erie-See zurück, der nordöstliche aber näher gegen den Ontario vorwärts liegt. Letzterer ist ungleich höher als der erste. Unter dem schrecklichsten Brüllen und Donnern stürzt im ganzen Falle in jeder Minute eine Wassermafse von 672000 Tonnen herab. Doch rauscht diese ungeheure Wucht von den 2 Inseln unterbrochen in 3 Arme getheilt in den unabsehbaren Schlund, wovon der kleinste, aber stärkste, der an dem brittischen Ufer gelegne Hufeisen-Fall 1800 Fufs lang, da der zweyte oder der kleinste nur 15 Fufs breit und der dritte der Fort Shloppers-Fall 1050 Fufs in der Breite hat. Ein wenig vor dem Falle, ungefähr 40 Fufs höher als die obere Fläche des Hufeisen-Falles, liegt der sogenannte Tafel-Felsen, von dem man als von besten Standpunkte die ganze furchtbar schöne Scene überblickt. Von hieraus, am Rande des grofsen Falles übersieht man die kleineren Stürze vor demselben, unter sich hat man den Hufeisen-Fall, die Inseln am Katarakt und in der Ferne den Fort Shloppers-Fall nebst dem ungeheuren Abgrunde, der unter dem Wassersturze gähnt. Hier wirkt diese majestätische Erscheinung mit ihrem ganzen Gewichte auf den Zuschauer. Der gewaltige Anblick der in dem stärksten Kampfe begriffnen Riesenkräfte der Natur, erschüttert und betäubt das Gemüth, staunend und von dem Überschauen so vieler aufserordentlicher Gegenstände hingerissen, vermag die Seele den unaussprechlichen Total-Eindruck nicht augenblicklich zu umfassen, und erst durch theilweise Beobachtung kann sie sich ein Bild dieses Naturwunders formen. Das schrecklichste Brausen der in den tiefen, Abgrund stürzenden Gewässer, der weit hin spritzende Schaum, die überall herum verbreiteten Felsen, nebst den ausgeworfnen Thieren, Bäumen, und von den obern Schneidemühlen weggerifsenen Sägeblöcken bringen eine in ihrer Art einzige Stimmung hervor. Das Flufsbette ist oben vor dem beynahe senkrechten Sturze breiter, als unten nach demselben. Vor allen aber zieht der südöstliche Hufeisen-Fall die Aufmerksamkeit des Beobachters an sich. Er ist nur 142 Fufs hoch, also um 18 Fufs tiefer als die andern beyden. Eben daher aber drängt sich der gröfste Theil der Wasser-Masse nach dieser Gegend hin, und da auch die gewaltigsten Klippen ober dem Falle über diesem Theil dessel-

ben sind, so schiefst das Wasser hier mit dem gröfsten Ungestüm herab. Hufeisen-Fall wird er von der konkaven Gestalt genannt, in welcher er von den beyden auswärts stehenden Enden nach der Mitte zu hineinspringt. An dieser Gestalt ist das herabstürzende Gewässer Schuld, welches mit der gröfsten Gewalt auf die Mitte wirkt, und dadurch den Felsen nach innenzu aushöhlt. Von dieser Mitte aus erhebt sich jene bewundernswürdige Dampfwolke, die den Katarakt in so weiter Ferne verräth. Das Erdreich besteht unterhalb des Sturzes aus beynahe senkrechten, steilen Felsen und Erdwänden, und nur an 2 Stellen verstattet die abgebröckelte Erde, Leitern anzulegen und hinab zu steigen. Die eine dieser Stellen heifst die indianische Leiter, sie besteht aus langen Fichtenbäumen, welche die Indianer hingelegt und wie Stufen geschnitten haben, ist aber nicht fest genug um es wagen zu können, hinab zu steigen. Die andere heifst Mifstrefs Simkoe's Leiter, von der Frau des letztern Gouverneurs, des rühmlich bekannten Obersten Simkoe', für die sie gelegt wurden. Sie sind stark, auch gut befestigt, und daher ohne Gefahr zu betreten.

Hier wandert man zwischen hohen Felsenpfeilern und hervorragenden Erdmassen eine Strecke fort, aus den Seitenwänden stehen Cedern und Tannen mit der Wurzel nach oben und der Krone unterwärts gekehrt hervor, deren Stamm dennoch nicht fiele, wenn sich auch Felsenstücke lofsriefsen. Von diesem Standpunkte aus fällt der rechts hervorragende Fort Shloppers-Fall mehr in die Augen, der Hufeisen-Fall aber, der weiter zurück steht, verbirgt sich beynahne zur Hälfte. Von dem Fort Shlopper-Fall staubt der Dunst bis auf die andere Seite und beregnet die Simkoe's Leiter, erhebt sich aber nicht in Nebelgestalt, wie auf der andern Seite. Von unten her erhebt sich ein milchweifser Schaum in dichten Massen, und gährt um den Fufs des Katarakts. Man kann am Rande des Strom's hin und her gehen. Dieser besteht aus einem mit Kies bedeckten fast horizontalen Lager von Kalkstein, auf allen Seiten liegen grofse von den Seitenwänden herabgestürzte Steine herum. Längs der Küste bringen die hie und da in das Strombett hineinragenden Felsen, an welchen sich die Wellen mit Heftigkeit brechen, gewaltige Strudel hervor. Hier wirft der Strom alles, was oberhalb des Katarakts hineingefallen, aus. Bäume, grofse Fische, Eichhörnchen, Füchse, Bären, Hirsche, eine Menge Vögel des See's Erie, so sehr diese Thiere auch durch das angesträngteste Fliegen der Gefahr zu entgehen suchen, fallen in den Strom und werden zerschmettert herausgezogen, so dafs die Besatzung des Forts Niagara, 18 Meilen von dem Wasser-Falle gegen den Ontario hin entfernt, eine Zeitlang von dieser Wasserbeute lebt. Der Geruch dieser Schlachtopfer der tobenden Gewässer zieht eine Menge Raubvögel herbey, die beständig diese Stellen umschwärmen

Von dieser sogenannten Simkoe's Leiter kann man gegen den Hufeisen-Fall zugehen, so lang dieſs die Unebenheit des Weges nicht zu sehr erschweret. Denn Bäume, Felsen, hohe Erdhaufen, vom hohen Ufer herabgestürzt, liegen bis zum Wasser hin, im Wege; diese Hindernisse zu beseitigen muſs man die Lokalität genau kennen, oder sich einem erfahrnen Führer anvertrauen. Hat man auch diese Schwierigkeit überwunden, so thürmen sich dicht zwischen der Felswand und dem Strome Klippen in die Höhe, die das Staubwasser immer benetzt und daher höchst schlüpfrig macht. Schon eine Viertelmeile vom Katarakt wird man von diesem Staubwasser so durchnäſst, als ob man ganz in Wasser getaucht worden wäre. Doch kann man sich dem Fusse des groſsen Falls ganz nähern, ja sich sogar hinter denselben stellen, weil das Wasser vom vorspringenden Felsen bogenförmig herab schieſst. Merkwürdig sind die Höhlen, die das Wasser durch das gewaltige Anschlagen an die Klippen gebrochen und gegen das Ufer zurück geworfen, weit unter das obere Flusbett hinein gearbeitet hat. Man kann diese Felsschlünde wohl sehen, aber sie näher zu untersuchen, hindert der heftige Wirbelwind, den die erstaunende Wassermasse des Katarakts durch ihr Anprellen an die Felsen hervor bringt.

Auch ist es äuſserst gefährlich sich mehr in die Nähe zu wagen, da die Betäubung, die durch den Donner des Falls, durch das Toben, des mit der gröſsten Gewalt an die Seitenhöhle der Felsen anschlagenden Wassers, und den aufsteigenden Wasserstaub erregt wird, leicht zu einem Fehltritt auf den schlüpfrigen Klippen Anlaſs geben könnte, der dann den unvermeidlichsten Tod nach sich zöge. Aber wenn je Gefühle von schaudernder Ehrfurcht, von anbethender Bewunderung in der Brust eines Sterblichen erregt werden, so ist es durch jene ungeheuren Natur-Scenen, in welchen Kräfte in Bewegung kommen, gegen welche die des stärksten Menschen oder Thiers nur zwerg artige Anstrengungen sind. Nie fühlt das Geschöpf mehr seine Abhängigkeit von dem, der im hundertfachen Donner durch die Gebirge die Stimme seiner Herrlichkeit ertönen läſst, und im zackigten Blitz auf die bestürzte Erde niederleuchtet, als bey solchen Anlässen. Was ist das oberste Geschöpf dieser Erde vor diesem Niagara-Falle? wenn es der leiseste Stoſs eines Wirbelwindes von dem Felsen in die Fluth stürzen, und dem erzürnten Giganten, dem tobenden Strom in den klippenvollen Rachen werfen kann! Was ist aber, mit ihm verglichen, derjenige, dem die Meere gehorchen, vor dem der Donner verstummt, der Berge ebnet, und die Wasser-Fälle in ihrem Sturze hemmt!

Unten an dem Hufeisen-Falle, und an dem Felsen, an welchem die Strudel ihre Wogen am meisten brechen, setzen sich die erdigten Theile des Wassers ihrer Schwere wegen an und bilden eine dichte weiſs Masse, die wie ver-

steinerter Schaum aussieht. Der Zugang zu dem Katarakt ist jetzt weniger schwierig als vor 60 oder 70 Jahren. Im Septembermonate ist die angemessenste Zeit den Fall zu besehen, da die Bäume noch belaubt sind, und man nicht die Unbequemlichkeiten auszustehen hat, denen man im Sommer des Ungeziefers wegen ausgesetzt ist, das sich häufig hier einfindet. Auf der Erde zeigen sich um diese Jahreszeit hier häufig Klapperschlangen, und in der Luft sumsen ganze Schaaren von Musquito's, eine Art grofser amerikanischer Fliegen, deren Stich sehr beschwerlich auch manchmahl gefährlich ist.

Äufserst sonderbar ist auch der Anblick, den der Wasser-Fall im Winter gewährt. Um diese Zeit friert das Wasser am Boden des Falles und umschanzt ihn mit ungeheuren Wällen. Am obern Rande aber hängen ungeheure Eissäulen und mitten darunter kleinere Zapfen, wovon die ersteren beynahe den Boden berühren, und das ungeheure Gebäude zu stützen scheinen.

Eine Anekdote, verdient unter den vielen, zu welchen dieser berühmte Katarakt Gelegenheit gegeben, der Vergessenheit entrissen zu werden. Wenn sie einer Seits beweiset, wie weit gereitzte Sinnlichkeit leiten kann, so stellt sie uns andrer Seits in dem Beyspiele eines Wilden ein Ideal von kalter Resignation auf, deren kaum ein hochkultivirter Europäer fähig wäre. Ein Indianer schlief, vermuthlich berauscht in seinem am Ufer befestigten Kanot, oberhalb des Wasserfalles, indefs seine Gattin in der Nähe safs. Ein Matrose von den königlich-englischen auf dem Erie-See stationirten Schiffen sieht sie, sie gefällt ihm, und er nähert sich ihr, um ihr diese Gefühle zu entdecken. Sie springt bestürzt auf, um dem Kahne zuzueilen. Der Matrose der diese Absicht bemerkt, eilt ihr zuvor und schneidet das Seil des Kanot's ab. Dieses treibt mit dem noch immer Schlafenden Indianer den reifsenden Stellen des Strom's zur Verwunderung aller am Ufer stehenden immer näher zu. Nun weckt ein gewaltiger Stofs der Wellen den Schläfer, er springt auf, starrt wild um sich, ergreift entschlossen sein Ruder, und strebt mit unglaublicher Anstrengung dem Schwalle zu entgehen. Aber umsonst ist die bis zur Erschöpfung getriebene Arbeit; die Ungestümme des Stroms reifst das Schiffchen pfeilschnell dem Abgrunde zu. Der Unglückliche sieht sich ohne Rettung verlohren. Nun legt er mit grofser Ruhe sein Ruder bey Seite, und legt sich in seine Decke gehüllt in den Kahn. Näher und näher wirft der Strom das Kanot an den Rand des Katarakts, nun noch ein schrecklicher Stofs, und Schiff und Mann ist in dem brausenden Schlunde begraben, ohne dafs man je von ihm mehr hörte, das kaum der 3te Theil des vom Abgrunde eingeschluckten wieder zum Vorschein kömmt.

Sehr interessant ist noch der Umstand, dafs der ganze Wasser-Fall seine Stelle im Lauf vieler Jahre ändert. Denn die aufserordentliche Gewalt des Was-

sers höhlt die Kalkfelsen durch ihr Gewicht im Herabfallen und das heftige Anschlagen an selbe, anfangs in der Mitte und Unten aus, der obere nun um so vieles dünner gewordene Theil, der auch von oben her schon mürbe gemacht und abgebröckelt wird, kann die Last des herabstürzenden Wassers nicht mehr ertragen und fällt daher ebenfalls herab. Diese durch die Gewalt der Fluthen bewirkten Veränderungen lassen sich am besten aus den zackichten Seitenwänden einiger unter dem Falle befindlichen Felsen, und aus Eindrücken beweisen, die in einer Höhe vorhanden sind, zu der sich der Wasserstand nun nicht mehr heben kann. In dieser Hinsicht ist die Gegend von Queenstown einige Meilen unter dem Falle sehr merkwürdig. Denn hier mag einst der Katarakt gewesen seyn. Dieſs beweiset die ganze Lage und das Lokale dieser Gegend. Schon auf dem Wege vom Wasserfall hinab nach Queenstown zeigt ein schrecklicher Wirbel im Strom, das hier der Fall eine Zeitlang gewesen, und daher diese Stelle so sehr ausgehöhlt, da aber die Felsen nicht fest genug waren seine Last zu stützen, sich schnell zurück gezogen habe. Die zackichten Felswände bezeichnen nun sowohl einerseits hinab, wo er vorher war, und wohin sich die Gewässer aufwärts zurückgezogen. Besonders aber vereinigt sich bey Queenstown alles um zu beweisen, daſs hier der Wasser-Fall einst gestanden. Die Gegend daselbst ist bergigt, nach allen Richtungen laufen Anhöhen zusammen, die mit ungeheuren Eichen bewachsen sind, ja die Strasse wird für die Fahrenden zu steil. Dieſs und jenseits der Bergrücken aber, die bey diesem Dorfe zusammenlaufen, ist der Boden eben, nur ist er auf beyden Seiten ungleich. Auf der einen nähmlich besteht er aus gelblichtem Kies oder Sand, auf der andern aber aus schwarzer, fetter, lehmichter Erde. Am Fuſse dieser Berge liegt das Dorf Queenstown, ganz am Ufer. Es ist mehr unter dem Nahmen Landung, als unter dem von Queenstown. d. i. Dorf der Königin bekannt. Die Schiffe, die vom Ontario-See kommen, laden hier das Pelzwerk aus, das sie an versehiedenen Orten am Huron und Erie gekauft, und bringen es zu Land nach Kingston. Denn nur bis hierher kann man ohne Gefahr vom Ontario her kommen, weil die Bewegung, welche die obern Stürzungen dem Strome mittheilen, erst hier genugsam abnimmt, so daſs er nun ruhig zum nächsten See hingleitet. Sechs Meilen hindurch toben die Wogen vom Wasser-Falle an bis Queenstown ununterbrochen fort. Von dem Fuſse des Berges an welchem dieſs Landungs-Dorf liegt, die Anhöhe halb hinan, liegen ganze Reihen Baracken, die den Soldaten eines hier gelegnen englischen Regiments zu Quartieren dienten, bevor man es des ungesunden Bodens wegen schnell abrief. Die schönste Aussicht aber gewährt der Berg, der das Dorf überragt. Hier schimmern durch dichtes Eichenlaub die tief unten gelegenen Dächer der Häuser, und die Masten der an selbem

vor Anker liegenden Schiffe, blicken aus einer Tiefe von 200 Fuſs, wie dünne Ruthen unter den Zweigen hervor. Den am ganzen Ufer mit Walt umgränzten Strom sieht man bis zum Einflusse in den Ontario in unzähligen Krümmungen geschlängelt, und über den Horizont des See's ragen nur einzelne ferne Berggipfel etwas hervor. Diese Erhöhung, des von Niagara her flachen Landes, die Einengung des Strom's zwischen Felsen, da er doch gleich unter dieser Gegend breit und ruhig dahin flieſst, nebst allen vorher angegebnen Zeichen der Anwesenheit des Wassers sind Zeugen, daſs der Wasser-Fall in dieser Gegend zu erst war, sich aber durch allmählige Ausschleifung und Zerstöhrung der unter ihm befindlichen Kalk-Felsen zurückgezogen habe. Auch bildete sich unter Queenstown ein tiefes und weites Becken, ein Überbleibsel von dem Abgrunde, welchen der hier herabstürzende Katarakt bildete, Wie langsam aber die groſse Werkmeisterinn Natur bey diesen ihren Veränderungen zu Werke gehe, beweiset der Umstand, daſs sich in diesem Jahrhundert an dem nunmehrigen Standpunkte des Wasser-Falls noch nichts verändert hat. Alles also, Auszackung der Seitenfelsen, Spuren des Wassers in einer ungewöhnlichen Höhe, Felstrümmer im Strome, der Wirbel hinter Queenstown gegen den Fall hin, das Baſsin im Strom unter dem Dorfe, die Merkmahle der Zerstöhrung an den Felsspitzen auf dem Wege von letzterem zum Katarakt sind beweisende Merkmahle des Rückgangs dieser Naturerscheinung. Aber auch lebende Personen versichern Felsen in selbem noch trocken dastehn gesehn zu haben, auf welche man sich von der Insel die den Fall theilt, hinwagen durfte, von deren Daseyn nun keine Spur vorhanden ist. Auch behauptet die Tradition, der Hufeisen-Fall habe einst aus der Mitte vorspringende Gestalt gehabt, bis die anprallenden Wogen den Vordertheil des Felsens zerstört und ihn hineinspringend ausgewaschen haben. So wirken die Ursachen groſser Phenomene Jahrhunderte im Stillen fort, bis sie den erstaunten Beobachter plötzlich mit den unglaublichsten Resultaten überraschen.

Die Peterskirche zu Rom.

Die Peterskirche zu Rom.

Die St. Peterskirche zu Rom ist die gröfste, und schönste Kirche in der Welt, und gehört überhaupt zu den erstaunungswürdigsten Unternehmungen, die jemahls von Menschenhänden sind ausgeführt worden.

Konstantin der Grofse, der erste christliche Kaiser, soll schon an der Stelle, worauf gegenwärtig dieses Prachtgebäude pranget, eine Kirche erbauet, und bey ihrer Grundlegung selbst zwölf Körbe voll Erde mit dazu getragen haben. Diese Kirche ist aber in der Folge in Verfall gerathen. Papst Julius II. fieng den Bau der gegenwärtigen Kirche an.

Der erste Baumeister davon war Bramante Lazari. Hierauf wurde dieser Bau unter Raphael Urbino, Giuliano Sangallo, Fra Giocondo Veronese, Peruzzi, Antonio Sangallo, Michael Angelo Buonarotti, Barozzi, Fontana, Maderno, Bernini, und andern fortgesezt. Zweyhundert Jahre wurde an diesem auserordentlichen Werke gebauet, und noch bis in die neuesten Zeiten haben alle Künste gewetteifert, zu dessen Zierde und Vervollkommnung beyzutragen; der Eifer gieng dabey so weit, dafs Papst Leo der X. um den Bau zu beschleunigen,

und die nöthigen Kosten aufzutreiben, in der ganzen Christenheit den Ablafs predigen liefs. Bey dieser Gelegenheit kam es in Deutschland zu den bekannten Streitigkeiten zwischen Tezel und Luther, woraus die nachherigen Religionsspaltungen mit ihren unübersehbaren Folgen entstanden sind.

Chevalier Fontana macht in seinem Werke, welches er von dieser Kirche herausgegeben, eine Rechnung, vermög welcher sie schon zu seiner Zeit, also ungefähr vor hundert Jahren, die Summe von mehr als achtzig Millionen römischer Skudi also nach unserm Gelde gegen sechzig Millionen Gulden gekostet hat, eine Summe, welche damahls noch weit mehr, als itzt zu bedeuten hatte.

Man kann nichts prächtigers sehen, als den Eingang zu dieser Kirche, welcher einen grofsen, ovalen, 400 Schritte langen, und 180 breiten Vorhof bildet. Er ist mit einer Gallerie von beyden Seiten dergestalt eingefafst, dafs nur der vordere Theil offen ist, wo sich das Hauptgebäude in seiner ganzen Herrlichkeit zeigt.

Diese Gallerie hat vierfache Reihen von Säulen, welche drey Gänge neben einander bilden, und ist oben mit einem platten Dache gedeckt. Die Zahl der Säulen beläuft sich auf 320, und jede davon ist so dick, dafs kaum drey Männer sie umklaftern können. Auf dem Dache befinden sich 86 Statuen der Heiligen, von mehr als doppelter Lebensgröfse. Alles dieses ist nach dem Entwurfe des Bernini, und auf Kosten Papst Alexanders des VI. angelegt worden. Zu beyden Seiten des Vorhofs ist eine hohe Fontaine angebracht, und mitten auf selbem erhebt eines von den Weltwundern älterer Zeiten, der grofse Obelisk sein Haupt in die Lüfte.

Diesen Obelisk hat Sesostris König von Ägypten der Sonne zu Ehren errichten lassen, und der römische Kaiser Kajus Kaligula liefs ihn übers Meer nach Rom bringen. Plinius beschreibt die Gröfse des Schiffes, welches man dazu gebraucht hat, im 16. Buch 40. Kapitel seiner Naturgeschichte. Er soll 992,786 Pfund gewogen haben. Diese ungeheure Last besteht aus einem einzigen Stück Granit, und ist 80 Fufs hoch. Der Obelisk wurde hierauf in dem Cirkus des Nero zu Ehren des Kaiser Augustus und Tiberius aufgerichtet, wie eine römische Innschrift an der Spitze desselben bezeugt. Bey den in der Folge geschehenen Verwüstungen Roms verfiel auch dieses Monument, und blieb auf

der Erde liegen. Papst Sixtus der V. liefs ihn wieder aufrichten und auf seinen jetzigen Platz stellen.

Die Aufrichtung des Obelisks gehört unter die aufserordentlichsten, und schwierigsten Unternehmungen; acht Tage giengen hin, eh man ihn nur aus der Erde, worinnen er durch seine Schwere versunken, und gleichsam begraben war, heraus heben konnte, und vier ganze Monathe brauchte man, um ihn an Ort und Stelle zu bringen, obwohl die Entfernung nur 300 Schritte betrug. Man brauchte hiezu 41 Maschinen, die mit eisernen Rollen, und starken Strikken versehen waren, und welche zu gleicher Zeit von 800 Menschen, und 160 Pferden in Bewegung gesetzt wurden. Aber das Schwierigste war, ihn auf sein Gestelle zu heben, und in die Senkrechte Lage zu bringen. Dieser merkwürdige Tag war der 10. September 1586. Dominicus Fontana, welcher das ganze Unternehmen angeordnet hatte, legte dabey ungemeine Proben seiner mechanischen Kenntnifse ab. Die Aufrichtung geschahe durch 52 Bewegungen, wozu durch eine Trompete und Glocke besondere Zeichen gegeben wurden. Es war alles auf das genaueste ausgerechnet, auch hatte man auf die Ausdehnung der Stricke durch die ungeheure Last Rücksicht genommen, aber demungeachtet geschah es, dafs bey der lezten Bewegung die Stricke zu kurz wurden, und noch etwas weniges fehlte, dafs der Obelisk nicht in seine senkrechte Lage, wenigstens für diesen Tag hätte können gehoben werden. In dieser Verlegenheit rief ein gemeiner Mann, aus den Zuschauern, man sollte die Stricke anfeuchten. Man folgte seinem Rathe mit guter Wirkung, denn die angefeuchteten Stricke zogen sich dadurch fester an, verkürzten sich, und hoben dadurch den Kolofs von selbst auf seinen Standpunkt. Dieses geschah unter lautem Frohlocken der zahllosen Volksmenge, unter Läutung aller Glocken, und Abfeurung der Kanonen.

Das Fundament liegt sehr breit, und tief in der Erde, und besteht aus lauter kleinen Stücken von Kieselsteinen und Ziegeln, welche durch einen guten Kalk mit einander verbunden sind. Auf diesem steht das Fufsgestelle, welches mit lateinischen Innschriften geziert ist, und darauf liegen vier metallene Löwen, auf welchen der Obelisk, ohne eine andere Zusammenfügung von Kitt oder Metall, blos durch seine Schwere und sein Gleichgewicht ruht. Auf der Spitze des Obelisks ist ein metallenes, vergoldetes Kreuz, in welchem ein Stück von dem Holze des Kreuzes Christi sich befindet. Das Postament

ist 32 Fuſs, der Obelisk 80, und das Kreuz 7 Fuſs hoch, das Ganze hat also eine Höhe von 119 Fuſs.

Von dem Vorhofe kömmt man über eine Anzahl Stuffen, welche man die Apostelstiege, (limina apostolorum) nennt, zu der Kirche selbst. Vor ihrem Eingang ist eine schöne Gallerie, welche wegen ihrer Gröſse an einem andern Orte selbst für eine Kirche gelten könnte, denn sie hat 216 Fuſs in der Länge, und 40 in der Breite. Der Architrav wird von 8 ungeheuern Säulen getragen, die kaum von 8 Männern umfaſst werden können, und vom schönsten Marmor sind.

Die Gallerie ist mit eisernem Gitterwerk verwahrt, die Eingänge sind mit jonischen Säulen von violetblauem Marmor geziert; inwendig sind springende Quellen angebracht, um die Unreinigkeiten wegzuspülen, und über selber ist die Loge, von welcher der Papst dreimahl im Jahre, nähmlich am grünen Donnerstage, am ersten Ostertage, und am Himmelfahrtsfeste den Seegen ertheilet. Über der Hauptpforte ist ein merkwürdiges Werk von mosaischer Arbeit, so ehmahls in der alten Kirche gestanden, und mit sammt seiner Mauer hieher gebracht wurde. Es stellet die Schicksale der römischen Kirche vor, unter dem Bilde eines Schiffes, worinn sich die Jünger Christi in groſser Gefahr von Sturm und Winden befinden. Christus erscheinet auf den Wellen, und rettet den heiligen Petrus, welcher ihm aus dem Schiffe entgegen gegangen war. Es ist von Giotto, einem florentinischen Mahler, der im Jahr 1336 gestorben ist. Noch sind daselbst die Statuen Kaiser Konstantin des Groſsen und Karl des Groſsen, beide zu Pferde, zu merken.

Aus dieser Gallerie gehen fünf Pforten in die Kirche, wovon eine zugemauert ist, und nur alle 25 Jahre geöffnet wird, nähmlich im Jubeljahre, wo der Papst selbt den ersten Schlag mit dem Hammer darauf anbringt. Die mittere Pforte ist von Metall gegoſsen, und ein Werk von zween Florentinern, Antonio Filarotti, und Simon Donatelli. Man sieht darinn Papst Eugen IV. wie er dem Kaiser Sigmund die Krone aufsetzt, und denselben Papst, wie er etlichen morgenländischen Völkern Gehör giebt. Über der Pforte ist ein marmorner Basrelief von Bernini, welches den Heiland vorstellt, wie er zum Petrus sagt: Weide meine Schafe!

Die Kirche selbst hat die Form eines lateinischen Kreuzes, ist nach den schönsten Verhältnifsen gebaut, und wird unter die gröfsten Meisterstücke der Baukunst gerechnet. Unterdessen hat man doch einige Fehler daran ausgesetzt, und dadurch den Beweis gegeben, dafs nichts Vollkommenes in der Welt anzutreffen sey. Die geometrische Ausrechnung ist nach Fontana folgende: Die ganze Länge des Gebäudes sammt der Gallerie und der Dicke der Mauern beträgt 970 Schue. Die innere Länge von der metallenen Pforte bis zum äufsersten Altar 570 Schuhe, die Breite des grofsen Schiffes, oder des mittelsten Gewölbes 84, die ganze Breite der Kirche aber mit Innbegriff der Mauerdicke 284. Die Höhe der Kirche von dem Fufsboden, bis zum Schlufs des Gewölbes, jedoch ohne die Kuppel ist 137, und der äufserste Umfang der Kirche in allem über 2000 Schuhe.

Das Merkwürdigste an diesem Gebäude ist die Kuppel, welche der Stadt Rom schon von weitem ein prächtiges Ansehen giebt. Papst Sixtus der V. liefs sie errichten, de la Porta und Dominicus Fontana bauten sie, aber die Idee dazu kam aus dem Kopfe des grofsen Michael Angelo Buonarotti. Dieser dreifache Künstler, (denn er war zugleich Mahler, Bildhauer, und Architekt,) war einst in einer Gesellschaft, wo die Kirche Maria rotonda, oder das ehemahlige Pantheon der Römer, als ein nicht genug zu preisendes Werk angerühmt wurde. Michael Angelo sagte hierauf, er wolle ein Gebäude von gleicher Gröfse, und Gestallt bauen, aber sein Gebäude solle nicht auf der Erde stehen, sondern in der Luft schweben. Er baute hierauf die Kuppel als eine zweite rotonda, über die Peterskirche empor.

Dieses bewunderungswürdige Gewölbe ruht auf vier Pfeilern, wovon jeder über 60 Schuhe im Durchmefser hat. Ein jeder Pfeiler ist unten mit einer weifs marmornen Statue geziert, die aufser dem Fufsgestelle 15 Schuh hoch ist. Diese vier Statuen sind die heilige Veronica von Mochi, St. Helena von Andreas Bolgi, St. Andreas von du Quesnoy, und St. Longinus von Bernini. Über einer jeden von diesen Statuen ist eine Tribune, oder Gallerie, von der man jährlich die hierher gehörigen Heiligthümer zeigt. Die Fundamente dieser Pfeiler sind ausgehölt, und mit einer Treppe versehen, über welche man zu den unterirrdischen Gewölbern kömmt. Die Decke der Kuppel ist mit mosaischer Arbeit geziert. Die Höhe des ganzen Gewölbes von dem Fufsboden der Kirche, bis zur Spitze des Kreuzes beträgt 593 Palmen, oder 67 Klafter. Die Kuppel

der Peterskirche ist also nur um 7 Klafter niederer, als der Stephans Thurn zu Wien, und um 9 Klafter niederer als der Münster Thurn zu Strafsburg.

Als dieses Wunder der Baukunst fertig war, liefs Michael Angelo an seine Zeitgenofsen, und an die Nachwelt die nachdrücklichste Ermahnungen ergehen, die vier Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, ja nie zu schwächen, oder zu erschüttern; Bernini achtete aber dieser Warnung nicht, und schwächte die Pfeiler nicht nur durch die Anbringung der Nischen für die angeführten kolofsalischen Statuen, sondern hauptsächlich durch die innere Aushöhlung für die Treppen. Bald darauf schlug der Donner in das Gewölbe, und es erfolgte ein Rifs in selbem, welcher im Jahre 1700 noch mehr durch ein Erdbeben erweitert wurde. Das gröfste Wunderwerk der Baukunst hat also gegenwärtig zwei Rifse aufzuweisen, welche man aber unten in der Kirche wegen der aufserordentlichen Höhe nicht wahrnimmt, und die mit einer handbreiten eisernen Stange bedeckt sind.

Diese traurige Begebenheit machte damahls in Rom einen erstaunenden Eindruck. Man schob die ganze Schuld auf den Bernini, und dieser Künstler, welcher wegen seiner Gemüthsart eben nicht sehr beliebt in Rom war, hätte bald darüber seinen Kopf verlohren. Auf den Umstand mit den Rifsen bezieht sich auch folgende Anekdote. Als der Künstler Mochi, ein Riwal von Bernini die oben angeführte Statue der heiligen Veronika mit dem Schweifstuche Christi aufgestellt hatte, versteckte er sich in der Nähe, um die Urtheile über sein Kunstwerk zu hören. Bernini, welcher einer der ersten Beurtheiler war, machte die Bemerkung, dafs das Schweifstuch zu sehr in der Luft flattere. Diefs verdrofs den Mochi, welcher sogleich hervortratt, und zu Bernini sagte: „ja wohl flattert das Schweifstuch, aber das kömmt alles von dem starken Winde her, der durch die Kuppel hereinbläst."

In der Kirche sind folgende Merkwürdigkeiten zu sehen der Hauptaltar steht mitten in dem Kreuze der Kirche, grade unter der Kuppel, und zieht von allen Seiten die Aufmerksamkeit auf sich. Er unterscheidet sich dadurch von allen Altären der katholischen Christenheit, dafs der Mefslesende mit dem Gesichte gegen das Volk gewendet ist. Über selbem ist ein Himmel von vergoldetem Bronze, mit einem Kreuze und vier Engeln, welcher auf vier grossen, gewundenen, metallenen Säulen ruht. Diese Säulen sind von Bernini gezeichnet, und von Gregorius Rossi gegofsen, wiegen 10050 Pfund, und sind

aus den metallenen Platten verfertigt, mit welchen das römische Pantheon bedeckt war. Das Ganze ist gegen 90 Fuſs hoch, und ein Werk Papst Urbans des VIII. bey diesem Altare liest Niemand Meſse, als der Papst selbst, oder derjenige, welcher von ihm eine besondere Erlaubniſs hat.

Ganz am Ende der Kirche, dort, wo in den übrigen Kirchen der Hauptaltar zu seyn pflegt, befindet sich der Stuhl des heil. Petrus (Altare della Catedra di St. Piedro) Der hölzerne Predigtstuhl dieses Apostels ist hier in einem andern vergoldeten Bronze eingeschloſsen. Vier Kirchenväter, nähmlich St. Chrisostomus, Athanasius, Augustinus, und Ambrosius, in koloſsalischer Gröſse, von vergoldetem Bronze, und auf prächtigen, marmornen Fuſsgestellen halten diesen Stuhl. Über ihm schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube, mit einer Glorie von Engeln umgeben, von gleichem Metalle. Das ganze herrliche Werk ist von Bernini gezeichnet, und von Piscina gegoſsen worden.

Aufser diesen zwey Hauptaltären sind noch 28 andere Altäre und Kapellen vorhanden. Diese sind sämmtlich sehenswürdige Werke der Kunst. Man sieht da herrliche Öhlgemählde von Domminichino, Piedro di Cortana, Angelo Coroselli, Carl Maratta, Francesco Quercino, Francesco Romanelli, Sachi, Muziani. Von den Franzosen, Valentin und Pouſsin u. dgl. Bildhauerarbeiten von Michael Angelo, Bronzearbeit nach der Zeichnung des Bernini, Fresco, Mahlerey von Lanfranchi, mosaische Arbeit von Fabio Christophori, Guido Abbatino, Marzello Provenzale, u. dgl. Ein groſses Basrelief aus einem einzigen Stücke Marmor von Alessandro Algardi, das 30000 Skudi gekostet hat, und Leo den groſsen vorstellt, wie er den Attila mit der Rache St. Peters, und Pauls bedroht, wenn er sich an Rom vergreiffen würde. Ein kostbarer Tabernakel aus Lapis lazuli. Ein Stein an einem Pfeiler, welcher Petrascelerata, der lasterhafte Stein genannt wird, weil man ihn den heiligen Märtyrern angehängt haben soll, um sie bey ihrer Tortur desto mehr auszudehnen. Einige aber sagen, daſs darauf mehrere Märtyrer hingerichtet worden sind. Ein anderer Stein, worauf Papst Sylvester die Körper der Apostel, Peters und Pauls durch Abwägung der Gebeine von einander abgetheilt hat.

Eine vorzügliche Zierde dieser Kirche sind die vortrefflichen Grabmähler. Das Grab des Papst Innocentius XII. ist das einfachste unter allen, und ohne alle Pracht, ob wohl er ungeheure Summen auf die Kirche verwendet hat. Eben so ist das Grabmahl des Papstes Gregorius XIV. und Clemens XI. ohne al-

le Zierrathen. Das vortreffliche monument Gregors XIII. ist aus weifsem Marmor. Er ist darauf vorgestellt, als ertheilte er den Segen. Zu seinen Füfsen liegt ein Salemander, und auf jeder Seite steht eine Tugend in Riesengröfse. Alle diese Statuen, nebst dem Sarge und dem Fufsgestelle bestehen nur aus füuf Stücken von ungeheurer Gröfse, und sind Meisterstücke der Bildhauerkunst des Camillo Ruscony. Das Grabmahl Paul III. ist von der Zeichnung des Michael Angelo, und von der Bildhauerarbeit des Guilielmo della Porta. Besonders ist dabey die Statue der Religion merkwürdig, welche als eine nakte Weibsperson vorgestellt, und von solcher Schönheit ist, dafs sich einst ein Spanier in sie verliebte. Dieser ärgerliche Liebeshandel gab hierauf Anlafs, dafs man sie mit einer leichten Drapperie von Bronze bekleidet hat. Die Grabmähler Urbans des VIII. und Alexanders des VII. sind von der Kunst des Bernini. Das Grabmahl Leonsi des XI. von Algardi wobey besonders die Aussöhnung Heinrichs IV. Königs von Frankreich mit der römischen Kirche auf dem Sarge sehr kunstreich angebracht ist. Ferners sind die Grabmähler Clemens X. von verschiedenen Meistern, Innocenz VIII. von Pollajuolo, Innocenz XI. von Moinot, und Alexanders VIII. zu bemerken.

Auch zwey merkwürdige Frauenzimmer haben hier ihre Ruhestätte, und Denkmähler. Das eine ist das Grab der Gräfinn Mathildis, von welcher die bekannte Schenkung an den päpstlichen Stuhl herrührt. Auf dem Basrelief ist Kaiser Heinrich IV. abgebildet, ohne Krone, die ihm ein Knabe nachträgt, wie er vor dem Papst Gregor VII. auf den Knien liegt, und ihm den Fufs küsset. Das andere ist das Grabmahl der Königinn Christina von Schweden, welche bekanntlich, nach dem sie ihre Krone niederlegte, Europa durchreiste, katholisch wurde, und dort starb.

Sonst sind noch zu bemerken, 180 grofse marmorne Säulen, welche der Kirche zu einer besondern Zierde dienen, und worunter eine aus dem Tempel zu Jerusalem vorgezeigt wird, an welche Christus sich gewöhnlich soll gelehnt haben, wenn er im Tempel predigte.

Die Taufkapelle ist von schönem Marmor, mit vielen vergoldeten Zierrathen versehen. Hier ist als Taufbecken ein treffliches, grofses Porphyrgefäfs, in welchem vorher der Körper Kaisers Otto II. soll gelegen seyn. Das Altarblatt stellt die Taufe Christi vor, und ist ein herrliches Gemählde von Carl Maratta.

Die Sakristey ist etwas von der Kirche abgesondert, so, dafs man durch einen Gang dahin gelanget. Sie ist ein achteckiges Gebäude. Inwendig über der Thüre hängen die Ketten, welche die beyden Apostel Peter und Puul sollen getragen haben. Die ganze Sakristey ist mit den herrlichsten Gemählden ausgeziert.

Unter die besondern Merkwürdigkeiten der Peterskircke gehört auch der Schatz von Reliquien, welcher dort aufbewahrt wird. Die wichtigsten darunter sind: ein grofses Stück Holz vom Kreuze Christi. Das Eisen von der Lanze, womit der Hauptmann der Kriegsknechte, und nachherige heilige Longinus die Seite des Heilands geöffnet hat. Diese Reliquie ist ein Geschenk des Türkischen Kaisers Bajazeth, welches er im Jahr 1491 an den Papst Innocentius VIII. nach Rom gesendet, um ihn wegen seinem entflohenen Bruder zu gewinnen. Die Spitze von diesem Eisen ist abgebrochen, und wird zu Paris in dem Schatze der heiligen Kapelle aufbewahrt. Der Abdruck des blutigen Angesichts Christi auf weifser Leinwand. Der Kopf des Apostels Andreas, des Evangelisten Lukas, des heil. Thomas, Bischofs von Canterbury, und dgl.

Bey der Sakristey befindet sich die Guarderobe, wo die kostbaren Kirchengeräthe, und Meubles verwahrt werden. Besonders sind darinn die Tapeten merkwürdig. Unter diesen ist eine Bekleidung der ganzen Kirche, von rothem Damaste, mit goldenen, vier Finger breiten Galonen besezt, wozu über 30000 Ellen von diesem Zeuge verwendet wurden und die über 100000 Skudi gekostet hat.

Der Fufsboden der Kirche ist ganz von Marmor gedeckt, und wird so, wie alles übrige in der Kirche, so reinlich gehalten, dafs man glaubt, dieses ehrwürdige Alterthum sey erst vor einigen Jahren gebaut worden.

Wenn sich einiger Staub an den Wänden, oder an der Decke ansetzt, so werden Leute in Körben, uud besondern Maschinen hinaufgezogen, um selben herab zu nehmen. Dieses geschieht nicht durchs abkehren, weil dadurch nur der Staub von einem Orte zum andern gejagt würde, und die künstlichen Zierrathen durch die Besen, oder Bürsten leiden könnten, sondern die Unrei-

nigkeiten werden mit weichen Tüchern abgenommen. Zu dieser Reinhaltung der Kirche sind über 50 Personen angestellt.

Weil die Mauern der Kirche ungeheuer dick, und die Fenster nach dem Verhältnisse zu dem Riesengebäude eben nicht sehr grofs sind, so ist die Kirche etwas dunkel. Ein anderer, wichtiger Fehler daran ist die Feuchtigkeit, welche macht, dafs die Gemählde auf Leinwand und Holz, durch die Länge der Zeit Schaden leiden. Daher war man darauf bedacht, die herrlichen Kunstwerke durch etwas anders zu ersetzen. Dieses geschieht durch die mosaische Arbeit, durch welche nach und nach alle Gemählde kopiert, und für die späteste Nachwelt dauerhaft gemacht werden. Man hat daher bey der Peterskirche ein eigenes Institut für die Mosaick, welches fast blos für diese Kirche arbeitet, und einer nähern Betrachtung würdig ist.

Die Materie, woraus die römischen, mosaischen Werke zusammen gesetzt werden, besteht aus Glasgüssen, von so vielerley Schattirungen in jeder Farbe, als man von englischer Stickerwolle finden kann. Sie werden erst in dünne Kuchen gegofsen, und hernach in längliche Stücke von mancherley Dicke geschnitten.

An den Figuren, welche die Decke der St. Peterskirche zieren, und also nur von weiten gesehen werden, sind manche Stücke von der Dicke eines Fingers; zu den feinsten Werken aber nimmt man subtile Fäden, oder Stüke Glases, so nicht viel dicker, als eine gemeine Nähnadel sind; daher können von dieser Art gegen zwey Millionen Stücke auf ein Portrait von vier Quadratschuhen verbraucht werden.

Die Stifte werden so nahe aneinander gefügt, dafs man nach der darauf erfolgten Polirung kaum merken kann, dafs es eine Zusammensetzung vieler Theilchen sey, denn das Ganze kömmt dem Auge vor; wie ein lebhaftes Gemählde, vor welches ein feines Glas gezogen ist. Der Grund, worein diese Stükke getragen, und befestiget werden, besteht aus einem Teige, der von zu Kalk gebranntem Marmor, feinem Sande, Gummi Dragant, Eyerweis, und Öhl zusammen gesetzt ist. Er ist anfangs so weich, dafs man die Stifte leicht einsetzen, und wenn man was versehen hat, wieder herausnehmen, den Teig selbst aber zusammendrücken, und neue Stifte hineinbringen kann; nach etlichen

Tagen aber wird er härter, und endlich mit der Zeit so fest, und hart, wie ein Stein, so, dafs es unmöglich ist, etwas daran zu ändern. Der ganze Grund ist mit einem steinernen Rahm, oder Gesimse eingefafst, welches bey grofsen Gemählden bisweilen einen Fufs breit, und eben so dick ist.

Die innerste Mafse hält mittels vielen metallenen Haken an einer steinernen, oder metallenen Platte fest. Man hat Stücke, die 16, bis 20 Fufs hoch, und 12 bis 15 breit sind, und worinn die Mafse des Teiges mit den Glas-Stiften über dreyviertel eines Schuhes hoch aufgetragen ist. Daraus kann man auf die Schwere eines solchen Stückes schliefsen.

Die entfernten Stücke an der Decke der Gewölber, werden nicht polirt, an den untersten Altar-Gemählden aber wendet man desto mehr Fleifs an. An einem Stücke von ungefähr 80 Quadratschuhen bringen 7 bis 8 Künstler, die zugleich daran arbeiten, zwey Jahre zu, und je suptiler die Arbeit ist, desto mehr Zeit wird dazu erfordert.

Sie haben in offenen Fächern die Stifte von verschiedenen Farben vor sich, und so im Griff, wie die Setzer die Buchstaben in den Buchdruckereyen. Man mufs erstaunen, mit welcher Genauigkeit sie das kleinste Strichelchen, und jedes Haar nachmachen, so, dafs zwischen dem Originalgemählde, und einer solchen Kopie kein anderer Unterschied ist, als dafs die Mosaik mehr Lebhaftigkeit und Glanz besitzt.

Die Schneidung der Glasgüfse geschieht oben auf dem Dache der Peterskirche, und die Zusammensetzung des Gemähldes in einem besondern Gebäude hinter der Kirche. Übrigens mufs man von dieser römischen Mosaik, die florentinische unterscheiden, welche darinn besteht, dafs man aus geshnittenen Edelsteinen, oder kostbaren Marmorarten, Figuren ungefähr eben so zusammensetzt, wie der Kunst-Tischler seine Figuren in Holz einlegt.

Es ist nicht genug dafs man die Peterskirche von unten betrachtet, denn sie ist auch in ihrem obern Theilen mit solchen Merkwürdigkeiten versehen,

dafs man sich die Mühe nicht darf reuen lafsen, bis in den Knopf hinauf zu steigen.

Die erste Wendeltreppe ist ohne Stuffen, und so beschaffen, dafs man darauf zu Pferde auf und ab reiten könnte. Sie ist defswegen so angelegt, dafs man die, zum Kirchenbau, und zur Unterhaltung der in der Höhe wohnenden Menschen nöthigen Dinge mit Eseln hinaufbringen kann.

Nachdem man auf diese Weise ungefähr 280 Schritte bergan gestiegen ist, kömmt man in das Innere der Kirche und auf denjenigen obern Umgang über den Pfeilern, wo sich die Kirche zu wölben anfängt. Dieser Umfang ist ohne Geländer, aber so breit, dafs man sicher darauf herumgehen kann. Hier sieht man die aufserordentliche Gröfse der mosaischen Bilder, welche unten, wie gewöhnliche Figuren aussehen. Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man hört, dafs die Schlüfsel des Petrus 33 Palmen, also mehr, als 22 Schuhe grofs sind; daher man sie unstreitig für die gröfsten Schlüfsel in der Welt halten kann.

Auf dem Dache der Kirche kann man frey herumgehen. Einige Wege sind darauf wie ordentliche Strafsen gepflastert; auch sind darauf mehrere Wohnhäuser, und so viele Kuppeln, dafs man sich fast verirren kann. Von hier kömmt man unter das Gewölbe der Hauptkuppel. Dieses ist ein doppeltes Gewölbe, wovon eines über das andere, wie ein Futteral gebaut ist, dergestalt, dafs zwischen beiden ein hohler Zwischenraum gelafsen ist. Auf dieseWeise steigt man auf 80 Stuffen über den Rücken des einen Gewölbes, wie über einen ungeheuren Backofen, während man rückwärts über sich das andere Gewölbe hat.

Alsdann kömmt man auf einen äufsern Umgang der Kuppel, der mit einem eisernen Geländer verwahret ist. Hier stehen in der Rundung schön gearbeitete Säulen, welche 8 Spannen in der Dicke; und ohne dem Fufsgestelle 24 Spannen in der Höhe haben. Zwischen diesen Säulen fällt das Licht durch gläserne Fenster in die Hauptkuppel, und auf ihnen ruht die steinerne Kuppel, welche über die gröfsere emporsteigt und selbe oben schliefst.

Auch die kleinere Kuppel ist doppelt, und inwendig hohl, und man kömmt hier über 23 Stuffen in die Höhe, wobey man sich aber an einem Stricke an-

halten muſs, als wenn man in ein Schiff klettern wollte. Von hier kömmt man auf die äuſserste Decke der Kuppel, und in die sogenannte Laterne, welche daher den Nahmen hat, weil eine Öffnung gegen die Stadt angebracht ist, in welcher am St. Petersabend 9 Lampen angezündet werden. Von hier aus sieht man die offene See, ob sie gleich 40 italienische Meilen davon entfernt ist.

Von der Laterne besteigt man eine hölzerne Leiter von 14, und dann eine eiserne von 12 Sproſsen, worauf man durch eine enge Öffnung in den runden Knopf kömmt. Dieser ist von Kupfer, hält inwendig acht Fuſs im Diameter und einige behaupten, daſs darinn 32 Personen Raum hätten, welches aber freylich auf eine etwas mühsame Art, ungefähr so, wie bey den Pikelhäringen, geschehen müſste. Auf dem Knopf steht ein Kreuz von 12½ Schuhen Höhe. Die Kugel und das Kreuz sind von Sebastiano Torrisani einem Bologneser gegoſsen worden.

Da wir die Kirche von innen und auſsen betrachtet, und ihren Knopf bestiegen haben, so bleibt uns nur noch übrig, auch ihre unterirrdische Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Wenn man sich zu den vier groſsen Pfeilern verfügt, auf welchen die Kuppel ruht, so gelangt man unter jeder von den vier angeführten koloſsalischen Statuen in eine Kapelle, und zu einem Altar, auf welchem die Geschichte desjenigen Heiligen, dessen Statue darüber steht, in trefflicher mosaischer Arbeit abgebildet ist. Die Deſseins dazu sind von dem berühmten Andreas Sacchi und die Mosaik von Fabio Caristofori. Unter jedem Altar ist eine Treppe künstlich in das Fundament der Hauptpfeiler gearbeitet, über welche man in die unterirrdischen Gewölber gelangt.

Zuerst kömmt man auf den Fuſsboden der ehmahligen St. Peterskirche, welcher so sehr mit Gräbern der Heiligen angefüllt ist, daſs man ihn nicht hat rühren oder umkehren wollen, sondern den gröſsten Theil mit einer Mauer eingeschloſsen hat. Das Estrich ist noch so, wie es zu Kaiser Konstantins Zeiten gewesen seyn soll, mit Porphyr belegt. Allenthalben stehen steinerne Särge herum, worinn die Gebeine der alten Päpste und Kardinäle ruhen. Darunter ist besonders der Sarg des Papstes Adrian IV merkwürdig, welcher aus einem einzigen Stücke Granit besteht, welches das gröſste seyn

soll, so man in dieser Art und Form findet. Er wurde zugleich mit dem, gleich im Anfang dieser Beschreibung angeführten Obelisk aus Egypten gebracht.

Aufser den Grabstätten der Päpste sind noch andere Denkmähler daselbst. Man sieht hier die Grabstätte der drey römischen Kaiser, Honorius, Theodosius und Otto II. wovon jeder ehmals ein eigenes kostbares Monument hatte. Allein man fand in der Folge für gut, das kaiserliche Andenken in Rom unbedeutend zu machen, die kostbaren Grabmähler wurden zu anderm Gebrauch verwendet, und drey Körper auf einen Plaz zusammen gelegt, wo sie ganz schlecht, wie in einem Backofen, der mit Kalk beworfen ist, ruhen.

Von vornehmen Frauenzimmern liegen hier begraben. Die Kaiserinn Maria, Honorius Gemahlinn, in derem Grabe man vieles Gold, Silber und Edelgesteine gefunden und zu dem Kirhenbau verwendet hat. Agnes Kaiser Heinrichs III. Gemahlinn. Charlotte von Lusignan, Königinn von Cypern, welche im Jahr 1487 zu Rom gestorben ist. Der Körper der Königinn Christina von Schweden lag zuerst ebenfalls in dieser Gruft, wurde aber nachher in die Kirche selbst übersetzt. Auch der Baumeister Bramanta, der den ersten Entwurf von der Peterskirche gemacht hat, liegt hier begraben, und nicht weit davon befindet sich die Ruhestätte des Venerabilis Beda.

Von historischen Merkwürdigkeiten müfsen wir den Stein anführen, worauf die Kaiser ehemahls bey ihrer Krönung zu Rom knieten. Ferner ist daselbst ein weifser Marmorstein, auf welchem die Schenkung der Mathildis eingegraben seyn soll, dessen Schrift aber itzt ganz unleserlich geworden ist. Das schriftliche Original von dieser berühmten Schenkung, soll in dem Archive vorhanden seyn.

Das gröfste Heiligthum dieser unterirrdischen Gewölber sind die halben Leiber der beyden Apostel Petrus und Paulus. Sie liegen gerade unter dem Hauptaltare der Kirche, und mitten zwischen den vier Pfeilern, worauf die Kuppel ruht. Über ihnen ist die klementinische Kapelle erbaut, welche voll Merkwürdigkeiten ist.

Die Wand ist von Marmor und Porphyr aus dem Bade der Agrippina, das ehemahls auf diesem Plaze erbaut war. Ein Mosaik, worauf die beyden Apostel abgebildet sind, soll 800 Jahr alt seyn. Beym Eingange sind vier kostbare Tafeln von einem Stücke Serpentin. Auch sind einige schöne Basreliefs von Metall sehenswürdig. Auf dem Altar dieser Kapelle werden die Pallia vom Papste geweihet. Dieser Ort wird insbesondere Limina apostolorum genannt.

In dem gewölbten Gange, welcher zu den Gruften und zu den unterirrdischen 4 Altären an den Pfeilern führt, sind viele merkwürdige Kunstgegenstände. Man sieht hier die Vorstellung des alten Vatikans und der ehemahligen St. Peterskirche in einem Freskogemählde. Viele alte Basreliefs, welche bey der Abbrechung der alten Kirche gefunden und aufgehoben wurden. Eines davon stellt den Kopf des Kaisers Nero vor, wie man aus der Vergleichung mit seinen Münzen schliefst. Eine Sitzende Statue St. Peters soll die erste seyn, welche man von diesem Apostel verfertigt hat. ein marmornes mit biblischen Geschichten geziertes Basrelief vom Grabe des Consuls Julius Bassus, welcher um das Jahr 359 gestorben ist. Maria mit dem Jesukinde, und die Erschaffung der Eva, beyde sehr schön in weifsem Marmor gearbeitet, wurden von dem Grabmahle Pauls IV. hierher gebracht.

Eine besondere Zierde dieser unterirrdischen Gewölber sind die mosaischen Arbeiten, welche hier um so nöthiger waren, da wegen der Feuchtigkeit des Orts Gemählde auf Holz, Leinwand oder einem andern Grunde von keiner langen Dauer würden gewesen seyn. Aufser den Meisterstücken der neuern Kunst, sieht man auch viele alte Stücke von dieser Arbeit. Besonders ist zu bemerken das älteste Stück von mosaischer Arbeit von Jotti, und ein anderes, worauf Christus zwischen den Aposteln Petrus und Paulus abgebildet erscheint, welches einst auf dem Grabmahl des Kaisers Otto II. gestanden ist.

Ein Modell von der St. Peterskirche hat der Künstler Antonio Sangallo verfertigt. Es war mit solcher Sorgfalt und Schönheit ausgeführt, dafs es über 30,000 Skudi kostete. Es befand sich nebst andern Modellen in dem vatikanischen Pallaste. Als Papst Clemens XI. zur Regierung kam, wollte er die Zimmer für sich behalten und liefs alles daraus wegräumen. Bey dieser Gelegen-

heit kamen die Modelle so in Unordnung, da's sie noch nicht wieder zusammen gesetzt worden sind, sondern in einer verschlossenen Kammer liegen blieben.

Ein noch künstlicheres Modell von dieser Kirche wird zu Lissabon aufbewahrt. Darinn ist nicht nur alles, was man von aufsen und innen merkwürdiges gewahr wird, auf das sorgfältigste nachgebildet, sondern man hat auch die nähmlichen Steine, aus welchen die Kunststücke des Originals bestehen, dazu verwendet. Die Kosten dieser überaus künstlichen Arbeit sollen gegen 100,000 Thaler betragen haben.

Brücke über den Gard.

Die gröfsten Diamanten in der Welt.

Der Diamant verdient schon an und für sich betrachtet, unter die wunderbaren Erscheinungen in der Welt gerechnet zu werden, theils wegen seiner Seltenheit, theils wegen den merkwürdigen Eigenschaften, wodurch er sich vor allen andern bekannten Körpern in der Natur auszeichnet. Er ist das härteste Wesen, das man kennt, und widersteht nicht allein der Feile, sondern auch jeder andern Reibung, daher kann er auch nur durch sich selbst, nähmlich durch den Diamantenstaub, welcher mit Öhl zu einem Schmiergel angemacht wird, polirt, und durch dieses nähmliche Mittel auf einer eigenen Scheibe geschliffen werden. Eine andere Eigenschaft, wodurch er alle übrige natürliche Körper übertrifft, ist der aufserordentliche Glanz, den er besitzt. Diese beyden Eigenschaften, verbunden mit seiner Seltenheit, haben ihm auch bey allen ältern und neuern Völkern des Erdbodens, welche ihn kannten, einen hohen Werth, und den ersten Rang unter den Edelsteinen verschafft.

Aufser diesen Eigenschaften besitzt er noch folgende. Er ist der schwerste unter allen Edelsteinen; ganz durchsichtig, ohne eigentliche Farbe, und sehr elektrisch. Er zieht Papier, Stroh, Federn, Goldblättchen, Haare, Seide, und vorzüglich Mastix an, wenn man ihn zuvor durchs Reiben erhitzt hat. Durch das Ausglühen wird er phosphorisch, das heifst er bekömmt die Eigenschaft, im Finstern zu leuchten.

Durch Feuer ist man im Stande den Diamant zu zerstöhren. Viele Versuche haben bewiesen dafs er in einem hermetisch verschlofsenen Gefäfse sich verzehre. Bey dieser Gelegenheit bemerkte man über dem Steine einen glänzenden halbzirkelförmigen Schein, eine wahre wellenförmige Flamme; ein Zeichen, dafs er wirklich brannte. Aber ihn zu schmelzen war bisher noch immer nicht möglich gewesen.

Die merkwürdigsten Versuche den Diamant zu schmelzen machte Kaiser Franz I., welcher sich überhaupt sehr viel mit chymischen Opreationen beschäftigte. Seine Absicht war, zu versuchen, ob es nicht möglich sey, mehrere kleine Diamanten in ein einziges grofses Stück zusammen zu schmelzen, wodurch der Werth freylich aufserordentlich wäre erhöhet worden. Er machte seine Versuche mit dem Jesuiten Pater Franz. Nachdem sie alle mögliche Versuche mit dem Ofenfeuer gemacht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem stärksten Feuer in der Natur, zu den Sonnenstrahlen. Zu dem Ende wurden ungeheure Brennspiegel verfertiget, welche von verschiedener Gröfse und so gestellt waren, dafs die Strahlen zuerst durch die gröfsten, und dann durch immer kleinere Scheiben, welche in dem gehörigen Brennpunkt von einander abstanden, gehen mufsten. Die Diamanten wurden in den Brennpunkt des letzten und kleinsten Spiegels gebracht. Die Wirkung dieses konzentrirten Sonnenfeuers war aufserordentlich, denn die Steine wurden in wenigen Minuten in Asche verwandelt; aber eine Schmelzung war man nicht im Stande hervor zu bringen. Mann kann die Brennspiegel noch gegenwärtig in dem Naturaliensal zu Wien in Augenschein nehmen.

Die schönsten Diamanten, welche man bisher gefunden hat, sind die ostindischen, besonders aber diejenigen, welche zu Gani oder Coulour, sieben Tagereisen von Golconda; gegraben werden. Sie haben acht spitzige Seiten. Die reichsten Minen in Ostindien sind die zu Raolconda, Latawar und Soumelpour in Bengalen und auf der Insel Borneo. Nach den ostindischen kommen die amerikanischen Diamanten. Die Diamantengruben in Brasilien sind die reichhaltigsten in der Welt. Seit ihrer Entdeckung sind die Diamanten viel häufiger geworden, aber auch in ihrem Werthe gesunken, und wären vielleicht noch unbedeutender geworden, wenn nicht die portugiesische Regierung die Vorsicht gebraucht hätte, nur eine bestimmte geringe Zahl jährlich zu graben, um die Steine durch ihre zu grofse Menge nicht in Abschlag zu bringen. Die Arbeiter in den Minen müfsen nakend arbeiten, damit sie nicht etwas ent-

wenden können, und doch hat man schon mehrmahl durch erfinderische Art alle Vorsicht zu täuschen gewufst. Auf die geringste Entwendung ist die Todesstrafe gesetzt.

Die Alten waren nicht im Stande, die Diamanten zu schleifen. Ludwig von Berguen, von Brügge gebürtig, ist der erste Erfinder der Kunst, den Diamant auf dem Schleifrad zu schneiden und zu polieren. Er schnitt den ersten im Jahr 1476 für Karln den Kühnen, lezten Herzog von Burgund. Nach der verschiedenen Art die Diamanten zu schleifen, werden sie in Rauten und Brillanten eingetheilt. Leztere sind die kostbarsten, weil sie oben und unten gleich geschliffen sind, und daher durch das Zurückprellen der Strahlen des untern Schliffes, das Feuer der obern Seite ungemein vermehret wird.

Wenn der Stein ganz rein ist, so hat er gar keine Farbe, andere Steine aber spielen ins gelbe, blauliche, stahlfarbe, oder grünliche, und verlieren dadurch von ihrem Werthe. Man schätzt die Diamanten auf folgende Art. Der rohe Stein wird nach Caraten geschätzt, wovon eines 4 Gran schwer ist, und nach seiner Reinheit und sonstigen guten Eigenschaften einen gröfsern oder geringern Werth besitzt. Das vermehrte Gewicht steigt aber nicht im einfachen, sondern im quadratischen Verhältnisse. Wenn zum Beyspiel ein Diamant von einem Carat 20 Gulden werth ist, so gilt derselbe Stein, wenn er 2 Carat schwer ist, nicht 40 sondern 400 Fl. Bey den geschnittenen Steinen wird aber erst das Gewicht verdoppelt und dann zum Quadrat erhoben. Zum Beyspiel ein Carat kostet 20 Gulden, so kosten 2 Carat 1600 Gulden. Je gröfser die Steine sind, desto weniger pflegen sie rein zu seyn, daher wird bey ihrer Schäzung gleich der erste Carat geringer angesetzt.

Ehemals hielt man jenen Diamant für den gröfsten, welchen der Grofsmogul besafs, ehe die Engländer seiner Herrlichkeit ein Ende machten. Der berühmte Reisende, Tavernier, sagt, er sey 279 1/8 Carat schwer gewesen und schäzte ihn auf 11,723,278 französische Livres.

Unter den gegenwärtig bekannten Diamanten ist der russische der gröfste. Er war ehemahls in dem Auge des Gottes Brama, in der berühmten Bildsäule des Tempels zu Scheringam in Indien. Ein französischer Deserteur vom indianischen Grenadierbataillon, welcher in malabarischer Tracht gekleidet, einen der untersten Dienste in diesem Tempel als Pandaron erhalten hatte,

verliebte sich in das glänzende Auge der Gottheitt. Nachdem einst die Reihe an ihn kam, die Nachtwache in dem Tempel zu halten, wufste er den kostbaren Stein aus dem Auge zu entwenden, floh damit nach Trichinapenty, von da nach Gondelour und endlich nach Madras, welche Stadt den Engländern zugehört. Hier verkaufte er den Diamant an einen Schifskapitän um 50,000 Livres, der ihn einem Juden um 300,000 Livres gab, und dieser wufste ihn einige Jahre darnach noch vortheilhafter an einen griechischen Handelsmann zu verkaufen. Von diesem lezten Besitzer erhielt ihn im Jahr 1772 die russische Kaiserinn Katharina II. um 2,250,000 Livres (450,000 Rubeln, oder 900,000 Gulden) baares Geld, und einen lebenslänglichen Gehalt, von jährlichen 100,000 Livres, allein die dafür gezahlten Summen waren keineswegs seinem Werthe angemessen. Dieser Diamant spielt vortrefflich, ist sehr rein, von der Gröfse eines Taubeneyes, hat eine platte, eyrunde Figur, wiegt 779 Carat und ist der gröste und schönste unter allen bekannten Diamanten in der Welt. Er ist oben an dem Zepter des russischen Reichs unter dem Adler angebracht.

Der zweyte merkwürdige Stein ist der Pitt, oder auch der Regent genannt. Seine Schicksale werden auf folgende Art erzählt. Ein Arbeiter in den Brasilianischen Gruben fand ihn, und wufste ihn ohngeachtet aller strengen Aufsicht und obgleich die Todesstrafe seiner wartete, dennoch heraus zu schwärzen. Man sagt er habe sich in seine Wade eine Wunde gemacht, dieselbe zur Eiterung gebracht, und in dem daraus entstandenen grofsen Geschwüre den Stein verborgen. Auf diese Art soll er ihn unter den heftigsten Schmerzen und mit der gröfsten Gefahr seines Lebens zu Schiffe nach Europa gebracht haben. — Auri sacra fames quid non mortalia pectora cogis!

Von diesem Menschen erhandelte ihn der Lord Pitt, oder Graf Chatam, der Vater des noch lebenden englischen Ministers Pitt. Dieser liefs ihn schleifen und bekam für die abfallenden Stücke über 6,000 Pfund Sterling. Der geschliffene Stein behielt noch ein Gewicht von 144 Carat und bekam ein solches Feuer, dafs er alle andere Steine, die neben ihn gebracht wurden, verdunkelte. Seit der Zeit war er unter dem Nahmen des Pitt in Europa bekannt. Pitt hätte den Stein sehr vortheilhaft verkaufen können, denn König August von Pohlen wollte ihn für 800,000 Thaler kaufen, und die sächsische Landschaft wollte die Bürgschaft über sich nehmen, dafs diese Summe in etlichen Jahren fristenweise abgetragen werden sollte, allein Pitt bestand auf einer Mil-

lion Thaler und der Handel zerschlug sich dadurch. Beyde bereuten es in der Folge: König August, weil er eines der gröfsten Kleinodien in der Welt, das er zur Zierde des berühmten grünen Gewölbes in Dresden bestimmt hatte, in andere Hände kommen liefs, und Pitt, weil er mit seinem nachherigen Handel schlechter daraus kam. Pitt war bey dem Besitz dieses Schatzes kaum seines Lebens sicher, und er verhandelte ihn endlich an den Herzog Regenten in Frankreich, welcher ihn für den damahls minderjährigen König Ludwig XV. kaufte. Daher wurde er in der Folge der Regent genannt. Der Kaufschilling wurde auf viele Millionen Livres angesezt, aber er mufste einen Theil davon in andern Juwelen nach der Pariser Taxe annehmen, und das übrige wurde ihm in Bankopapieren ausgezahlt. Eben damahls machte der berüchtigte Law seine abentheuerliche grofse Finanzoperation mit den Missisippi-Papieren, und bald darauf brach ein förmlicher Staatsbankerott in Frankreich aus, so dafs Pitt, welcher seine Papiere nicht gleich anbringen konnte, kaum 300,000 Thaler für seinen Diamant erhielt. Dieser Stein war in der Folge die gröfste Zierde in der französischen Krone.

Der dritte merkwürdige Stein in Europa ist jener, welcher in der Schazkammer zu Wien aufbewahrt und der florentinische genannt wird. Dieser Diamant hat mancherley sonderbare Schicksale gehabt. Einst glänzte er an dem Diadem Carls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund, der ihn nebst allen seinen übrigen Schätzen und Kostbarkeiten in der berühmten Schlacht bey Gransee verlohr. Ein schweizerischer Landsknecht, welcher ihn bey der Plünderung des Lagers erbeutete, und sich nicht auf Diamanten verstand, verkaufte ihn an einen Bürger von Bern für 5 Gulden, dieser wieder an einen italienischen Kaufmann um 120 Fl. und so stieg er immer im Preise bis ihn der Grofsherzog von Toskana erhandelte. Man erzählt, dafs er unter der Zeit einmahl so verkannt gewesen, dafs man ihn für ein Stück Krystall angesehen habe. Auf diese Weise soll ihn ein Jesuit auf der Piazza di Navona zu Rom um einen Paolo gekauft, und nachher dem Grofsherzog von Toskana um 75,000 Scudi verkauft haben. Durch den Grofsherzog Franz, nachherigen Kaiser Franz I. kam er in die Schazkammer nach Wien. Er ist von der Gröfse einer welschen Nufs und wiegt 139½ Carat. Sein Wasser zieht etwas ins Citronengelbe, daher er an Schönheit den beyden vorhergehenden nicht gleich kömmt, wurde aber dennoch von Tavernier auf 2,608 335 französische Livres geschätzt. Von diesem Diamant sind zwey Modelle vorhanden. Das eine befindet sich in der Gallerie zu Florenz, wo ehemahls der Stein selbst war, und

ist aus einem gelblichen Feuersteine geschnitten. Das andere ist in der Schatzkammer zu Wien, und ist aus einem schönen böhmischen Diamante verfertiget.

Die gröfsten Weinfässer in der Welt.

Die gröfsten Weinfässer in der Welt befinden sich in Deutschland. Diesen Umstand haben ausländische Reisende aufgefafst und mit als einen Beweis angeführt, dafs der Vorwurf nicht ohne Grund sey, welchen man den Deutschen wenigstens in den ältern Zeiten gemacht hat, dafs sie Liebhaber vom Trinken seyen. Wir wollen die Sache dahin gestellt seyn lassen, und nur bemerken, dafs der Umstand mit den grofsen Fässern nichts beweise. Nur in Deutschland konnte man auf den Einfall kommen, solche bachantische Ungeheuer zu erbauen, weil nur der deutsche Wein zu einer sehr langen Aufbewahrung geeignet ist und gerade durch diese Aufbewahrung Kraft und Stärke erhält.

Nicht das kleinste von den berühmten grofsen Fässern ist in Österreich in dem Stifte Klosterneuburg. Es hält 999 Eimer und oben hinauf hat man noch ein kleines Fäfschen gesetzt, um die Zahl Tausend voll zu machen. Man besteigt dieses ungeheure Weinbehältnifs mittelst einer Stiege. Oben ist eine Gallerie angebracht, worauf man herum gehen kann. Das Spundloch ist so grofs, dafs es allein eine volle Mafs in sich fassen kann. Gegenwärtig ist dieses Fafs leer. Das Stift Klosterneuburg ist überhaupt wegen seinem grofsen Vorrath von köstlichen Weinen berühmt. Ein altes Sprüchwort bezeichnet den Reichthum der drey vornehmsten Stifter in Niederösterreich auf folgende Art: Melk heist der reisende Metzen, wegen seiner grofsen Getreide-Ärndte; Köttweich der klingende Pfenning, wegen dem Geldreichthum und Klosterneuburg wird wegen seinem Weinvorrath der rinnende Zapfen genannt.

In dem Schlosse Hohentübingen bey der Stadt Tübingen befindet sich ein Fafs, welches 24 Fufs lang und 16 Fufs hoch ist. Es ist vielleicht das älteste unter den vorhandenen grofsen Fässern, denn es wurde schon im Jahre 1548 erbaut. Es ist ebenfalls leer. Es liegt in einem merkwürdigen Keller, welcher in einen Felsen gearbeitet und mit Quadersteinen ausgewölbt ist. Dieser Kel-

ler ist 300 Fuſs lang, über 20 hoch, und hat ein Gewölbe, welches 22 Fuſs dick ist.

Noch gröſser als das vorhergehende Faſs ist jenes, welches zu Grüningen bey Halberstadt aufbewahrt wird. Es ist 30 Fuſs lang, und 16 hoch. Auch dieses Faſs ist leer.

Das berühmteste unter allen Fässern ist das Heidelberger Faſs, welches bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Ruhm behauptete, daſs es das gröſste in der Welt sey. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz lieſs es im Jahre 1664 erbauen, und im Jahr 1727 wurde es erneuert und mit vielen Zierrathen versehen. Es ist 31 Fuſs lang und 21 Fuſs hoch. Sein Innhalt beläuft sich auf 204 Fuder oder 2040 Eimer. Oben ist es eben und mit einem Geländer umgeben, so daſs eine ganze Gesellschaft darauf speisen und herum gehen kann.

Von der Gröſse desselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daſs die eisernen Reifen und Bände 110 Zentner wiegen. Unter den Verzierungen desselben ist ein Bachus mit Waldgöttern umgeben und dabey die Verse:

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein.

Im Anfang war dieses Faſs ebenfalls leer, aber im Jahr 1727 ist es mit Wein angefüllt worden.

Alle diese Fässer werden von dem Königsteiner Fasse übertroffen, welches gegenwärtig in der Gröſse seines gleichen nicht hat. Friedrich August lieſs es erbauen, und Freyherr von Kyau, Generallieutenant der Infanterie, und Kommendant auf der Festung Königstein, der wegen seinen lustigen Streichen damahls allgemein bekannt war, dirigirte den Bau. Dieses groſse Werk wurde im Jahr 1722 angefangen und im Jahr 1725 vollendet. Es hat in der Länge 17 Ellen, nach der Spundtiefe 12 und nach der Bodentiefe 11 Ellen. Verwendet wurden dazu 157 Stücke Tafeln, wovon jede 8 Zoll dick ist, und 54 Bodenstücke zu beyden Böden, nähmlich zu dem einen 26 und zu dem andern 28 Stücke. Jeder Boden wiegt 77 Zentner und 70 Pfund. Dieses Faſs ist mit gutem meiſsnischen Landweine gefüllet. Die Last des Weines beträgt über 6000 Zent-

ner, denn es enthält nicht weniger als 3709 Dresdner Eimer. Die Füllung kostet über 40,000 Thaler, wenn man auch nur die Maſs Wein zu 16 Kreutzer anschlägt. An dem einen Boden des Fasses liest man folgende Innschrift:

Salve Viator
Atque mirare
Monumentum
Bono Genio
Ad recreandam
Modice mentem
Positum A. R. S. MDCCXXV
A Patre Patriae
Nostrae Aetatis Tito Vespasiano
Deliciis generis humani
FRIDERICO AUGUSTO
Pol. Rege et Electore Sax.
Bibe ergo in honorem et Patris
Et Patriae et Domus Augustae
Et Königst. Praefecti
Lib. Bar. de Kyau
Et si pro dignitate vasis
Doliorum omnium
Facile Principis vales
In Prosperitatem
Totius Universi.
Vale.

Die deutsche Übersetzung lautet also:

Sey gegrüſset, Reisender!
und bewundere
das Denkmahl
so dem aufgeweckten Geiste
zu gemäſsigter Erquickung
des Gemüths
gesetzt worden im Jahre des wiederhergestellten Heiles 1725
von dem Vater des Vaterlandes

Einem Titus Vespasianus unsrer Zeit
der Freude des menschlichen Geschlechts
FRIDERICO AUGUSTO
Könige in Pohlen und Churfürsten zu Sachsen.
Trinke demnach zu Ehren, sowohl des Vaters,
als des Vaterlandes, und des Königlichen Hauses,
wie auch des Königsteiner Commendantens,
Freyherrns von Kyau,
und wenn du nach Würden des Fasses,
als aller Fässer
wahren Königs kannst,
auf das Wohlseyn
der ganzen Welt.
Lebe wohl!

Der Platz auf dem Fasse ist mit einem Geländer umgeben und so groſs daſs darauf 20 Personen speisen können. Auch sind allerhand Arten von Willkommen vorhanden, mit denen man den Fremden eine Ehre anzuthun sucht.

Die merkwürdigsten Brücken in der Welt.

Die Brücken über groſse Flüsse sind die auſserordentlichsten Werke, welche der kühne menschliche Geist entworfen, Scharfsinn, Kunst und Geschicklichkeit ausgeführt, und eiserner Fleiſs und Beharrlichkeit vollendet haben. Nur derjenige, welcher groſse Wasserbauanstalten ausführen sah, kann sich einen Begriff von den Vorrichtungen machen, welche dazu erfordert werden, um sich mitten in einen breiten, tiefen und reisenden Strom zu senken; unter dem Boden des alles durchwühlenden Wassers einen festen Grund zu legen, und mitten durch die Fluthen einen Pfeiler auf die Oberfläche des Flusses heraus zu arbeiten, welcher im Stand ist den unaufhörlich zuströmenden Wogen und der tobenden Wuth des Eises zu widerstehen, und der alles verheerenden Zeit durch Jahrhunderte zu trotzen.

Die Römer, welche sich unter den alten Völkern durch Riesenwerke der Baukunst ausgezeichnet, haben auch im Brückenbau Wunderdinge geliefert. Aber keines von diesen Werken kömmt der berühmten Brücke gleich, welche Kaiser Trajan über den grösten Fluss in Europa, die Donau, und gerade an einem Orte schlagen liefs, wo dieser majestätische Strom eine ausserordentlich breite Oberfläche besitzt.

Nach des Dio Cassius *) Beschreibung war diese trajanische Brücke ein Meisterstück; das achte Wunder der Welt, welches alle Thaten Trajans bey weitem übertraf. Sie hatte 19 Bogen und 20 Säulen von viereckicht gehauenen Steinen, deren jede 150 Schuhe hoch und 60 breit war. Diese standen eine von der andern 170 Schuhe ab, und nach dieser Ausmessung belief sich die Länge der ganzen Brücke auf 4600 Schuhe. Ihr Baumeister war ein gewisser Apollodorus von Damascus. Dio Cassius und Procopius halten sie für den kostbarsten und vortrefflichsten Bau in der ganzen Welt. Letzterer meldet, dass die Pfeiler dieser Brücke, welche zu des Dio Cassius Zeiten noch standen, und nur dazu dienten, die äufserste Stärke der menschlichen Kräfte zu zeigen, in der Folge gänzlich zerstöhrt, und durch ihre Trümmer der Fluss solchergestalt verschlemmt und ausgefüllt worden sey, dass er nicht mehr schiffbar war, bis er nicht in ein anderes Bette geleitet wurde.

Sulzer **) hat bewiesen, dass diese berühmte Brücke ohnweit der türkischen Stadt Nikopolis, 5 Stunden unterhalb der Mündung des Altflusses, welcher sich hier in die Donau ergiefst, bey dem Dorfe Islas gewesen sey, an der Stelle, wo jetzt Silei oder Tscheleh liegt. Hier sieht man noch die Ruinen von einer Festung, welche mit einer andern in gerader Linie, jenseits der Donau gelegenen, als zwey Brückenschanzen (Tetes de ponts) wahrscheinlich zur Vertheidigung der Brücke gedienet. Die Donau fliefst in diesen Gegenden sehr breit und sanft und ihre Breite beträgt an den meisten Orten über eine halbe Stunde. Dieser Schriftsteller hat auch gezeigt, dass die noch vorhandenen Ueberbleibsel einer Brücke, zwischen Kladowa und dem Severiner Thurm, welche man gewöhnlich für die Trajansbrücke hält, viel neuer und in der Bauart keineswegs mit der von den alten Schriftstellern beschriebenen zu vergleichen seyn.

---

*) Dio Cassius lib. 68.

**) Sulzers Geschichte des transalpinischen Daciens. 1ter Theil.

In den neuern Zeiten haben die fleifsigen Deutschen am meisten im Brückenbau geleistet, wozu der Umstand vieles beytrug, dafs ihr Vaterland mit den gröfsten Flüssen in Europa versehen ist. Besonders sind von den ältesten Zeiten drey Brücken sehr berühmt gewesen, nähmlich die Regensburger, Prager und Dresdner. Von diesen drey Brücken war das Sprichwort, die Regensburger sey die schönste, die Prager die stärkeste und die Dresdner die längste, welches sich aber in den neuern Zeiten geändert hat, indem die Dresdner kürzer geworden, und von der Prager übertroffen wird, allein an Schönheiten gegenwärtig den ersten Rang behauptet.

Die Regensburger Brücke, welche über die Donau geschlagen ist, kann man mit allem Rechte unter die ältesten vorhandenen Brücken in der Welt rechnen. Sie ist eines der wichtigsten Denkmähler der Baukunst des Mittelalters. Sie ist von den gröfsten zugehauenen Quaderstücken gebaut, hat 15 Bogen und ist 1091 Schuhe lang. Die Pfeiler ruhen auf Rösten, welche aus grofsen tief in den Grund geschlagenen eichenen Pfählen bestehen. Merkwürdig ist dabey, dafs die Bogen zirkelrund sind, da sonst die Gewölber aus jenen entfernten Zeiten, denen man eine besondere Festigkeit geben wollte, alle parabolisch sind.

Sie wurde nach der einstimmigen Aussage aller Geschichtschreiber von Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, gemeinschaftlich mit der Bürgerschaft zu Regensburg vom Jahre 1135 bis 1146 erbaut. Sie trotzt also schon über 654 Jahre der Gewalt eines reissenden Stromes, und hatte auch sonst gewaltige Erschütterungen auszustehen. Im Jahre 1633, als Herzog Bernhard von Weimar im dreissigjährigen Kriege vor die Stadt kam, liefs der Kommendant den dritten Bogen, von der Stadt an gerechnet, abtragen, und als dieses nicht geschwind genug gieng, mit Pulver sprengen. Auch sind seit ein Paar Jahrhunderten unter verschiedenen Bogen dieser Brücke, Mühlwerke angebracht, welche durch die Wasserräder dieselben nicht wenig erschüttern. Im Jahr 1732 wurde sie unter der Aufsicht des Stadtbaumeisters Johann Georg Schlee mit neuen grofsen Quaderstücken überlegt, und mit neuen steinernen Geländern versehen.

Auf dem Geländer befinden sich die sogenannten Wahrzeichen von Regensburg nähmlich das steinerne Bild eines Hundes ohne Kopf und zwey Hähne. Der gemeine Pöbel erzählt sich davon folgende Fabel. Der Werkmeister dieser Brücke machte mit dem Teufel ein Bündnifs, dafs wenn er ihm bey dem

Bau deresiben behülflich seyn würde, ihm dasjenige, was zuerst über die fertige Brücke paſsirte, zu Theil werden sollte. Nachher spielte er seinem höllischen Gehülfen dadurch einen Possen, daſs er die angezeigten Thiere zuvor über die Brücke laufen lieſs. Diese Teufelshistorie muſs bey den Alten viel Beyfall gefunden haben, denn sie wird noch von einigen andern, mindern berühmten Brücken erzählt.

Die zweyte merkwürdige Brücke Deutschlands ist die Prager Brücke. In den ältesten Zeiten waren nur hölzerne Brücken über die Mulda geschlagen, als aber die letzte davon im Jahr 1342 durch eine groſse Wasserfluth hinweg geschwemmt wurde, lieſs Kaiser Karl IV. welcher damahls König von Böhmen war, die gegenwärtige steinerne Brücke bauen. Er legte im Jahr 1358 selbst den Grundstein dazu, und baute daran durch 20 Jahre bis an sein Ende im Jahr 1378. Er verwendete dazu über 18,000 Schock Groschen, welches nach heutigem Gelde ungefähr 180,000 Thaler ausmachte, und für die damahligen Zeiten eine sehr groſse Summe war. Dem ungeachtet brachte er dieses groſse Werk nicht zu Stande. Erst unter den nachfolgenden böhmischen Königen wurde die Brücke vollendet und ihre letzte äuſsere Zierde erhielt sie im achtzehnten Jahrhundert unter Kaiser Karl VI.

Diese Brücke ist zwischen der Altstadt Prag und der Kleinseite über die Mulda angelegt. Sie hat 1170 Schuhe in der Länge und 35 in der Breite, so daſs drey bis vier Wägen neben einander fahren können. Sie ist also die längste und breiteste unter den gegenwärtigen Brücken Deutschlands. Sie hat 18 Schwibbogen von Quaderstücken, und ist an beyden Enden mit starken Thürmen versehen, welche durch ihre Schwere und Festigkeit die Stärke der beyden Landjoche vermehren und durch ihren beyderseitigen Gegendruck die wahre Haltbarkeit des Ganzen bewirken. Die ganze Bauart dieses Werkes ist von ungemeiner Festigkeit. Man erzählt, daſs während dem Bau die Eyer so wohlfeil gewesen seyn, daſs man 16 bis 18 für einen Silberpfennig, oder ungefähr 2 Kreuzer nach heutigem Gelde, bekommen habe. Daher soll der Werkmeister den Entschluſs gefaſst haben, den Kalk mit Eyweiſs und Wein zu vermischen, wodurch eine so haltbare Steinkitte entstand, daſs die Schweden, welche die Stadt Prag belagerten, und die Brücke von der Seite der Altstadt abbrechen wollten, nicht im Stande waren, zwey Steine von einander zu schlagen, sondern die Steine selbst zerbrechen muſsten.

Die meisten äuſsern Zierden erhielt diese Brücke in den Jahren 1709 und 1710 durch Kaiser Karl VI. Es wurden 28 steinerne Bildsäulen errichtet, wel-

che sämmtlich Bilder von verschiedenen Heiligen vorstellen, aber von Seite der Kunst keinen sonderlichen Werth haben. Unter diesen ist ein metallenes Crucifix, welches ein Jude zur Strafe, wegen Lästerungen, errichten lassen mufste, besonders aber die metallene, 20 Centen schwere Statue des heiligen Johann von Nepomuk, zu bemerken. Sie befindet sich mitten unter den übrigen Bildsäulen auf demselben Orte, wo dieser Heilige auf Befehl des Königs Wenzel den 16. May 1383 in die Mulda gestürzt wurde. An diesem Tage werden jährlich grofse Andachten, mit Illuminationen der Brücke und andern Feyerlichkeiten unter einem Zusammmenflufs von unzähligen Menschen gehalten.

Unter allen Brücken nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa ist unstreitig die Dresdner Brücke, welche über die Elbe geschlagen ist, die schönste, wenn nähmlich von grofsen Brücken die Rede ist: denn unter den kleinen giebt es allerdings manches sehr zierliche Werk dieser Art. Sie war ehemahls auch die längste, denn sie bestand aus 24 Pfeilern, auf welchen die geschlossenen Bogen ruheten, und die Länge erstreckte sich auf 800 Schuhe. Sie reichte bis an die Georgenburg, und man sah auf ihr den berufenen Todtentanz, in welchem sich Herzog Georg selbst mit abbilden liefs, die Versuchung Christi, wobey der Teufel mit einer Mönchskutte bekleidet war; das Brückenmännchen, welches den Baumeister Mathias Fotius vorstellen sollte, und für das Wahrzeichen von Dresden galt u. dgl.

Diese Brücke wurde schon im Jahr 1119 unter dem Markgrafen Heinrich II. angefangen, sie blieb aber wegen den vielen Kosten, so sie verursachte, unausgebaut. Im Jahre 1173 und um das Jahr 1222 wurde der Bau wieder fortgesetzt und endlich im Jahre 1260 vollendet. Als man in der Folge die Festungswerke von Dresden näher gegen die Elbe rückte, wurden 6 Pfeiler von der Brücke verschüttet, der Weg planirt, das alte Thor vermauert und ein neues angelegt. Unter August II. König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen wurde sie durch einen bequemen Gang und Ruhebänke für die Fufsgänger erweitert und erhielt ihr gegenwärtiges schönes Ansehen.

Gegenwärtig ist die Dresdner Brücke 685 gemeine Schritte lang und 16 bis 17 breit, die auf den Seiten für die Fufsgänger angelegten erhabenen Wege mit darunter begriffen. Sie ist von lauter schönen Quadersteinen und sehr grofsen Grundstücken aufgeführt, und ruhet, auf 19 Schwibbögen. Auf beyden Seiten sind Ausschweifungen oder Rundungen mit steinernen Bänken versehen, so,

dafs man darauf ausruhen und in Gesellschaft die Zeit mit Unterredungen zubringen kann. Die ganze Brücke ist mit schönen eisernen Gittern umgeben. An dem fünften Pfeiler rechter Hand, wenn man von der Neustadt nach der Altstadt geht, steht das königliche und churfürstliche Wappen sauber in Stein gehauen, welches von zwey Statuen, deren, die eine das Königreich Pohlen und die zweyte das Churfürstenthum Sachsen vorstellt, gehalten wird. Gegenüber ist ein 9 Ellen hohes, metallenes, vergoldetes und schön gearbeitetes Crucifix welches auf einem durch Kunst gemachten Felsen steht, es ist mit dem Gesichte nach Morgen gerichtet, steht auf dem breitesten Pfeiler und weist den Schiffenden den breitesten Schwibbogen an. Auf jedem Pfeiler sieht man 4 Postamenter mit steinernen Blumentöpfen. Diese schöne Brücke wird alle Nächte mit vielen Lampen beleuchtet.

Unter die merkwürdigsten Brücken in Deutschland gehört auch die Meifsner Brücke, welche über die Elbe geschlagen ist. Sie ruhet auf steinernen Pfeilern, ist aber oben von Holz gebaut und bedeckt. Sie ist ein ungemein künstliches Werk von jener Art, welche man beym Brückenbau ein Hängewerk nennt. Als ein vorzügliches Kunststück wird daran bemerket, dafs ein einziger hölzerner Schlufsnagel den sehr grofsen mittelsten Schwibbogen, welcher 75 Schritte begreift, zusammen hält. Sie ist im Jahre 1422 gebauet worden. Man erzählt, dafs ehmahls ein Mönch von dieser Brücke herunter gestürtzt, und ertrunken sey, welcher aus Hafs gegen das weibliche Geschlecht bey jeder Taufe eines Mädchens sagte; Nungetauft, hernach ersauft.

Italien hat mehrere bewunderungswürdige Brücken aufzuweisen. Die schönste darunter ist unstreitig jene, welche zu Rom über die Tiber gebaut ist, und über welche man nach der Engelsburg gelangt. Vor Zeiten hiefs sie Pons Aelius, und unter den Päpsten hat sie ihre kunstreichen Verzierungen erhalten. Gleich im Anfang sieht man die Bildsäulen der beyden Apostel Peter und Paul, welche Papst Clemens VII hat setzen lafsen. Die erste ist von Lorenzetti und die andere von Paolo Romano. Papst Clemens IX hat nicht nur die Zugänge zu dieser Brücke erweitern, sondern auch nach dem Entwurfe des grofsen Künstlers Bernini mit 10 Bildsäulen von Engeln zieren lassen. Sie sind von kolosalischer Gröfse, aus weifsem Marmor gearbeitet und die gröfsten Meister der damahligen Zeit haben daran ihre Geschicklichkeit bewiesen. Der erste Engel, welcher die Säule trägt, woran Christus ist gegeifselt worden, ist von Antonio Raggi; der andere ist von Cosmo Fancelli, und trägt das

blutige Schweifstuch der heil. Veronica. Der dritte hält die Nägel und ist von Girolamo Lucenti; Ercole Ferrata hat den vierten Engel, der das Kreuz trägt, verfertigt; den fünften mit der Lanze hat man dem Dominico Guidi zu verdanken; der sechste Engel, so das Rohr trägt, an dessen Ende der Schwamm vorgestellet ist, womit Christus mit Essig getränket wurde, ist ein Meisterstück des Antonio Giorgetti und die Kenner geben dieser Statue den Preis unter allen zehnen; der siebente Engel hält die Überschrift des Kreuzes und an seinem vor andern ganz ungezwungenen Wesen erkennt man leicht seinen Meister den Chevalier Bernini; der achte zeigt Christi Rock ohne Naht, nebst drey Würfeln, und ist so wie der neunte, welcher die Dornenkrone trägt, von Paolo Naldini; an dem zehnten Engel, der die Geifsel in Händen hält, hat Lazzaro Morelli seine Kunst bewiesen. Jede von diesen Bildsäulen ist mit einer andern lateinischen Innschrift versehen.

Eine von den bewunderungswürdigsten Brücken Italiens ist jene, welche in Genua zwey abgesonderte Höhen der Stadt mit einander vereiniget. Sie ist von Stein gebaut und besteht aus einem kleinen und drey grofsen Schwibbogen, welche von so aufserordentlicher Höhe sind, dafs unter derselben Häuser von 4 bis 6 Stockwerken stehen und bewohnt sind, und demungeachtet ein freyer Platz von 10 bis 12 Schuhen zwischen diesen Gebäuden und den Bogen übrig bleibt. Auf diese Art geht oder fährt man über eine Strafse der niedrigen Stadt, ohne es zu merken: und weil das Mauerwerk über dem Schlusse der Bogen wenigstens wieder 10 Fufs beträgt, ehe das darauf liegende Pflaster anfängt, so kann man dieser Brücke gar wohl eine Höhe von 8 Stockwerken oder mehr als von 80 oder 90 Fufs geben. Ihre Breite ist von 15 und die Länge von 160 gemeinen Schritten. Einer aus der Familie Saul hat dieses kostbare Werk im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet und die Republik hat ihm dafür in ihrem Pallaste zur Dankbarkeit ein Denkmahl aufführen lassen.

Eine prächtige Brücke zu Verona ist vorzüglich wegen der aufserordentlichen Weite der Bogen merkwürdig, indem die Pfeiler des ersten Bogen 70, des andern 82, und des dritten 140 Fufs von einander abstehen. Die ganze Länge der Brücke beläuft sich auf 348 Fufs.

Aber keine Brücke weder in Italien, noch vielleicht überhaupt in der Welt übertrifft in diesem Stücke jene Brücke, wovon noch gegenwärtig die Überbleibsel bey der Stadt Narni angetroffen werden. Kaiser August liefs sie über die

Nera schlagen, dergestalt dafs sie zwey an den Seiten des Flusses gelegene Berge verknüpft, um den Weg nach Perugia zu erleichtern. Die vorhandenen Rudera bestehen aus grofsen Quaderstücken, die ohne Kalk und eisernen Klammern in einander gefügt und an den äufsern Seiten als geschliffene Diamanten zugehauen sind. Auf der Seite von Narni ist am Lande, und ehe das Wasser des Flusses anfängt, ein Bogen noch ganz und geschlossen, von aufserordentlicher Höhe, und die Basis seines Gewölbes hält 40 gemeine Schritte. Auf der Höhe findet sich beym Anfang der Brücke ein Loch, welches so tief herunter reichen soll, dafs man dadurch vermittelst eines Gewölbes unter der Nera auf die andere Seite des Flusses habe kommen können. Die Pfeiler, die in dem Wasser noch zu sehen sind, zeigen von der ungemeinen Gröfse der Bogen, welche aber nicht von einerley Weite gewesen sind. Nach einer Ausrechnung war die ganze Brücke 580 Fufs lang, und der gröfste Bogen darunter hatte eine Weite von 142 Fufs.

Die Stadt Venedig kann sich rühmen die meisten Brücken unter allen Städten Europens zu besitzen, denn sie zählt ihrer nicht weniger als fünfhundert. Unter ihnen ragt *il ponte Rialto* empor. Sie besteht aus einem einzigen Bogen, dessen Basis 90 Fufs hält, und ist von Marmor erbaut. Ihr Baumeister war Antonio dal Ponte. Diese herrliche Brücke ruht auf 12,000 Pfälen von Ulmen und hat der Republick 250,000 Dukaten gekostet. Die obere Breite ist von 37 gemeinen Schritten, welche durch zwey Reihen von Buden gleichsam in drey Strafsen, deren die mittelste die breiteste ist, getheilet wird. Auf jeder von den äufsersten Seiten sind 56 Stufen zu steigen.

Unter den Brücken in Frankreich müssen wir vorzüglich diejenige anführen, welche auf dem beygefügten Kupfer abgebildet erscheint und von ganz aufserordentlicher Art ist. Sie befindet sich zwey Meilen von der Handelsstadt Nimes, mitten zwischen den Dörfern Remoulin und St. Prevot in einer einsamen und sehr romantischen Lage. Sie ist über den Gardfluss gebaut, woher sie auch den Nahmen *Pont du Gard* erhalten hat. Sie hängt eigentlich zwey hohe furchtbare Berge zusammen, welche ein herrliches Thal bilden, wodurch der Gard durchschiefst, ein kleiner Flufs, welcher nach Reaumürs Berichte Goldsand mit sich führt und sich in die Rhone ergiefst.

Dieses bewunderungswürdige Werk besteht eigentlich aus drey Brücken oder drey Reihen von Schwibbogen, von welchen jeder Pfeiler 18 Fufs im

Die egyptischen Pyramiden.

Durchmesser hat. Die unterste Brücke, welche über den Fluſs Gard gehet, besteht in 6 Bogen, ist 438 Fuſs lang und 83 Fuſs hoch. Der Raum zwischen diesem und dem nächsten Bogenwerke beträgt 7 Fuſs und einige Zoll.

Die mittere Brücke besteht aus 11 Bogen, hat in der Länge 746, in der Höhe 21 Fuſs, und zwischen ihr und der obersten Brücke ist ein Raum von 6 Fuſs und 8 Zoll.

Die oberste Brücke besteht aus 35 Bogen, ist 17 Fuſs hoch und 504 Fuſs lang. Sie war eigentlich die Hauptsache vom Ganzen, denn über dieselbe gieng zu den Zeiten der Römer eine Wasserleitung, welche sich von der Stadt Uzes oder dem alten Utica bis nach Nimes ungefähr 8 deutsche Meilen weit erstreckte, und letztere Stadt mit Wasser versorgte. Die Brücke worüber die Wasserleitung gieng, ist zwar noch gröſstentheils vorhanden, aber der Canal selbst ist gänzlich eingegangen.

Das ganze eben beschriebene Brückenwerk ist ein kostbarer Überrest römischer Bauart, und wird von einigen dem Kaiser August von andern dem Antonin zugeschrieben. Der kunstreiche Baumeister ist aber gänzlich unbekannt; auch findet man nicht die mindeste Innschrift wie es sonst bey römischen Gebäuden gebräuchlich war, oder irgend einen Nahmen daran. Alles ist aus groſsen, zugehauenen Steinen gebaut; die Pfeiler sind von toskanischer Ordnung und von dem bewunderungswürdigsten Ebenmaſse und was das aufserordentlichste an diesem Baue ist, so findet man keine Spur von Kalk oder einer andern zusammenhaltenden Masse, sondern die ungeheuern Quaderstücke sind ohne Bindung auf das künstlichste und doch solideste zusammen gefüget.

Im Jahr 1743 wurde eine neue Brücke daran zu bauen angefangen, und zwar nach dem nähmlichen Entwurfe, nach dem die unterste Brücke errichtet ist, von der sie einen Theil auszumachen scheint. Dieser Bau wurde im Jahr 1747 vollendet. Nunmehr können Pferde und Wagen bequem über den Fluſs kommen.

England hat mehrere vortreffliche und kunstreiche Brücken aufzuweisen wovon wir aber nur jene anführen wollen, welche die Stadt London besitzt. Da diese groſse, volkreiche und geldreiche Stadt an den beyden Ufern der Themse gebaut ist, so sind ihre Haupttheile durch drey groſse Brücken verbunden.

Die alte Brücke oder Londner Brücke ist nicht weit vom Tower, und verbindet das eigentliche London und Southwark. Sie ist zwar durch den Steinkohlendampf und das Alterthum ganz schwarz geworden, aber wegen ihrer besondern Breite und Festigkeit ungemein schäzbar, und da sie sich gerade an dem Orte befindet, wo die Themse am tiefsten ist, auch wegen der Nähe des Meeres Ebbe und Fluth an dieser Stelle täglich abwechseln, als eines der gröfsten Meisterstücke des Wasserbaues anzusehen. Ihr Bau fieng im Jahr 1176 unter der Regierung Königs Heinrichs II. an und wurde im Jahr 1209 unter König Johann zu Stande gebracht. Ihr eigentlicher Stifter war ein gewisser Capellan, Nahmens Peter von Coolecurk, allein die Könige und die Bürgerschaft haben ebenfalls grofse Summen zu ihrem Baue hergegeben.

Sie ist aus gehauenen Steinen gebaut, hat 19 Bogen, ist 800 Fufs lang, 30 breit, und wie man sagt 60 hoch Auf derselben stehen auf beyden Seiten aber nicht durchgehends Häuser, welche mit Kaufmannsläden versehen sind, so dafs man über diese Brücke wie durch eine lange Gasse geht. Unter ihr ist die Wasserkunst, wodurch das Wasser aus der Themse gezogen, und damit die halbe Stadt London versehen wird.

Gleich bey dieser Brücke sieht man eine grofse, achteckige pyramidalische Säule, welche zum Andenken des grofsen Brandes, der den 2. September 1666 an diesem Orte entstand, errichtet wurde. Diese Feuersbrunst hat wohl schwehrlich in der Weltgeschichte ihres Gleichen aufzuweisen, und der berühmte Brand der Stadt Troja und andere berühmte Brände des Alterthums dürften wohl nur wie Kinderspiele dagegen erscheinen. Sie dauerte vom 2. bis 6. September, und legte nicht weniger als 13,000 Häuser, also ungefähr den dritten Theil der damahligen Stadt London in die Asche. Die Gedächtnifssäule ist von Quadersteinen hohl gebaut, so dafs man inwendig auf einer Treppe bis in die Spitze kommen kann. Sie ist 220 englische Fufs hoch, den Grund der 40 Fufs hat, und die Kuppel mit dem Balkon von 30 Fufs mitgerechnet. Bis zu dem Balkon gehen 345 Stufen von schwarzem Marmor. Sie ist mit weitläufigen Innschriften in lateinischer und englischer Sprache versehen. Aufser dieser Säule wird noch das Andenken dieses grofsen Unglücks durch einen Beth-und Bufstag gefeyert, welcher noch jährlich am 2ten Septemper gehalten wird.

Eine zweyte Brücke verbindet Westmünster und Soutwark. Sie wurde im Jahr 1738 angefangen und 1750 vollendet. Sie kostete über 500,000 Pfund Sterling oder fünf Millionen Gulden. Ihre Länge beträgt 1223 Fufs und die Breite

wenigstens 44 Fuſs. Der an beyden Seiten gepflasterte Raum für die Fuſsgänger ist ungefehr 12 Fuſs höher als der Mittelweg. Sie hat 13 groſse und 2 kleine Bogen, die auf 14 Pfeilern ruhen, deren jeder ungefehr 70 Fuſs lang ist und auf einem starken Grund von Holz steht. An beyden Seiten ist eine stark gebaute Schanze, jede 77 und einen halben Fuſs lang, nebst einer gemächlichen steinernen Treppe von verschiedenen Stufen zum ausladen der Güter, oder zum Aussteigen der Passagiers. Sie ist mit 32 Laternen und mit schönen zum Ausruhen auf der Brücke gemachten Sitzen versehen; und alle Nacht werden zur Sicherheit der Fuſsgänger 12 Schildwachen darauf gestellt.

Die dritte Brücke ist die neueste von allen und befindet sich zwischen den beyden vorhergehenden. Sie ist im Kirchspiele St. Anne, wird Blakfriars Bridge (die Brücke zu den schwarzen Mönchen) genannt, ist als ein Meisterstück von Baukunst anzusehen, und wird wohl nicht leicht ihres gleichen haben.

Von den merkwürdigsten Brücken auſser Europa, besonders von den berühmten chinesischen Brücken wird bey einer andern Gelegenheit gehandelt werden.

Die sieben Weltwunder.

Bey den Alten waren sieben Kunstwerke berühmt, welche als die aufserordentlichsten Produckte des menschlichen Fleifses und menschlicher Geschicklichkeit so viel Bewunderung erregten, dafs man ihnen den Nahmen der sieben Weltwunder beylegte. Sie waren 1) die Mauern und hängenden Gärten zu Babylon: 2) die Pyramiden in Egypten; 3) die Statue und der Tempel des Jupiters zu Olympia; 4) der grofse Colofs auf der Insel Rhodus; 5) das Mausoläum, oder Grabmahl, welches die Königinn Artemisia ihrem Gemahl hat setzen lafsen; 6) der Dianen-Tempel zu Ephesus und 7) der Pharus oder Leuchtthurm zu Alexandrien.

Das erste Weltwunder.

Die Babylonischen Mauern und hängenden Gärten der Semiramis.

Das erste von den sieben Weltwundern sind die babylonischen Mauern und die hängenden Gärten. Da aber die ganze Stadt Babylon gewissermafsen unter die Weltwunder gehört, so wird es nicht undienlich seyn, von dieser berühmten Stadt des Alterthums hier einige Nachrichten zu ertheilen.

Babylon oder Babel war eine der ältesten und berühmtesten Städte in der Welt. Sie lag in Asien an dem Flufse Euphrat, in dem Lande Chaldäen, wo-

von sie die Hauptstadt war. Sie wurde an dem Orte erbaut, wo der bekannte babylonische Thurm seinen Anfang genommen hatte. Daher erhielt sie auch den Nahmen Babel, welches so viel als eine Verwirrung andeutet, indem bey dem Bau dieses Thurms die Sprachen verwirrt wurden.

Man setzt den Bau des babylonischen Thurms gewöhnlich in das Jahr der Welt 1775 und 120 Jahre nach der Sündfluth. Man glaubt Nimrod, ein Sohn des Chus sey der vornehmste Urheber von dem Bau des Thurmes zu Babel gewesen. Der berühmte jüdische Geschichtschreiber, Flavius Josephus, sagt, er habe einen so hohen Thurm bauen wollen, welcher ihn gegen eine neue Sündfluth sichern, und in den Stand setzen sollte, den Tod seiner Vorältern, die in der Sündfluth umgekommen waren, an Gott selbst zu rächen. Man kann sich aber kaum vorstellen, dafs er sich so was Tolles sollte in den Kopf gesetzt haben.

Die heilige Schrift sagt von diesem Thurme nur folgendes. Als die Menschen aus Morgenland gezogen, und in das Land Senaar gekommen waren, sagten sie zu einander: „Lafst uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir unsern Nahmen berühmt machen, ehe wir in alle Welt zerstreut werden." Als nun der Herr sahe, dafs sie dieses Werk angefangen hatten, und entschlossen waren, es zu vollenden; so fuhr er herab, und verwirrte ihre Sprache, allso, dafs sie sich in alle Welt zerstreuten, und von ihrem Vorhaben ablafsen mufsten. — Man weifs nicht, wie hoch sie diesen Thurm gebracht, und alles, was man in den Schriftstellern davon findet, verdient keinen Glauben.

Eben so sind die Nachrichten von dem Thurme des Belus, von welchem Herodot, zu dessen Zeiten er noch vorhanden war, Meldung macht, meistens aus Fabeln zusammen gesetzt. Einige glauben, dafs er der eben erwähnte Thum zu Babel gewesen, andere aber mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, dafs er auf den Grund des alten Thurms erbaut worden sey. Herodot sagt, er hätte aus 8 Thürmen bestanden, die über einander gesetzt waren, und von den ersten bis auf den letzten immer kleiner zugiengen. Ueber dem achten Thurm war der Tempel des Belus und ein astronomisches Observatorium. Seine Höhe war ein Stadium, oder 125 Fufs. Nach andern aber war jeder von den 8 Thürmen so hoch, und das Ganze hätte also eine Höhe von 1000 Fufs gehaht welches an die Unmöglichkeit gränzt.

Dieser Thurm war von gebrannten Steinen oder Ziegeln erbaut und durch Harz oder Judenpech, welches in dieser Gegend häufig gefunden wurde, statt des Kalkes verbunden. Der Gang an demselben gieng nach dem Herodot von Aufsen herum. Es scheint also, dafs er sich achtmahl in einer schief laufenden Linie herum gewunden habe, so, dafs es aussahe, als wenn er aus 8 auf einander gesetzten Thürmen bestanden habe, ungefehr auf die Art, wie man gewöhnlich den Babylonischen Thurm abzubilden pflegt.

Nebukadnezar erweiterte den Thurm ins Gevierte durch erstaunende Gebäude auf jeder Seite. Auswendig gieng um das ganze Werk eine grofse Mauer, welche zwey und eine halbe Meile im Umfang hatte. Dieser Thurm und Tempel des Belus stand bis auf den Xerxes, welcher nach seiner Zurückkunft aus Griechenland denselben einen Steinhaufen gleich machte, nachdem er vorher den Tempel geplündert und ungeheuren Reichthum daraus gezogen hatte, indem Statuen von purem Golde darinn waren, wovon manche eine Höhe von 40 Fufs hatte.

Was die Stadt Babylon anbelangt, so führt die heilige Schrift davon an, dafs sie die Hauptstadt von dem Reich des Nimrod gewesen sey. Ueber ihren Ursprung sind die Schriftsteller nicht einig. Einige schreiben sie dem Nimrod, andere dem Sohne des Belus, noch andere dem Assyrier Belus, Vater des Ninus, und einige der berühmten Königinn Semiramis zu. Die gewöhnlichste Meinung ist, dafs Nimrod sie zu bauen angefangen. Belus erweitert, und Semiramis so grofse Werke habe anlegen und die Stadt auf so vielerley Art vervollkommnen und verzieren lassen, dafs sie als die eigentliche Stifterinn derselben anzusehen sey. Von dieser Königinn sind auch die Mauern und hängenden Gärten, obwohl sie einige dem Nabuchodonosor oder Nebukadnezar zuschreiben.

Wenn das, was von den babylonischen Mauern in den Schriftstellern vorkömmt, alles wahr ist, so gehören sie allerdings unter die gröfsten Weltwunder. Ihr Umfang wird verschieden angegeben. Ctesias setz ihn auf 360 Stadien oder 44,600 Schritte; Herodot auf 380: Strabo auf 385 Stadien, und Clitarch, welchen Diodor von Sicilien anführt, behauptet gar, dafs sie 360,000 Schritte im Umfang gehabt hätten. Gewöhnlich nimmt man ihren Umfang zu 15 Meilen an, die Meile zu 3000 Shritte gerechnet.

Die Höhe dieser Mauern wird von Plinius und Strabo auf 200 Fuſs angegeben und die Breite auf 50 Fuſs. Oben waren sie so geräumig, daſs zwey beladene Wägen einander bequem ausweichen konnten. Die Steine, woraus sie gebaut wurden, waren mit eisernen Klammern verbunden und fest in einander gefügt. Sie bildeten ein regelmäſsiges Viereck, davon jede Seite 25 Thöre hatte. Es waren also in allem 100 Thöre, die von Erzt gegoſsen waren. Zwischen zwey Thören waren immer drey Thürme, die um 10 Fuſs über die Mauern mit ihren Zinnen empor ragten; allso in allem 300 Thürme.

Von den 25 Thören jeder Seite giengen eben so viel Gassen nach den Thören der entgegen stehenden Seite in gleichen Linien, und waren 150 Fuſs breit. Durch diese kreuzweis gehende Gaſsen wurde die Stadt in 676 Vierecke getheilet, wovon jedes 4 1/2 Stadium in der Länge und Breite hatte. Zwischen den Mauern und den Häusern der Stadt war ein geräumiger Abstand, welcher mit Äckern versehen war, damit man zur Zeit der Belagerung da seinen Unterhalt nehmen konnte. Auch waren groſse Höhlen vorhanden, worinn man das Wasser auffieng.

So wunderbar die Mauern selbst waren, eben so wunderbar war ihre schnelle Erbauung. Es musten 300,000 Menschen unaufhörlich daran arbeiten. Quintus Curtius Rufus sagt, man habe ein Jahr über diesen Mauern gebaut, und täglich ein Stadium oder 125 Schritte zuwege gebracht. Berosus und Abydemus berichten gar, daſs dieses bewunderungswürdige Werk in 15 Tagen verfertiget worden, welches aber alle Wahrscheinlichkeit übersteigt.

Als Cyrus, der berühmte König von Persien sich dieser Stadt bemeisterte, lieſs er die auswendige Mauer abbrechen, weil ihm die Stadt zu fest schien, und er besorgte, sie möchte sich gegen ihn empören. Als Darius, ein Sohn des Hysdaspes, Babylon einnahm, lieſs er ihre Thöre und Mauern niederreiſsen, um den Hochmuth dieser Stadt zu züchtigen. Alexander der Groſse wollte sie wieder aufbauen, aber sein schneller Tod verhinderte ihn daran; und seine Nachfolger bekümmerten sich nicht darum.

Mitten durch die Stadt Babylon gieng der Fluſs Euphrat, über welchen eine vortreffliche Brücke gebaut war, welche man für die älteste im Orient hielt und sie samt den Mauern und hängenden Gärten den Wunderwerken beyzählte. Sie wurde von der Königinn Semiramis auf das kostbarste erbaut. Ih-

re Länge betrug 5 Stadien, oder 625 Schuhe und die Breite 30 Schuhe. Sie ruhte auf 12 hohen steinernen Säulen, welche vorn mit festen Böcken versehen waren, um der Gewalt des Stromes beſser zu widerstehen. Die Steine selbst wurden durch eiserne Klammern mit einander verbunden und die Fugen waren mit Bley ausgegoſsen. Überhaupt war alles angewendet, was nur immer zur Dauerhaftigkeit derselben beytragen konnte.

Auf beyden Seiten der Brücke hatte Semiramis zwey königliche Schlöſser erbauen laſsen, welche ihr zugleich zu Bollwerken dienten, und der Stadt von Weiten ein prächtiges Ansehen gaben.

Ganz vorzüglich wurden die prächtigen babylonischen Gärten angestaunt, welche man gewöhnlich der Königinn Semiramis zuschrieb; einige Schriftsteller geben aber andere Urheber davon an. Sie waren auf steinerne Pfeiler gepflanzt und hatten das Ansehen, als ob sie in der Luft schwebten, daher sie auch hängende Gärten (Horti pensiles) genannt wurden. Bey einer nähern Betrachtung dieser schwebenden Gärten verliert sich ein Theil von ihrer wunderbaren angestaunten Pracht. Man nehme auf einige Augenblicke an, daſs die Beschreibung des Diodor (B. 2. C. 4.) des Strabo (B. 15.) und des Curtius (B. 5. C. 1.) ihre historische Richtigkeit haben. Nach diesen Schriftstellern waren es künstliche Erhöhungen, die unten auf Pfeilern ruheten, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätze vertheilt und durch eine gewisse Wasserkunst befeuchtet wurden. Dieses wäre nichts anders, als das Werk eines kühnen Geistes, der etwas Seltsames unternehmen wollte, ohne sich von einer richtigen Beurtheilung leiten zu lassen. Es war ein Werk, das der Natur trotzen sollte, und läſs sich nicht wohl begreifen, wie es den Nahmen eines Garten habe verdienen können. Allein die Existenz dieses Werkes scheint verdächtig. Herodot, der Babylon sorgfältig besucht, und uns die Seltenheiten dieser Stadt ausführlich beschrieben hat, schweigt von diesen schwebenden oder hängenden Gärten ganz und gar. Der einzige Berosus, dessen Zeignisse aber ziemlich verdächtig sind, behauptet dies Wunder der Baukunst als Augenzeuge. Curtius scheint an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln, da er sie ein, durch die griechischen Fabeln verbreitetes Wunderwerk (vulgatum Graecorum Fabulis miraculum) nennet. Diodor beschreibt uns aber diese hängenden Gärten (B. 2 C. 10.) folgendermassen: Bey der Burg, sagt er, war auch ein sogenannter hängender Garten, welchen aber nicht Semiramis, sondern ein späterer syrischer König, seinem Kebsweibe zu

gefallen, erbaut hat, Diese, von Geburt eine Perserinn, soll ein Verlangen nach den Wiesen in den Gebirgen gehabt, und den König gebeten haben, durch Anlegung eines künstlichen Gartens die Gegend in Persis nachzuahmen. Jede Seite dieses Gartens war vier Morgen (ein Jugerum zu 240 Fuſs gerechnet, beträgt 1000 Fuſs) der Aufgang zu demselben war bergigt, und ein Gebäude immer höher als das andere, so daſs es das Ansehen eines Amphitheaters hatte. Unter dem Aufgang waren in ihrer obersten Fläche schräg herab laufende Unterbaue, welche die ganze Last des Gartens trugen, und deren immer einer nach und nach höher ward, als der andere. Der höchste Unterbau, welcher die oberste Fläche des Gartens trug, die dem Umfange der Ballustrade gleich war, war fünfzig Ellen hoch. Die Wände. welche mit einer kostbaren Festigkeit aufgeführt waren, waren 22 Fuſs dick, und jeder Ausgang aus denselben war 10 Fuſs breit.

Die Decken wurden von steinernen Balken gehalten, deren Länge, die Balkenknöpfe mitgerechnet, 16 Fuſs und ihre Breite 4 Fuſs war. Die auf den Balken ruhende Decke hatte Rohr, mit vielem Asphalt verbunden, zur Unterlage, und auf demselben lagen zwey Schichten von gebrannten Ziegeln, mit Gyps verbunden. Die dritte Lage bestand aus einem Dache von Bley, damit die Feuchtigkeit aus der aufgehäuften Erde nicht durchdringen könnte. Hierauf wurde Erde in einer hinlänglichen Tiefe aufgetragen, so viel, als für die Bewurzelung der gröfsten Bäume hinlänglich war. Der gleichgemachte Boden war voll von allerley Bäumen, die durch ihr Gröfse und Anmuth einen angenehmen Anblick verursachten. Die Unterbaue empfiengen ihr Licht, jeder durch den Raum, mit welchem er über seinen niedrigern Nachbar hervor ragte, und enthielten viele Gemächer von allerley Art. Einer derselben hatte in seiner obersten Fläche Oefnungen und Werkzeuge zum Heraufpumpen des Wassers, wodurch eine Menge Wassers aus dem Euphrat in die Höhe gezogen wurde, ohne daſs man von aussen gewahr werden konnte, wie dieses zugieng.

Eine schöne Zeichnung von diesen so berühmten hängenden Gärten des alten Babylons findet man in Johann Bernhard Fischers von Erlachen Entwurf einer historischen Architectur. Leipz. 1725 Tafel. 3.

Übrigens ist von Babylon noch zu bemerken, daſs diese Stadt in den alten Zeiten wegen ihrer Handlung sehr berühmt war. Besonders wurden daselbst vortreffliche gestickte Arbeiten und andere schöne Zeuge von verschiedenen

Farben verfertiget. Auch Künste und Wissenschaften wurden zu Babylon stark kultivirt, vorzüglich aber war die Astronomie und Astrologie bey den Babyloniern in höchstem Ansehen.

Zweytes Weldwunder.

Die egyptischen Pyramiden.

Unter allen sieben Weltwundern sind die egyptischen Pyramiden das einzige welches noch gegenwärtig vorhanden ist. Die höchste von ihnen ist das höchste Werk der Baukunst, welches auf dem ganzen Erdboden gefunden wird, und sie alle sind die ältesten Denkmähler, welche schon vielleicht gegen vier tausend Jahre der Gewalt der Zeit, und der Wuth alles zerstörender Menschen trotzen.

Pyramide heifst ein dichter Körper, welcher drey bis vier Seiten hat, und welcher von seiner Basis an, bis zu seiner grösten Höhe immer kleiner wird und sich mit einer Spitze endiget. Die berühmtesten Pyramiden sind die in Egypten. Die alten Schriftsteller, welche davon Erwähnung machen, sind alle darüber einig, dafs sie gebauet wurden, damit sie denen, welche sie aufgeführet hatten, zu Gräbern dienen sollten. Diodor von Sicilien und Strabo sagen dieses deutlich. Die Araber bestätigen diese Meinung, und das Grab, welches man noch heutiges Tages in der grösten Pyramide sieht, setzt die Sache aufser Zweifel.

Wenn man die Ursache sucht, welche die Könige von Egypten dahin gebracht hat, diese ungeheuren Gebäude zu errichten, so giebt Aristoteles zu verstehen, dafs es eine Wirkung ihrer Tyraney gewesen sey, Plinius sagt, dafs sie dieselben zum Theil aus Pracht und zum Theil deswegen gebaut haben, um ihre Unterthanen beständig zu beschäftigen und ihnen die Gelegenheit zu benehmen, auf irgend eine Empörung zu denken. Etwas können diese Ursachen wohl dazu beygetragen haben, aber der Hauptgrund scheint in der

Theologie der Egyptier zu liegen. Ihre Religion lehrte sie die Seelenwanderung und sie glaubten, die Seele bleibe so lang mit dem Körper verbunden, als sich letzterer im Ganzen unversehrt erhielte. Um also das Auswandern der Seele aus ihrem vorigen Körper in einen andern, so lang als möglich zu verhindern, suchten sie ihn auf jede Art vor der Verwesung zu schützen. Daher erfanden sie jene künstliche Zusammansetzungen, mit welchen sie die Leichname einbalsamirten und um sie vor der Einwirkung der Luft zu schützen und gegen äufsere Zerstörung zu sichern, erbauten sie Grabmähler, welche durch ihre Festigkeit der Zeit trotzen und zugleich mit dem Körper in ihrer ganzen Pracht bestehen sollten.

Daher wendeten die alten Egyptier mehr auf die Pracht ihrer Grabmähler als auf ihre Paläste, welche sie, wie Diodor bemerkt, nur als fremde Wohnungen für einen kurzen Aufenthalt betrachteten. Aus dieser Ursache bauten die alten Könige von Theben, die über Egypten herrschten, so kostbare Denkmähler, welche Jahrhunderte lang sich erhielten, und die Könige von Memphis errichteten Pyramiden, welche noch gegenwärtig die Bewunderung der Welt auf sich ziehen. Die Egyptier von minderm Stande liefsen sich jene Höhlen graben, wovon man noch heutiges Tages so viele entdekt, und in welchen die Mumien oder einbalsamirten und ausgetrokneten Körper gefunden werden.

Wenn man die Ursache untersucht, warum sie den Pyramiden gerade diese Figur gegeben haben, so sieht man leicht, dafs sie dieselbe gewählt haben, weil keine Form von Gebäuden so dauerhaft als diese ist, indem das Untere von dem Obern nicht beschwehrt wird, und sich kein Regen daselbst aufhalten und den Bau zernagen kann. Auch pflegten sie in den ältesten Zeiten durch Pyramiden, Obelisken und Säulen eigene Gottheiten vorzustellen und zu verehren.

Die Pyramiden sind in Mittelegypten, gegenüber von Alt-Cairo zwischen Gize oder Dsjise und Medun, an der Westseite des Niels. Sie sind auf Felsen erbaut, an dem Fufse der hohen Gebirge, die mit dem Nil parallel laufen und Egypten von Lybien trennen. Vier liegen bey Dsjise in einer Diagonallinie doch so, dafs die vierte etwas von der Linie und zwar nach Westen abweichet. Die Entfernung zwischen einer und der andern Pyramide ist auf 400 Schritte. Um diese Pyramiden stehen noch viele andere kleinere, wovon viele mit Hieroglyphen versehen sind, wovon man aber die meisten schwer erkennen kann,

weil sie gröstentheils mit Sand bedeckt sind, welcher unaufhörlich aus der Wüste hergeweht wird. Ihre Zahl soll sich gegen hundert belaufen. Pater Wansleb, welcher im Jahr 1672 Egypten durchreiset hatte, macht die Bemerkung dafs die Gegend, worauf alle diese Pyramiden in der schönsten Ordnung stehen, der eigentliche Kirchhof der uralten berühmten Stadt Memphis gewesen sey.

Das, was die Alten unter die Weltwunder zählten waren eigentlich die drey gröfsten Pyramiden, welche nebeneinander bey Dsjise liegen.

Die gröfste von diesen Pyramiden ist diejenige, welche am meisten gegen Norden liegt. Sie hat zur Basis ein Viereck, dessen vier Ecken, so wie jene von den übrigen Pyramiden gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Jede Seite ist nach Niebuhr 710 Fufs lang, die ganze Basis hat allso einen Umfang von 2840 Fufs. Diese Ausmessung wird von andern Schriftstellern verschieden angegeben, welches nicht zu verwundern ist, da der unterste Theil der Pyramide wegen dem vielen Sande, womit sie bedeckt ist, nicht leicht mit Genauigkeit ausgemessen werden kann. Die senkrechte Höhe ist nach eben diesem Schrifsteller 440 Fufs, aber, nach Savary und andern Reisenden, wird sie viel höher angegeben. Die mitlere Zahl von diesen Angaben wäre 500 Fufs; und nach dieser überträfe sie an Höhe den Stephans Thurm zu Wien um 52 Schuhe, und den Strafsburger Münster um 40 Schuhe. Sie ist allso als das höchste Gebäude auf dem ganzen Erdboden anzusehen.

Diese Pyramide ist auf einem Felsen von Kalkstein erbaut, der 200 Fufs über den Nil erhaben ist. Sie ist aus Quaderstücken oder Blöcken von weichem Kalkstein gebaut, die aus dem benachbarten Gebirge gehauen wurden, und mit vieler Kunst zusammen gesetzt sind. Diese Blöcke sind 10 bis 20 Ellen lang, 2 bis 3 tief und ungefehr eben so breit. Sie liegen in 207 Schichten oder Absätzen von etwa 2 bis 4 Fufs hoch, die oben an der Höhe abnehmen, über einander. Das Ganze bildet also eine Art von Stufen, so dafs man von Aufsen vom Fufs der Pyramide bis zu ihrem Gipfel steigen kann. Ungefehr auf der Hälfte der Höhe ist auf jener Seite, auf welcher man am leichtesten die Pyramide besteigen kann, ein kleines Zimmer ausgehauen, welches zum Ausruhen dient. Dieses ist gar nicht überflüfsig; denn das Hinaufsteigen ist mit vieler Mühe verbunden, und man mufs oft mit Händen Füfsen und Knien arbeiten, um von einem Absatz zum andern zu kommen.

Der höchste Punkt, welcher von unten betrachtet eine Spitze zu seyn scheint, ist eigentlich ein flacher Ort, der aus 10 bis 12 starken Steinen besteht, und auf jeder Seite, im Gevierte 16 bis 17 Fuſs hält. Einige von diesen Steinen sind zerbrochen, und der vorzüglichtse von allen, worauf die meisten Nahmen derjenigen, welche die Pyramide bestiegen hatten, geschrieben waren, ist durch einige französische Reisende losgerissen und von oben herab geworfen worden. Von diesem Standpunkt hat man eine herrliche Aussicht über die Stadt Cairo, über die kleinern Pyramiden, über das flache Land, und links über das Meer.

In die Pyramide ist von der Nordseite ein Eingang gemacht nicht nach der Absicht des Baumeisters, welcher sie verschlossen wissen wollte, sondern durch die Gewalt des Caliphen Elmanum, welcher sie hat öfnen lassen. Diese Oefnung ist ungefehr 60 Fuſs über die Grundfläche erhaben. Von hier fängt die erste Gallerie an, welche bis zum Mittelpunkt, bis zur Grundlage des Gebäudes geht, aber durch Trümmer und durch den häufigen Sand so angeschüttet ist, daſs der Durchgang sehr beschwerlich wird. Am Ende desselben sind zwey ungeheure Granitblöcke, welche diesem geheimniſsvollen Orte zu einem Verschlag dienen. Von hier geht eine zweite Gallerie in die Höhe, die aber so steil ist, daſs man in den Fuſsboden Einschnitte hat machen müssen, damit es nur möglich wurde, hinauf zu steigen. Wenn man auf dieser Gallerie zu einer Art von Absatz gekommen ist, findet man ein Loch, welches man gewöhnlich den Brunnen zu nennen pflegt, ferner den Anfang eines zweyten horizontalen Ganges, der zu einer Kammer führt, die unter dem Nahmen Kammer der Königinn bekannt ist, und weder Zierrathen noch Karnis noch irgend eine Inschrift hat. Geht man auf den Absatz zurück, so erhebt man sich durch den groſsen Gang, der zu einem zweyten Boden führt, gerade empor. Auf diesem Boden befindet sich der letzte Verschluſs der in seiner Bauart vorzüglich verwickelt ist, und die Wichtigkeit besonders ins Licht setzt, die die Egyptier in die Unverletzbarkeit ihrer Grabmähler setzen. Dann kommt das königliche Zimmer, wo der Sarkophag, welcher von Granit, aber ohne Deckel ist, sich befindet. Dieses kleine Heiligthum war die Ursache eines so ungeheuren und kolossalischen Gebäudes.

Was den Urheber dieser Pyramide anbelangt, so ist die gemeine Meinung, daſs es der Pharao gewesen sey, welcher durch das Gerichte Gottes mit seinem ganzen Heere in dem rothen Meere ersäuft wurde, als er die Kinder

Israel verfolgte. Einige Schriftsteller nennen den König Cophthu, andere Cheopes und noch andere Chemnis als den Erbauer. Herodot versichert, man habe ihm erzählt, die grofse Pyramide sey das Grabmahl des Cheopes gewesen, die nächste daran aber das Grabmahl seines Bruders Chephrenes, der auf ihn folgte.

Wenn Plinius von diesen Pyramiden redet, so sagt er, dafs die gröfste davon von 366,000 Arbeitern sey verfertiget worden, welche 20 Jahre daran gebaut hätten, und er führt an, dafs zu ihrem Unterhalte blofs auf Rettich, Zwiebeln und Knoblauch die ungeheure Summe von 1600 egyptischen Talenten, oder nach unserm Gelde 2,400,000 Gulden sey verwendet worden. Wie viel Mühe während des Lebens, um sich nach dem Tode eine Ruhestätte sichern zu wollen! Und doch soll der Urheber davon auch diese Absicht nicht erreicht haben, wie Diodor von Sicilien berichtet. Er sagt, die beyden Könige Chemnis und Cephrenus hätten die zwey gröfsten Pyramiden erbaut, um sich dadurch ein Grabmahl zu errichten, sie wären, aber nie darinnen begraben worden. Denn da das Volk, welches wegen den Drangsalen, die es während der Arbeit erdulden, und wegen den grofsen Abgaben, die es bezahlen mufste, sich empörte, und drohte, die todten Leichname einmahl aus den Pyramiden herauszunehmen und in Stücken zu zerhauen, so geriethen diese Fürsten so in Furcht, dafs sie ihre Freunde baten, ihre Leiber nach dem Tode nicht in die Pyramiden, sondern an einem andern geheimen Orte zu begraben.

Die zweyte von den Pyramiden ist kleiner als die erste, obwohl sie von weitem höher zu seyn scheint, weil sie auf einem erhabnerem Orte gebaut ist, und man erst den Irrthum in der Nähe gewahr wird. In den übrigen Ausmessungen ist sie aber ziemlich mit der vorhergehenden gleich. Es ist nicht leicht möglich diese Pyramide von aufsen zu besteigen, und in das Innere kann man gar nicht kommen, weil sie gänzlich geschlofsen ist.

Neben dieser zweyten Pyramide befindet sich eines der merkwürdigsten Alterthümer, der berühmte Sphinx. Es ist ein weiblicher Kopf, sammt Hals und Busen, von erstaunender Gröfse, denn es ist 26 Fufs hoch und blofs vom Ohre bis zum Kinne sind 16 Fufs. Dabey sind alle Proportionen auf das genaueste beobachtet. Dieses kolofsalische Bild ist an dem Orte selbst in den Felsen gehauen und niemahls von demselben abgesondert worden. Hinter dem Sphinx ist eine Höhle unter der Erde, welche villeicht zu einem Begräbnifs

gedient hat, aber mit dem Bilde selbst in keiner Verbindung steht. An dem Kopfe ist ein Loch, welches in den Busen der Figur hinunter geht, und gegenwärtig gröfstentheils mit Sand angefüllt ist.

Denon, Generaldirektor der National-Musäen in Paris, welcher den General Bonaparte auf seinen Feldzügen in Egypten als Alterthumsforscher begleitete, sagt von dem Sphinx. „Die Verhältnisse desselben sind zwar kolossalisch, aber die Umrisse, die sich noch erhalten haben, sind so zart als rein. Der Ausdruck des Kopfes ist Sanftheit, Grazie und Ruhe. Der Karakter ist zwar komisch, aber der Mund hat, ungeachtet seiner dicken Lippen, eine Weichheit in der Bewegung und eine Feinheit in der Ausführung, die man bewundern mufs. Da ist warmes Fleisch und wahres Leben. Die Kunst mufste eine hohe Stufe der Vollkommenheit erstiegen haben, als man ein solches Monument verfertigte. Es ist wahr, dafs diesem Kopfe das, was man gewöhnlich Styl nennt — ich meine die geraden, stolzen Formen, die die Griechen ihren Gottheiten gaben — mangelt; aber hierüber hat man die Einfachheit und die grofse und stille Wahrheit der Natur vergefsen, die man in dieser Figur bewundern mufs. Mit einem Worte, alles staunte bisher über die Gröfse dieses Monuments, da doch die vollkommene Ausführung desselben viel bewunderungswürdiger ist."

Wahrscheinlich war der Sphinx nichts anders als ein Grabmahl, und einige glauben, dafs der Körper des Amasis darinn verschlossen wäre, es sind aber keine Beweise für diese Meinung vorhanden. Andere glauben, ein egyptischer König hätte sie seiner Geliebten zu Ehren errichtet. Auch erzählet man, dieser Sphinx hätte denen, welche ihn um Rath gefragt, geantwortet. Zu diesem Ende soll eine Kommunikation zwischen der ersten Pyramide und dieser Bildsäule gewesen seyn, und durch das oben erwähnte Loch im Innern der Pyramide, welches man gewöhnlich den Brunn nennt, wäre ein Priester hinab gestiegen und hätte sich in dem Leib des Sphinx verborgen, um den Fragenden Antwort zu geben. Dieses ist aber gang grundlos. Auch hätte nie die Stimme aus dem Bilde heraus kommen können, weil gar keine Öffnung vorhanden ist. Wahrscheinlicher ist Jemand bey dem Loch im Kopfe hinein gestiegen, und hat sich inwendig verborgen, wenn anders die ganze Sache nicht etwa eine blofse Fabel ist.

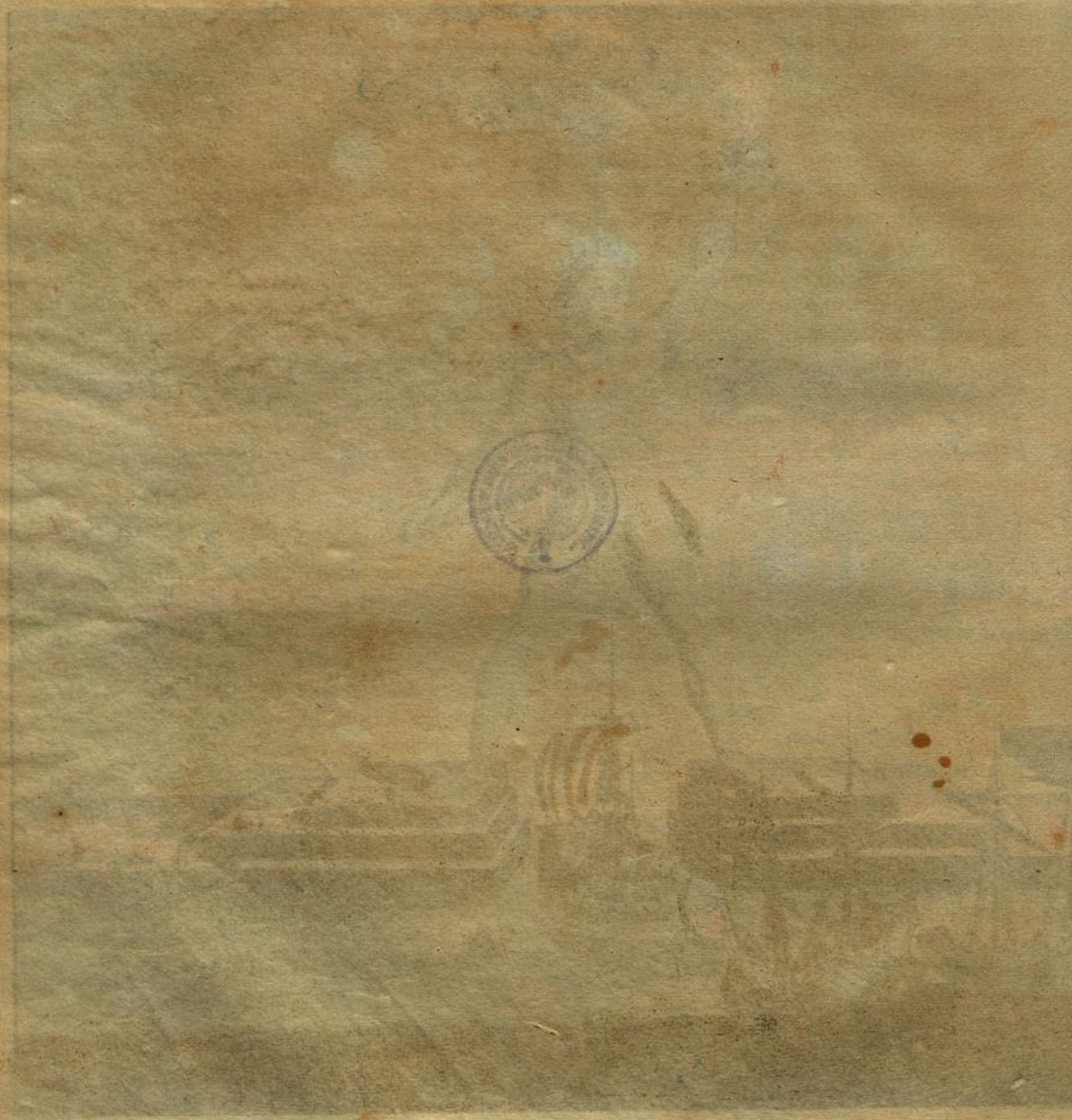
Die dritte von den Pyramiden ist wie die beyden vorhergehenden gebaut aber um wenigstens 100 Schuhe kleiner. Die vierte, welche man gewöhnlich zu den grofsen Pyramiden rechnet, ist noch kleiner und auch in den übrigen Rücksichten weniger merkwürdig.

Es gab Schriftsteller, welche den Zweyfel aufgeworfen haben, ob diese Riesengebäude auch wirklich das Werk menschlicher Hände seyen, oder ob nicht etwa die Natur, welche so unendlich manigfaltig in ihren Formen ist, hier etwas ganz ungewöhnliches aufgestellt habe. Sie glaubten, Vulkane oder andere natürliche Revolutionen könnten solche isolirte pyramidalische Felsen gebildet haben, wodurch ehrgeitzige Könige seyen verleitet worden, diese ungewöhnliche Steinmassen zu Grabmählern für sich zuzurichten, indem sie dieselben von Aufsen mit zugehauenen Steinen überkleideten, und ihnen dadurch die gegenwärtige vollendete symmetrische Gestalt gaben. Etwas könnte wohl an der Sache seyn, und vielleicht macht ein Theil von dem Felsen, welcher den Pyramiden zur Grundlage dient, den innern Kern dieser kolossalischen Gebäude aus.

Die Pyramiden zu Dsjise sind nicht die einzigen in Egypten, sondern man findet ihrer noch viele in diesem an Alterthümern so reichen Lande zerstreut, wovon einige von beträchtlicher Höhe, und manche mit Hieroglyphen geziert, aber alle in Rücksicht ihrer Bauart einander gleich sind. Die meisten sind einige Meilen von den grofsen Pyramiden entfernt, bey Sakara, auf dem Felde der Mumien, wo sich überhaupt viele Grabmähler finden. Unter diesen verdient noch die Pyramide der Rhodope einer Erwähnung.

Die Pyramide der Rhodope ist von beträchtlicher Gröfse, und wegen dem, was man von ihrem Ursprung erzählt, berühmt. Eine schöne Griechin, aus Korinth gebürtig, Nahmens Rhodope, soll die Veranlasserinn davon seyn. Sie soll so viel Verehrer in Egypten gefunden haben, dafs sie den Entschlufs faßte, sich durch ihre Beyhülfe ein Grabmahl und ein Monument, wodurch sie bey der Nachwelt unsterblich würde, zu errichten. Sie machte daher bekannt, dafs jeder, der sich ihr gefällig machen wollte, einen vollkommen zugehauenen Stein bis an die Stelle, wo die Pyramide erbaut würde schaffen sollte. Die ganze galante Welt in Egypten kam darüber in Bewegung, und alles verlegte sich auf Lieferung der Steine zum Pyramidenbau. So kam dieses grofse Werk zu Stande.

Der Colos von Rhodus.



Von Andern wird die Entstehung dieses Gebäudes auf folgende Art erzählt. Die schöne Rhodope badete sich einst an einem Orte, der von oben nicht bedekt war. Während dieser Beschäftigung raubte ein Adler einen von ihren Pantoffeln, welche neben dem Bade standen. Der Vogel flog damit bis nach Memphis, wo eben der König, nach der damahligen Sitte, auf einem öffentlichen Platze Gericht hielt. Er schwebte einige Mahl über seinem Haupte, und liefs endlich den Pantoffel in den Schoofs des Königs fallen. Dieser war über diese Begebenheit betroffen, und der Anblick des niedlichen Pantoffels erzeugte in ihm sogleich den sehnlichsten Wunsch die Eigenthümerinn davon kennen zu lernen. Es wurden sogleich Kundschaften durch das ganze Reich Egypten gesendet, welche auch endlich so glüklich waren, den schönen Fufs dem der Pantoffel gehörte, ausfindig zu machen. Rhodope erschien vor dem Könige und machte noch mehr Eindruck als ihr Pantoffel, und durch ihre Schönheit und Klugheit wuste sie den egyptischen Monarchen so sehr zu fefseln, dafs er sie als seine Gemahlinn auf den Thron erhob und ihr diese Pyramide als ein Grabmahl errichten liefs. Die berühmte Künstlerinn, Angelika Kaufmann, hatt diese Begebenheit durch eines ihrer vortrefflichen Kunstwerke mahlerisch dargestellt.

In den neuesten Zeiten wurden die Pyramiden durch eine Schlacht berühmt, welche der französische Feldherr Bonaparte, der jezige Keiser von Frankreich Napoleon, im Jahr 1798 bald nach dem Eintritte in dieses Land, den Mameluken lieferte. Als die Armee in Schlachtordnung stand, und der grofse Feldherr seine letzten Befehle etheilt hatte, zeigte er auf die Pyramiden und sagte: „Geht nun, und denkt daran, dafs 40 Jahrhunderte euch von der Höhe dieser Monumente beobachten!" Die Schlacht war entscheidend und machte die Franzosen zu Herrn von Egypten.

Drittes Weltwunder.

Der Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia.

Bey der Stadt Olympia war ein berühmter Tempel des Jupiter; der berühmteste, welchen dieser König der Götter in Griechenland hatte und den man vorzüglich wegen der Bildsäule dieses Gottes unter die sieben Weltwunder zählte.

Olympia war eine Stadt in der Halbinsel Pelopones oder dem heutigen Morea, in der Provinz Elis. Sie lag an dem Flusse Alphäus, am Fusse eines Hügels, welcher der Saturnus-Berg genannt wurde. Sie soll in den ältern Zeiten Piso geheissen und erst von dem olympischen Jupiter ihren nachherigen Nahmen erhalten haben, so wie dieser Gott ihn von dem Berge Olympus erhielt. Itzt wird der Ort Langanico genannt und ist ganz unbedeutend.

Olympia hatte zwey grosse Merkwürdigkeiten aufzuweisen, welche ihren Nahmen nicht allein in ganz Griechenland sondern überhaupt in der damahligen kultivirten, mit diesem Lande in Verbindung stehenden, Welt berühmt machten. Diese waren der Tempel des Jupiters und der Platz, wo die olympischen Spiele gefeyert wurden.

Der Tempel stand in einem Gehölze von Olivenbäumen, welches man den heiligen Jupiter-Hain Altis nannte, das eine beträchtliche Ausdehnung hatte und mit Mauern umgeben war. Er war 68 Fuss hoch, 95 breit und 230 lang. Er war mit Säulen, nach dorischer Ordnung umgeben und ganz aus einem glänzenden Steine gebaut, der in Elis gegraben wurde, und dem parischen Marmor ähnlich war.

Er hatte oben zwey Giebeldächer, welche mit vortrefflichen Werken der Bildhauerkunst verziert waren. In dem einen Giebelfelde sahe man mitten un-

ter einer Menge von Figuren den Oenomaus und Pelops, wie sie im Begriffe standen, in Jupiters Gegenwart um den Preis des Wettlaufes zu kämpfen, in dem zweyten war das Gefecht der Centauren und Lapithen abgebildet. Auf der Spitze eines jeden Giebeldaches war eine Siegesgöttinn von vergoldetem Erze und von diesem nähmlichen Metalle staud in jeder Ecke eine grofse Vase. Das Dach des ganzen Tempels war mit ziegelförmig geschnittenen Marmorplatten bedekt. Der Haupteingang und die Thüre an der entgegen gesetzten Seite waren beyde mit Pforten von Erz versehen, worauf die Thaten des Herkules eingegraben wären. Das Innere des Tempels wurde durch die Säulen in drey Schiffe eingetheilt und war mit einer Vorhalle versehen.

Unter allen Merkwürdigkeiten des Tempels war die Bildsäule des Jupiters, von dem grofsen Bildhauer Phidias verfertiget, eigentlich dasjenige, was die Alten unter die Weltwunder zählten.

Diese Bildsäule war von ungeheurer Gröfse und hatte sitzend eine Höhe von 26 Ellen. Jupiter safs in seiner ganzen Majestät auf einem Throne und reichte mit seinem Haupte beynahe bis an das Gewölbe des Tempels. Das ganze Werk war aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt. Nach des Pausanias Beschreibung hatte er eine Krone von Oelzweigen auf dem Haupte, in der rechten Hand eine Siegesgöttinn von Elfenbein mit einer massiv goldenen Krone, in der linken aber einen Scepter, auf dessen Sitze ein Adler war. Das Gewand, worauf sich verschiedene Figuren von Thieren und viele Lilien befanden, war so wie seine Halbstiefel von purem Golde.

Der Thron, worauf er safs, bestand aus Ebenholz, Elfenbein, Gold und Edelsteinen und war mit vielen erhabenen Figuren geziert. Auf dem Obertheil des Thrones waren die Grazien und Horen, als Töchter des Jupiters, abgebildet. Das Fufsgestelle ruhte auf vier Füfsen und eben so viel dazwischen stehenden Säulen von gleicher Höhe. Vier Stücke von erhobenem Schnitzwerk waren auf der Vorderseite eines jeden von den beyden Vorderfüfsen angebracht. Das oberste stellte vier Siegesgöttinnen, in der schwebenden Stellung von Tänzerinnen vor; das zweyte Sphinxe, welche den Thebanern Kinder raubten; das dritte Apollo und Diana, wie sie Niobe's Kinder mit ihren Pfeilen erschiefsen; das unterste endlich zwey andere Siegesgöttinnen.

Aufserdem benutzte Phidias den geringsten Raum, um mehrere Verzierungen anzubringen. An den vier Queerbalken, wodurch die Füfse des Throns verbunden waren, sahe man 37 Figuren, deren einige Ringer vorstellten, andere aber des Herkules Kampf mit den Amazonen. Eine Menge anderes Schnitzwerk befand sich theils auf dem Schemmel, theils auf dem Fufsgestelle, oder dem Gerüste, worauf diese ungeheure Mafse ruhte, und die meisten Figuren waren von Golde. Hier sahe man Phöbus, wie er den Sonnenwagen besteigt, Jupiter, Juno, die Grazien, Venus mit dem Liebesgotte, Apollo, Diana, Minerva, Merkur, Neptun, Amphitrite, Luna, Vesta, Herkules und andere mythologische Gottheiten.

Zu Jupiters Füfsen las man folgende Innschrift: „Mich arbeitete Phidias „der Athener, des Charmides Sohn." Aufser seinem eigenen Nahmen wollte der Künstler auch das Andenken eines schönen, von ihm geliebten Jünglings verewigen; er schnitt dessen Nahmen auf einen der Finger des Jupiters. Die Innschrift lautete: „Schön ist Pantarkes." Hätte man dem Phidias darum einen Vorwurf machen wollen, so hätte er sich dadurch rechtfertigen können, dafs er dies Lob auf Jupiter selbst deutete; denn das Wort Pantarkes kann an und für sich den Allgenügenden bedeuten.

Man erstaunte über die Gröfse der Unternehmung, über die Kostbarkeit der Materie, über die Vortrefflichkeit der Arbeit, über die glückliche Zusammenstimmung aller Theile; noch weit mehr aber erstaunte man über den erhabenen Ausdruck, welchen der Künstler Jupiters Kopfe zu geben wufste. Die Gottheit selbst erschien in demselben mit allen Strahlen ihrer Macht, allem Tiefsinn ihrer Weisheit, aller Zärtlichkeit ihrer Güte. Vorher bildeten die Künstler den König der Götter nur mit gemeinen Zügen, ohne Würde und ohne unterscheidendem Charakter. Phidias war der erste, welcher sozusagen die göttliche Majestät erreichte, so dafs durch seine Arbeit die Andacht der Völker einen neuen Antrieb bekam, indem ihnen nun sichtbar ward, was sie angebethet hatten.

Und wo hatte er denn diese erhabene Ideen geschöpft? Dichter würden sagen, er sey in den Himmel gestiegen, oder der Gott sey zu ihm auf Erden gekommen; er aber antwortete denen, welche ihn herum befragten, auf geradere und edlere Art. Er führte die Verse Homers an, in welchen dieser Dichter Jupitern mit einem Augenwinke den ganzen Olymp erschüttern läfst.

Diese Verse erweckten in des Phidias Seele das Bild der wahren Schönheit, welche das Genie nur sieht, und sie also brachten diesen Jupiter zu Olympia hervor.

So grofs der Eindruck war, den das Angesicht des Jupiters auf den Zuseher machte, eben so grofs war die Wirkung, welche der Anblick des Ganzen hervorbrachte. Der Künstler wufste eine solche magische Täuschung über sein Bild zu verbreiten, dafs man beym ersten Anblick nicht eine Statue von Gold und Elfenbein, sondern einen wirklichen Jupiter glaubte sitzen zu sehen. Was endlich den erhabenen Eindruck aufs höchste trieb war das Riesenmässige der Bildsäule. Dieser 26 Ellen hohe Jupiter erweckte in der Seele des Zusehers den Begriff des Übermenschlichen und Göttlichen. Heiliger Schauer ergriff jeden unwillkürlich, der diesen phidiassischen König der Götter zuerst erblickte, und nichts konnte den Eindruck mehr verlöschen, den dieses göttliche Bild einmahl in der Phantasie hervorgebracht hatte.

Aber eben diese Gröfse wurde von einigen getadelt. Strabo setzt dieses als einen Fehler aus, und sagt dafs Jupiter in keinem gehörigen Verhältnifs mit dem Tempel gewesen sey, denn wenn er von seinem Throne hätte aufstehen wollen, würde er mit seinem Kopfe haben müssen durch das Dach des Gebäudes gehen. Ein witziger Schriftsteller unter den neuern glaubt aber, Phidias möchte vielleicht selbst diese Bemerkung gemacht, aber sich und den Baumeister damit getröstet haben, dafs sein Jupiter wahrscheinlich immer sitzen bleiben würde.

Man konnte dem Throne nicht so nahe kommen, als man wohl wünschte. In einer gewissen Entfernung lief ein Brustgeländer rund umher, welches mit vortrefflichen Mahlereyen von Panänus, einem Schüler und Vetter des Phidias, verziert war. Dieser Künstler ist der nähmliche, welcher gemeinschaftlich mit Kilotes, einem andern Zöglinge dieses grofsen Mannes, den Auftrag bekam, die Hauptstücke dieses erstaunungswürdigen Werkes zu mahlen. „Dieses Geländer meint Herr Wieland, war vermuthlich ein Streich, den der lose Phidias den Leuten gespielt hat. Er machte es ihnen dadurch unmöglich, so nahe hinzu zu treten, dafs sie, anstatt den Götterkönig auf seinem Throne zu sehen, nur einen Haufen geschnittenes Elfenbein und gegossenes Gold zu sehen bekommen hätten. Denn damit das Ganze seine gehörige Wirkung that, mufste es aus

einem gewissen Standpunkte betrachtet werden. Vielleicht wollte auch der kluge Künstler nicht, dafs eine Menge Nebendinge und Verzierungen von allerley farbichten Edelsteinen, Ebenholz, Perlenmutter und dergleichen, auf deren geschickte Zusammensetzuug er zu Verstärkung des Haupteffektes gerechnet hatte, zum Nachtheil desselben stückweise und in der Nähe besehen werden konnten. Denn bey einem Kunstwerke, wo am Ende doch alles auf eine gewisse Magie, und also auf Täuschung hinausläuft, mufs man die Zuschauer nicht gar zu nahe kommen und zu gelehrt werden lassen."

Man sagt, als alles fertig war, habe Phidias den Schleier abgehoben, womit er das Werk bedeckt hatte, habe den Geschmack des Publikums befragt, und seine Arbeit nach der Meinung der Menschen ausgebessert.

Die Elier kannten den ganzen Werth dieses Kunstwerks welches sie besafsen, und waren stolz darauf. Sie zeigten den Fremden noch des Phidias Werkstatt. Die Nachkommen dieses grofsen Künstlers überhäuften sie mit Wohlthaten und ertheilten ihnen den Auftrag, die Bildsäule in unversehrtem Glanze zu erhalten. Eine Hauptvorsicht mufste gebraucht werden, um das Elfenbein vor der Feuchtigkeit zu bewahren, welches um so nöthiger war, da der Tempel so wie der ganze heilige Hain auf morastigem Boden lag. Man bediente sich deswegen des Mittels, häufig Öhl am Fufse des Thrones auf einen dazu bestimmten Theil des Pflasters hinzugiefsen.

Aufser der Bildsäule des Jupiters waren noch mehrere Altäre von andern griechischen Gottheiten in dem Tempel zu Olympia. Auch sahe man sowohl im Innern des Tempels, als in der Vorhalle eine Menge von Opfer- und Weihgeschenken, welche Frömmigkeit und Dankbarkeit dem Gotte dahin gestiftet hatten. Aber als eine ganz besondere Merkwürdigkeit verdient der Altar angeführt zu werden, welcher dem unbekannten Gotte gewidmet war. Ein ähnlicher Altar war auch noch zu Athen.

Dieser merkwürdige Tempel wurde ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt von der Beute aufgeführt, welche die Elier von einigen gegen sie empörten Völkern machten. Der Baumeister, welcher dieses Werk zu Stande brachte, hiefs Libon. Im Anfang war dieser, den Griechen so heilige Ort wegen den Orakeln berühmt, welche Jupiter darinn ertheilte. In der Folge hörten dieselben zwar auf, aber der Ruhm des Tempels, erhielt sich immer und wurde

durch die Olympischen Spiele noch vermehrt. Endlich erhielt er den höchsten Gipfel seines Ruhms, als Phidias sein Meisterstück darinn aufstellte. Die Errichtung dieser Bildsäule fällt in jene, für die Künste und den Ruhm Griechenlands so merkwürdige Epoche des Perikles. Dion, Svetonius und Flavius Josephus berichten, dafs der Kaiser Kalikula Willens gewesen sey, diese Statue nach Rom bringen zu lassen, er wäre aber durch gewisse Zeichen von dieser Unternehmung abgeschreckt worden. In der Folge wurde die Bildsäule und die übrigen Kostbarkeiten ein Raub gieriger Barbaren, und der Tempel selbst hatte das Schicksal aller irdischen Dinge, er verfiel endlich in Ruinen.

Aufser dem Tempel enthielt der heilige Hain Altis noch andere Merkwürdigkeiten. Das älteste davon war der Tempel der Juno, bey welchem die weiblichen Spiele gefeyert wurden. Sechzehn durch Stand und Tugenden ehrwürdige Frauen waren die Vorsteherinnen, welche den reichen Schleier stickten, der am Festtage ausgebreitet wurde, und die über den Preis im Wettlaufe unter den Elischen Mädchen entschieden. Sobald das Zeichen gegeben wurde, flogen diese jungen Streiterinnen in die Laufbahn, fast halbnackend, das Haar auf ihren Schultern flatternd. Die Siegerinn erhielt einen Oehlkranz, und was noch schmeichelhafter für sie war, die Erlaubnifs, ihr Bildnifs im Tempel aufzustellen.

Aufser den beyden Tempeln war noch die sogenannte Schatzkammer der Städte, worinn die Weihgeschenke, welche meistentheils aus allerhand Schnitzwerk bestanden, aufbewahret wurden; ferners das Prytanäum oder Versammlungshaus des Senates, das Schauspielhaus, und mehrere andere Gebäude in dem Haine vorhanden. Endlich sahe man unter den Platanen und Olivenbäumen, welche diese Gegend beschatteten, auf allen Seiten Säulen, Siegeszeichen, Triumphwagen und Bildsäulen ohne Zahl, in Erz, und Marmor. Einige davon waren für die Götter, und andere für die Sieger; denn dieser Tempel des Ruhmes stand nur denen offen, welche Ansprüche auf Unsterblichkeit hatten. Mehrere dieser Statuen waren an Säulen gelehnt, oder standen auf Fufsgestellen, und alle führten Innschriften, welche den Grund ihrer Stiftung angaben. Darunter waren über 40 Abbildungen Jupiters von verschiedenen Meistern, theils von Völkern, theils von Privatpersonen hergestiftet, einige bis zu 27 Fufs hoch. Die Bildsäulen der Athleten machten eine ungeheuer grofse Sammlung aus; sie standen hier als Weihgeschenke von ihnen selbst, oder von den

Städten, wo sie das Tageslicht erblickten, oder von den Völkern, um welche sie sich Verdienste erwarben.

Die zweyte Merkwürdigkeit von Olympia waren die olympischen Spiele, welche alle vier Jahre dem Jupiter zu Ehren gefeyert wurden. Sie waren nach den ältesten griechischen Nachrichten von Herkules eingesetzt worden, und wurden, nach langer Unterbrechung, auf den Rath des berühmten Lykurg und durch die Sorgfalt des Iphitus, eines Regenten in einem Bezirk der Landschaft Elis, wieder eingesetzt. Achthundert Jahre nachher ward zum ersten Mahl, in die öffentlichen Akten der Elier der Nahme desjenigen eingeschrieben, welcher den Preis beym Wettlaufe im Stadium davon getragen hatte; er hiefs Chorö-bus. Dieser Gebrauch dauerte nun fort, und die Spiele waren den Griechen so ehrwürdig, dafs sie davon sogar ihre Zeitrechnung festsetzten, und immer nach Olympiaden oder vierjährigen Zeiträumen rechneten.

Die Olympische Rennbahn war inzwey Theile abgesondert; das Stadium und der Hippodromus. Das Stadium war ein Strafsendamm, von 600 Fufs Länge, und verhältnifsmäfsiger Breite; hier geschahen die Wettläufe zu Fufs und die meisten Arten der Kämpfe. Der Hippodromus war zum Wettrennen auf Wagen und mit Pferden bestimmt. Eine seiner Seiten lief auf einem Hügel fort; die andere um ein geringeres längere Seite wurde durch einen Strafsendamm gebildet. Seine breite betrug 600 Fufs, die Länge doppelt so viel. Von dem Stadium trennte ihn ein Gebäude, welches die Schranken hiefs. Diefs war eine Halle mit einem geräumigen Hofe vor sich, welcher in Gestalt eines Schiffschnabels angelegt war, so dafs die Mauern einander immer näher kamen, aber bey ihrem Ende doch eine hinlänglich grofse Oeffnung liefsen, dafs mehrere Wagen zugleich durchfahren konnten. Das Stadium, so wie den Hippodromus zierten Bildsäulen, Altäre, und andere Kunstwerke, an welchen das Verzeichnifs und die Ordnung der Wettkämpfe für dieses Fest angeheftet waren.

Es waren eigentlich fünferley Arten von Wettkämpfen, welche man zusammen mit dem Worte Pentathlon bezeichnete. Die erste Gattung war das Wettlaufen, und wurde in das einfache, da man nähmlich bis zu dem festgesetzten Ziele lief, und das doppelte, da man um das Ziel herum lief und zu dem Orte des Auslaufens wieder zurück kommen mufste, eingetheilt. Diese Übung war die älteste von den Wettkämpfen und wurde in dem Stadium gehalten.

Die zweyte Gattung war das Ringen. Sieben Kämpfer mufsten auftreten und paarweis nach dem Loose mit einander ringen, und der siebente, welcher unterdessen den Zuschauer machte, mufste es zuletzt mit allen drey Überwindern nach und nach aufnehmen. Die Überwundenen mufsten den Kampfplatz verlafsen, und derjenige, welcher zuletzt übrig blieb, erhielt den Preis. Die Kämpfer waren dabey nakend, und ihre Leiber mit Oel beschmiert, damit der Gegner sich nicht so leicht anhalten konnte.

Die dritte Kampfübung war der Discus. Er bestand in einem runden, schweren Teller oder Scheibe, von Stein oder Metall. Diese Scheibe war linsenförmig gestaltet, nähmlich in der Mitte von beyden Seiten erhaben und gegen den Rand zugeschärft. Auch hatte sie manchmahl ein Loch in der Mitte, damit man einen Riemen durchziehen und den Discus auf diese Art schleudern konnte. Wer den Discus am weitesten zu werfen im Stande war, trug den Preis davon.

Die vierte Art des Streites war die grausamste unter allen. Sie hiefs der Cestus oder Faustkampf. Die Kämpfer zogen sich nakt aus, schnallten starke lederne Riemen, an welchen Bley oder Eisen befestigt war, um ihre Arme, und schlugen einander so lang auf den Leib und das Gesicht, bis einer davon sich für überwunden erklärte, oder halb todt davon getragen wurde. Man wollte dabey sehen, wer die stärksten Streiche führen, und wer am meisten an seinem Leibe aushalten könnte. Dabey war es den Kämpfern verbothen einander tödtliche Streiche beyzubringen; denn wenn einer einen Gegner tödtete, war er des Preises verlustig. Aus dem Ringen und dem Faustkampf entstand in der Folge eine Zusammengesetzte Gattung, das Pankratium.

Die fünfte Gattung war das Wettrennen im Wagen. Dieses wurde in dem Hippodromus gehalten. Blofs Reiche konnten diese Wettkämpfe unternehmen, weil sie beträchtlichen Aufwand forderten; aber in ganz Griechenland sahe man Privat-Personen sich eine Beschäftigung, und ein Verdienst daraus machen, die zum Wettlaufen tauglichen Racen zu vermehren, solche Pferde abzurichten, und sie in den öffentlichen Spielen auftreten zu lafsen. Da man nicht nöthig hatte, in eigener Person um den Preis zu kämpfen; so stellten sich oft Fürsten und Republiken unter die Zahl der Mitwerber und vertrauten die Sorge für ihren Ruhm geschickten Stallmeistern an.

Diese Spiele dauerten fünf Tage, und am sechsten wurden die Preise ausgetheilt. Die Zeit wann sie gehalten wurden, war alle vier Jahre im Neumond vor dem Sommersolstitium. Die Kämpfenden musten 10 monathe vorher zu Elis erscheinen, wo sie die ganze Zeit hindurch geübt und in der Art und den Gesetzen des Spiels unterrichtet werden mufsten. Die Elier hatten allein das Recht diese Spiele anzuordnen, und über die Preise zu entscheiden, weswegen sie auch mit Genehmigung des gesammten Griechenlands nie in einen gemeinschaftlichen Krieg ziehen durften, sondern eines beständigen Friedens genossen.

Der Preis, welchen die Sieger erhielten, war ein Kranz von wilden Olivenzweigen, welche von einem geheiligten Baume hinter dem Tempel des Jupiters gepflückt wurden. Die Erlangung dieses Kranzes war der höchste Ruhm nach welchem die Griechen strebten. Die Sieger erhielten fast göttliche Ehre, wurden von ihren Landesleuten auf prächtigen Wägen unter lautem Jubel des Volkes in ihre Vaterstadt begleitet, und gewöhnlich nicht durch das Stadtthor eingelassen, sondern man rieſs ein Stück von der Stadtmauer nieder und führte sie durch diese Oefnung, um ihnen dadurch eine ausgezeichnete Ehre zu erweisen.

Auch Gelehrte, Dichter, Künstler erschienen bey den Spielen, und lasen ihre Werke vor, oder sangen ihre Gedichte, oder stellten ihre Kunstwerke aus, und suchten sich so vor den Augen des versammelten Griechenlands auszuzeichnen. Alle Gattungen von Kaufleuten führten jede nur erdenkliche Waare und Kostbarkeit zum Verkaufe her. Die olympischen Spiele waren zugleich eine Art von Kaufmannsmesse. Alle Herrlichkeiten Griechenlands waren versammelt, nur eine der vorzüglichsten ging ihnen ab, das weibliche Geschlecht. Wenigstens war ein scharfes Gesetz vorhanden, dafs keine Weibsperson, vermuthlich wegen der Nacktheit der Kämpfer, zusehen durfte. Die Strenge gieng dabey so weit, dafs man die Todesstrafe auf die Übertretung dieses Gesetzes setzte, und diese Unbesonnenen von einem Felsen herabstürzte.

Viertes Weltwunder.

Der grofse Colofs zu Rhodus.

Rhodus war die berühmteste von denjenigen Inseln, welche unter dem Nahmen der cycladischen bekannt waren. Sie lag gegenüber von Karien und Leucien in Kleinasien. Diese Insel hat einen Umfang von ungefähr 130 Meilen, einen sehr fruchtbaren Boden und eine Luft, welche ungemein mild und heiter ist. Ehemahls war sie die Gebieterinn zur See, und die Stammutter vieler Helden, Künstler und Gelehrten. Die Rhodier waren vortreffliche Seeleute; daher machten auch die Römer in der Folge viele Bündnisse mit ihnen, und bedienten sich ihrer in den asiatischen Kriegen mit grofsem Nutzen.

Rhodus hatte in den ältesten Zeiten vier Städte; Lindus, jetzt Lindo, auf der Ostseite, Jalysus auf der Nordseite, Kamirus auf der Westseite, und Rhodus auf der Südseite. Letztere Stadt wurde am spätesten erbaut, aber sie machte sich unter allen am berühmtesten. Sie zeigte sich in Gestalt eines Amphitheaters, hatte einen vortrefflichen Hafen, prächtige Gebäude, ungemein schöne Strafsen und eine Menge andere Dinge, welche der Stadt zur Zierde und zum Ansehen gereichten. Ihr Baumeister war Hippodamus von Miletus, eben derselbe der den Hafen Pireus der Athener erbaut hatte.

Die Stadt Rhodus war in einem äufserst blühenden Zustande sowohl in Ansehung der Handlung, der Waffen, als auch der Künste und Wissenschaften. Ihre Akademien und besonders die Akademie der Bildhauerkunst zogen eine Menge Fremde dahin. Es kamen so viel Meisterstücke zum Vorschein, dafs man zu sagen pflegte, Minerva habe ihren Sitz daselbst aufgeschlagen.

Weil in den ältesten Zeiten ansehnliche Bergwerke von Eisen und Zinn auf der Insel waren, so machten die Einwohner aus diesen Metallen Waffen, Kriegsgeräthe und vorzüglich Statuen. Es sollen in der Stadt Rhodus allein gegen 3000 Bildsäulen von verschiedener Gröfse gewesen seyn, die alle von berühmten Meistern verfertiget waren, und Götter, Helden, und andere berühmte Personen vorstellten. Diese Stadt war so zu sagen mit Statuen bevölkert;

denn manche Provinzialstadt besteht in dem heutigen Europa kaum aus so viel Einwohner, als Rhodus Bildsäulen zählte. Auch eine Menge herrlicher Gemählde waren daselbst. Die Tempel waren mit den gröfsten Meisterwerken eines Parrhasius, Protogenes, Xeuxes, Apelles und anderer angefüllt.

Die berühmteste von diesen Statuen war jenes ungeheure Werk, welches man den Colofs nannte und unter die Weltwunder zählte. Colofsus nennt man überhaupt eine jede Statue, wenn sie über Lebensgröfse ist, und in allen ihren Theilen das gehörige Verhältnifs beybehält. Im Anfang bestimmte die Kunst die kolofsalischen Bildsäulen nur für die Götter, um derselben Gröfse und erhabene Macht symbolisch vorzustellen. In der Folge erhielten Könige Fürsten und andere Männer diese Ehre. Sesostris soll sich und seiner Gemahlinn eine Bildsäule von 30 Ellen Höhe, seinen Söhnen aber 20 Ellen hohe Statuen haben errichten lassen. Von derselben Art war auch die 60 Ellen hohe goldene Bildsäule des Nabuchodonosars, wovon in der heiligen Schrift Meldung geschieht. Solche kolofsalische Abbildungen zeigen uns die Ruinen von Chelminhar und Naxi-Rustan, welche ohne Zweifel aus dem grauesten Alterthume herstammen. Selbst in Peru sollen dergleichen Colofsen schon vor dem Regiment der Incas gewesen seyn. Die griechischen und römischen Schriftsteller führen mehrere berühmte Colofsen an.

Der Colofs zu Rhodus war eine Bildsäule, welche der Sonne, als dem Schutzgott der Insel, zu Ehren errichtet wurde. Sie hatte eine Höhe von 70 bis 80 Cubitus oder Ellen. Plinius sagt, der Daumen dieser Bildsäule wäre so grofs gewesen, dafs nur wenige Männer im Stande waren ihn zu umklaftern, und die übrigen Finger waren gröfser als die gewöhnlichen Bildsäulen. Er war von Erz gegofsen, und soll ein Gewicht von mehr als 700,000 Pfund gehabt haben. Inwendig hatte er grofse Aushöhlungen, welche mit schweren Steinen ausgefüllt waren, die der geschickte Künstler so zu vertheilen wuste, dafs die Bildsäule das Gleichgewicht behielt und daher auf ihren Füfsen aufrecht stehen blieb.

Der Colofs stand über dem Eingang des Hafens. Dieser Hafen welcher noch gegenwärtig vorhanden ist, besteht aus zwey durch die Kunst gebildeten Anfurthen, welche einen halben Cirkel bilden und so nahe zusammen kommen, dafs kein gröfserer Raum dazwischen übrig bleibt als nur so viel, damit ein Schiff auf einmahl durchpassiren kann. Der Eingang davon ist gegen-

wärtig mit 2 Thürmen verwahrt, welche auf zwey Felsen stehen, aber vor Zeiten stand der Colofs über dem Eingange. Ein Fufs von diesem ungeheuren Werke stand auf dem einen, und der andere auf dem anderen Felsen, so dafs die Schiffe mit aufgerichteten Masten durch die Füfse durchgehen und in dem Hafen bequem aus- und einlaufen konnten. In der einen Hand, welche er in die Höhe hielt, hatte er eine Rauchpfanne, die man als eine Leuchte verwendete, und Nachts mit brennenden Materien erleuchtete, daher diese Bildsäule den Schiffen zugleich als ein Pharus oder Leuchtthurm diente.

Unterdessen ist es doch nicht so ganz gewifs, ob der Colofs wirklich am Eingange des Hafens gestanden habe, noch weniger läfst sich der Umstand mit der Leuchte aus den alten Schriftstellern beweisen. Beyde sind Erzählungen späterer Geschichtschreiber. Eben so ist die Nachricht von den Künstlern welche ihn verfertiget haben nicht ganz zuverläfsig. Die gewöhnlichste Meinung ist folgende.

Der Colofs wurde von zwey Künstlern erbaut. Der erste war Chares aus Lindus, ein Schüler des berühmten Lysipps. Als die Rhodier gesonnen waren, diese Statue zu errichten, verlangten sie von ihm einen Überschlag, wie viel ein solches Werk kosten würde, gaben aber nur die halbe Gröfse an. Chares machte ihnen eine Berechnung davon. Hierauf fragten sie ihn, wie viel ein solches Werk kosten würde, wenn es noch einmahl so grofs würde. Da soll der Künstler die doppelte Summe verlangt haben, welches seinen Einsichten eben nicht viel Ehre gemacht haben würde, indem die Schwierigkeit mit der Gröfse nicht in gleichem Verhältnisse zunimmt, und also der Preis ungemein höher hätte ausfallen müssen. Chares erhielt die verlangte Summe, war aber kaum in der Hälfte der Arbeit, als das Geld schon aufgezehrt war. Aus Verdrufs und Scham über seinen schülerhaften Überschlag soll er sich hierauf selbst aufgehängt haben.

Nach ihm vollendete Laches den Colofs. Man hatte in allem 12 Jahre daran gearbeitet, und 300 Talente oder 646,250 fl. darauf verwendet. Diese Summe zogen die Rhodier aus dem Kriegsgeräthe, welches der König Demetrius im Stich lassen mufste, nachdem er ihre Hauptstadt vergeblich belagert hatte.

Nachdem der Colofs 56 Jahr gestanden hatte, warf ihn ein fürchterliches Erdbeben nebst mehrern ansehnlichen Gebäuden über den Haufen. Dieses geschahe im zweyten Jahre der 139ten Olympiade oder 531 Jahr vor Christi Geburt. Er blieb noch 222 Jahre nach Christi Geburt in Ruinen liegen und war auch so die Bewunderung der Welt. Endlich verkaufte ihn Moawijah des vierten Chaliffen Ottmanns Feldherr an einen Kaufmann, der die Stücke Kupfer, woraus der Colofs gegossen war, auf 900 Kameelen forbringen liefs.

Die scharfsinnigen Gedanken, des Grafen Caylus über die Mittel deren sich der Künstler bey der Ausführung bedient haben soll, mögen diesen Artikel beschlüfsen. „Ich hatte mir niemahls eingebildet, sagt dieser grofse Kenner der alten Kunst, Körper von einer solchen Gröfse, wie diese Colofsen könnten nicht anders als auf einen einzigen Gufs gegossen werden. Alles hat in der Natur seine Grenzen, und die Hitze kann sich bey einer so grofsen Weite des Ofens nicht erhalten, um der Materie auch in den entferntesten Theilen den angemessenen Grad der Hitze zu ertheilen. Ich zweifle nicht einmahl, dafs die Alten, die in der Ausübung einen so grofsen Scharfsinn blicken lassen, das Mittel gekannt haben, den warmen Gufs mit dem kalten zu vereinigen, so wie wir den Varin haben verfahren sehen, der so wie Lemoine die Statue des Königs zu Pferde für die Stadt Bourdeaux ausbesserte. Die ganze vorderste Hälfte des Pferdes hatte bey dem ersten Gufse gefehlet, und sie wurde beym zweyten ausgebessert. Ohne mich in die Umstände einer Operation, welche nicht hieher gehört, einzulassen, so ist es möglich, dafs das Mittel, durch welches man den Schein alles Löthens und aller Verbindung vermeidet, von alten Zeiten her ausgeübet worden. In der That es kann diefs nicht anders ausgeübt werden, als bey kleinen Figuren, und die man besser übersehen kann, als die, von welchen die Rede ist, und ich glaube destomehr, dafs die Alten die delikatesten und verständigsten Ausübungen dieser Kunst gekannt haben, da ich mehr als eine alte, so gut gegofsene Bronze gesehen, dafs es nicht nöthig war, sie auszubessern, und Bouchardon hat mich in dieser Meinung bestätiget. Dem sey, wie ihm wolle, man hat gewifs zu dem Rhodischen Colofs keine Bemühungen und Sorgen angewandt, welche seine ungeheure Gröfse unnütz machte. Es ist also zu vermuthen, dafs er tonnenweise d. i. nach den Theilen gegossen worden, so wie sich einer zu dem andern am besten schickte. Plinius sagt es nicht, aber er giebt einen überzeugenden Beweifs davon, wenn er vom umgestürzten Colosse redet. Er vergleicht die Form der zerstreuten Glieder mit weiten Höhlen, in denen man ungeheure Steine gese-

hen. Es ist gewifs, dafs diese Steine nicht anders, als nach der Ausführung angebracht werden konnten, die Stücke des Gufses wurden hernach mit einander verbunden und vereiniget. Denn diese, zur Festigkeit des Colosses nöthigen Steine, welche nach und nach inwendig hinein gelegt und angehäuft wurden, so wie man ihn bildete, blieben bey den Theilen, als sie umgestürzt waren. Aufserdem kann das Bley, von welchem Plutarch (ad princip. indoct.) redet, nichts anders gewesen seyn, als das zur Vereinigung der Theile nöthigen Löthen.

Fünftes Weltwunder.

Das Mausoläum zu Halicarnafs.

Halicarnafs, wo sich das fünfte Weltwunder befand, war eine alte Stadt in Asien, in der Landschaft Carien, deren Hauptstadt sie war. Sie lag auf einer Landenge, hatte einen guten Hafen, vortreffliche Festungswerke und ihre Einwohner besassen grofse Reichthümer. Sie war die Residenz der Könige von Carien, und besonders des Mausolus gewesen, dessen Andenken durch das berühmte Mausoläum unsterblich wurde.

Dieser Mausolus nahm gleich seinen Vorfahren, der Perser Parthey gegen die Griechen und verübte grofse Gewaltsamkeiten auf den nahe gelegenen Inseln. Diese that er aber nicht so sehr aus Anhänglichkeit für das persische Reich, als vielmehr um bey dieser Gelegenheit sich durch Raub zu bereichern. Überhaupt merkten die Geschichtschreiber von ihm an, dafs keine That so schlimm gewesen sey, die er nicht wäre fähig gewesen, des Geldes wegen auszuüben. Er hatte auch grofsen Antheil an demjenigen Kriege, welchen die Athenienser mit den Völkern von Rhodus, Chios, Cos und Byzanz führten und welcher in der 105ten Olympiade seinen Anfang nahm. Er suchte diese Nationen auf das eifrigste gegen die Athenienser aufzuhetzen, um bey der Griechen Streitigkeiten im Trüben zu fischen, und seinen eigenen Nutzen auf ihre Kosten zu befördern. Bey dieser Gelegenheit benahm er dem Volke zu Rhodus seine Herrschaft und wandte sie den Vornehmsten der Insel zu. Er starb endlich in dem letzten Jahre der 106ten Olympiade.

Die Gemahlinn des Mausolus, welche zugleich seine Schwester war, hiefs Artemsia. Dieses Muster von einer zärtlichen Gattinn liebte ihren Gemahl so sehr, dafs sie sich auch nach seinem Tode nicht von ihm trennen wollte. Daher liefs sie, nach dem Berichte mehrerer Schriftsteller, seinen Körper verbrennen, sammelte die Asche davon in ein Gefäfs, nahm immer eine Dosis davon in ihr gewöhnliches Getränk und verzehrte so nach und nach den Leichnam ihres verstorbenen Gemahls. Um aber sein Andenken auch auf die

Der Pharus zu Alexandrien.

späteste Nachwelt zu bringen, liefs sie ihm ein überaus kostbares Grabmahl errichten.

Dieses prachtvolle Werk war ins Gevierte gebaut, doch so, dafs zwey Seiten davon länger waren als die andern. Es war nach den vier Himmelsgegenden gebaut. Die Seiten gegen Mittag und Mitternacht waren jede 63 Fufs, die beyden andern aber gegen Morgen und Abend jede 285 Fufs lang. Das Ganze Werk hatte also einen Umfang von 699 Fufs. Die Höhe betrug 25 Cubitus oder Ellen.

Ringsherum waren 36 marmorne Säulen, welche ein spitzig zugehendes Dach trugen, das 34 Stuffen hoch war. Ganz auf der Spitze war ein Triumpfwagen, mit vier Pferden bespannt, angebracht. In diesem war Mausolus sitzend abgebildet und hinter ihm stand auf dem Wagen ein Genius, der ihm einen Kranz auf zu setzen schien. In der Mitte zwischen den 36 Säulen war ein Behältnifs gemacht, darein man durch eine Thüre gehen konnte.

An diesem Monument hatten fünf der gröfsten Künstler gearbeitet. Der berühmte Bildhauer Skopas verfertigte die Seite gegen Morgen, Briaxis die gegen Mitternacht, Thimotheus die gegen Mittag, Lechares die gegen Abend, und Pythis den Wagen auf der Spitze des Monuments. Die Künstler hatten alle ihre Kunst, und Artemisia ihr Geld und Kostbarkeiten zur Herstellung dieses Grabmahls angewendet, und es wurde dadurch so berühmt, dafs man es unter die sieben Weltwunder zählte. Nur der Philosoph Anaxagoras blieb kalt dabey, denn als er es hinlänglich betrachtet hatte, machte er nur folgende Bemerkung: „Siehe, wie viel Geld ist nicht in Steine verwandelt worden!"

Dieses Grabmahl wurde von dem König Mausolus, dem zu Ehren es errichtet war, das Mausoläum genannt. In der Folge hat man auch andere kostbare Grabmähler, als jene des August, Trajans, Hadrians und anderer Kaiser mit diesem Nahmen belegt und noch heutiges Tages wird ein schönes Grabmahl ein Mausoläum genannt.

Auch diese Herrlichkeit ist verschwunden. Man findet heutiges Tages nur noch einige ungewisse Spuren von dem Orte, wo das Mausoläum gestanden ist. Eben so ist das reiche Halicarnafs, dessen Zierde es war, dieser Geburts Ort des Vaters der Geschichte, Herodots, der Dichter Hecatäus, Kallimachus

u. dgl. gegenwärtig ein unbedeutender Ort. Er heifst itzt Bodru oder Budron, liegt der Insel Stanchio gegenüber, und wird von armen Griechen bewohnt.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir noch einer merkwürdigen Quelle, die sich ohnweit Halikarnafs befand, erwähnen. Sie hiefs Salmacis und die Alten erzählten davon, dafs sie die sonderbare Eigenschaft gehabt, diejenigen, welche davon tranken, weibisch, wollüstig und zur Unzucht geneigt zu machen. Strabo aber meint, die Ursache wäre nicht in der Quelle zu suchen gewesen, sondern in den Reichthümern und guten Mahlzeiten der Halicarnassenser. Vitruv sagt, dafs bey dieser Quelle ein Tempel des Merkurs und einer, welcher der Venus geweiht gewesen, gestanden habe, und fügt hinzu, die Griechen, welche an der Quelle Geschmack fanden, hätten Hütten um dieselbe gebaut, und die Barbaren von den benachbarten Bergen dahin gezogen. Diese wurden dadurch nach und nach höflich, gesellig, verlohren ihr wildes Wesen und nahmen sanftere und bessere Sitten an. Daher wäre die Fabel von den Eigenschaften dieser Quelle entstanden. Ovid benutzte diese gemeine Sage, und machte davon die Geschichte von der Salmacis, welche im vierten Buch seiner Verwandlungen vorkömmt.

Sechstes Weltwunder.

Der Dianentempel zu Ephesus.

Ephesus war die Hauptstadt von Jonien, und die wichtigste Stadt von Kleinasien, weil sie die Niederlage alles Handels innerhalb des Taurus ausmachte. Der vorbey fliefsende Flufs Cayster war schiffbar, und der Hafen sehr geräumig. Lysimachus liefs die Stadt erbauen, und Tiberius nach einem Erdbeben wieder herstellen. Ephesus war der Geburtsort des berühmten Künstlers Parrhasius. Uebrigens waren die Einwohner ziemlich abergläubisch und hatten viele Schwärmer Geisterbanner und Seher unter sich. Nach Christus Tode verfügte sich der Evangelist Johannes, und wie einige glauben, auch Maria, dahin, und besonders wurde der Ort durch den Aufenthalt und die Schriften des Apostel Paulus in der christlichen Welt berühmt.

Die gröfste Zierde der Stadt war der Tempel der Diana. Dieses bewunderungswürdige Werk war nicht derjenigen Diana geweihet, welche man als die Göttinn der Jagd verehrte, und mit Köcher und Bogen abbildete, sondern jener Göttinn, welche die Griechen πολύμαζον, und die Römer *Multimammiam*, das ist die Vielbrüstige nannten, und als eine Mutter und Versorgerinn aller lebendigen Wesen auf Erden verehrten. Mann nannte diese Diana zum Unterschiede, Diana von Ephesus, und verstand unter ihr die fruchtbringende Natur.

Diana hatte schon in den ältesten Zeiten eine Art von Tempel zu Ephesus, welcher aber nichts war, als eine Kapelle mit dem Bildnisse dieser Göttinn, die sich in dem ausgehölten stamm eines Baumes befand. Als die Amazonen mit dem Theseus Krieg führten, sollen sie ebenfalls der Diana zu Ehren einen Tempel zu Ephesus erbaut haben. Beyde sind nicht mit jenem Weltwunder zu verwechseln, welches erst in den späteren Zeiten entstand.

Dieses grofse Gebäude war am Fufs eines Berges bey einem Sumpfe gelegen. Plinius glaubt, man habe diesen sumpfigten Ort deswegen erwählt, weil er dem Erdbeben am wenigsten unterworfen gewesen, allein man verursachte dadurch auch ungeheure Kosten. Man muste Höhlen graben, um dadurch das Wasser, welches von dem Hügel herab flofs, aufzufangen, dasselbe in den Sumpf und von dort in den Flufs Cayster zu leiten. Dieses sind diejenigen Höhlen, welche einige ganz unrecht für ein Labyrinth gehalten haben. Man wird durch die Betrachtung der Oerter selbst überzeugt, dafs sie zu nichts, als zur Ableitung des Wassers, gedienet hatten. Dieses bestätiget Philo von Byzanz, welcher sagt, man sey genöthiget worden, daselbst sehr tiefe Gruben und Gänge zu machen, wozu man eine so grofse Menge von Steinen verbrauchet, dafs man fast alle Steinbrüche des Landes ausgeleert habe. Und damit man den Grund dieser Gänge desto tüchtiger machen möchte, welche ein Gebäude von solcher aufserordentlicher Last tragen sollten, so habe man, erzählt Plinius, einige Schichten von gestofsenen Kohlen und einige andere Schichten von Wolle und Filz gemacht.

Dieser Tempel hatte die Gestalt von den gewöhnlichen griechischen Tempeln, nur dafs er von viel gröfserm Umfange war, denn er hatte 425 Schuhe in der Länge, und 220 in der Breite. Er hatte in allem 127 Säulen vom schönsten Marmor, wovon jede 60 Schuhe hoch und jede auf Kosten ei-

nes andern asiatischen Königs war erbaut worden. Unter ihnen waren 36 künstlich ausgehauene und mit Basreliefs gezierte, und darunter eine von der Hand des berühmten Bildhauers Skopas. Plinius bemerkt, dafs man bey dem Bau dieses Tempels zuerst die Erfindung gemacht habe, die Säulen auf Fufsgestelle zu setzen und mit Kapitälern und Vasen zu zieren. Alle diese Säulen waren nach des Vitruvs Berichte von jonischer Ordnung.

Das Holzwerk bey diesem Tempel war von vortrefflicher Art. Die Thüren waren von Cedernholz und auf das herrlichste poliert. Alles übrige war von Cypressenholz. Eine Stiege von Weinreben, welche man aus Cypern gebracht hatte, gieng bis in den obersten Theil des Tempels. Eine Abbildung von der äufsern Gestalt dieses prachtvollen Werkes findet man in Fischers von Erlach Entwurf einer historischen Architektur.

Das Innere des Tempels war von aufserordentlicher Pracht und Schönheit. Gold und Edelsteine glänzten an allen Orten. Die Reichthümer und Verzierungen waren unschätzbar. Die Bildsäule der Göttinn war nach des Xenophons Berichte von purem Golde. Sie hatte auf dem Haupte eine Krone von der Art, welche die Alten eine Mauerkrone nannten; auf der Brust waren eine Menge kleine Brüste zu sehen; die Arme waren ausgebreitet und auf jedem safs ein Löwe; der untere Theil war mit einem Gewande eingehüllt, welches mit mehrern Binden zusammen geschnürt war, und worauf man menschliche und Thierfiguren, Bienen mit ausgebreiteten Flügeln, Blumen, Fruchtkränze und dergleichen sah. Alles dieses waren symbolische Vorstellungen der fruchtbringenden und alles ernährenden Natur.

Zu dem Bau dieses aufserordentlichen Tempels haben die meisten Städte desjenigen Landes, welches man damahls Asien nannte, und 127 Könige das Ihrige beygetragen und über 200 Jahre an seiner Vollendung zugebracht. Uebrigens mufs man sich aber unter den 127 Königen nicht lauter solche vorstellen, wie diejenigen sind, welche man heutiges Tages mit diesem Nahmen belegt, denn man verstand damahls jeden Beherscher darunter, und so hatte man Könige, deren Gebiete nicht gröfser, als mancher kleiner Reichsfürsten Deutschlandes war. Der Architeckt, welcher den Entwurf und die erste Ausführung dieses bewunderungswürdigen Werkes veranstaltete, wird von dem Strabo und Plinius Chersiphron, vom Vituv aber Ctisiphon genannt.

Dieser Tempel soll noch nach 400 Jahren so neu und schön ausgesehen haben, als wenn er erst wäre gebaut worden. Als der persische König Xerxes seinen abentheuerlichen Zug gegen Griechenland unternahm, und nicht weniger als eine Million Krieger nach Europa übersetzte, liefs er alle Tempel in Asien verbrennen und verheeren, und nur den einzigen Tempel zu Ephesus schonte er aus besonderer Achtung. Er stand in seiner ganzen Herrlichkeit da, bis zur 106. Olympiade oder dem Jahr der Welt 3648 Damahls kam einem gewissen Herostratus der Gedanke in den Kopf, sein Gedächtnifs auf die Nachwelt zu bringen und seinen Nahmen unsterblich zu machen, und da er in sich selbst keine Anlagen dazu fand, so suchte er dies dadurch zuwege zu bringen, dafs er den Tempel zu Ephesus anzündete. Zu seiner Strafe liefs man hierauf das Gesetz ergehen, wodurch auf das schärfste verbothen wurde, seinen Nahmen irgendwo zu nennen, oder in Schriften anzuführen. Dem ungeachtet ist er aber doch, nebst dem Andenken dieser schändlichen That auf unsere Zeiten gekommen.

Die Zerstörung dieses herrlichen Kunstwerkes geschahe in derselben Nacht, als einer der grösten Eroberer, welchen die Geschichte kennt, als Alexander der Grofse zu Pella in Macedonien gebohren wurde. Als in der Folge Alexander auf seinen Zügen nach Ephesus kam, wollte er die Ehre haben der Urheber dieses Weltwunders zu seyn, und machte sich anheischig die Kosten zur Wiederherstellung des Tempels herzugeben, wenn man dem Gebäude künftig seinen Nahmen beylegen wollte. Allein die Epheser schlugen ihm dieses ab, mit dem eitlen Complimente, dafs es sich nicht schikte, dafs ein Gott dem andern einen Tempel errichtete. Vielmehr strengten die Epheser alle ihre Kräfte selbst an, um den Schaden, welchen das Gebäude gelitten hatte, wieder zu ersetzen. Sie verkauften daher alle Kostbarkeiten der Damen ihrer Stadt und suchten alle mögliche Hülfsmittel auf, um dieses zu bewerkstelligen.

Der Tempel erschien nun wieder in neuem Glanze und war, wo möglich noch prächtiger als der vorige. Wenigstens war in Rücksicht der innern und äufsern Kunststücke alles aufgebothen worden. Der Altar war beynahe allein von der Hand des grofsen Bildhauers Praxiteles. Aufser einer grofsen Menge von Statuen und Basreliefs, die von den gröfsten Meistern Griechenlands herrührten, war das Innere mit Gemählden von Parrhasius und andern Künstlern ausgeschmückt. Der Baumeister dieses zweyten Tempels war Dinocrates, welchen Strabe Chronocrates nennt.

Zu Ehren der Diana von Ephesus wurden in dieser Stadt diejenigen Spiele gehalten, welche man die ephesischen nannte. Dabey gieng es ziemlich toll und üppig zu. In dem Tempel selbst durfte kein verheurathetes Weib bey Todesstrafe erscheinen, vermuthlich weil Diana selbst eine Jungfrau und dem Ehestand nicht gewogen war. Wegen dieser Göttinn hatte Ephesus das Recht der freyen Zuflucht (Jus Asyli), welches aber zu sehr ausartete, und daher vom Kaiser August der Stadt benommen wurde.

Der Tempel der Diana zu Ephesus wurde zuerst vom Kaiser Nero ausgeplündert, welcher die besten Schätze daraus wegführen liefs. Im Jahr 263 plünderten und verbrannten ihn die Scythen. Die Gothen verheerten ihn unter der Regierung des Kaisers Galien. Sein letztes Ende erreichte er endlich unter Kaiser Constantin, welcher, nachdem er die christliche Religion angenommen hatte, den Befehl gab, alle heidnische Tempel zu zerstören. Itzt sieht man nur mehr einige wenige Spuren, z. B. Säulenstücke u. dgl. davon. Ueberhaupt ist ganz Ephesus verfallen. Mitten unter marmornen Denkmählern wohnen ungefehr 30 griechische Familien, welche, nach der Bemerkung eines neuern Reisenden, wahrscheinlich nicht im Stande sind, die schönen Episteln zu verstehen, welche der Apostel Paulus an ihre berühmte Vorfahren geschrieben hat.

Siebentes Weltwunder.

Der Pharos zu Alexandrien.

Alexandria war die Hauptstadt Egyptens zu den Zeiten der Römer. Sie erhielt ihren Nahmen von Alexander dem Grofsen, der sie durch den Baumeister Dinochares 335 Jahre vor Christi Geburt anlegen liefs. Sie lag ungefehr 4 geographische Meilen westwärts von der Kanopischen Mündung des Nils auf einer Erdzunge, welche durch den See Mareotis und durch einen Meerbusen des mittelländischen Meeres gebildet ward. Ihre Gröfse wird auf 10 bis 15 römische Meilen angegeben und die Zahl der Einwohner soll sich gegen 300,000 belaufen haben. Sie hatte fünf vortreffliche Häfen, sehr breite Hauptstrafsen, und ward, wegen ihrer Lage bald der Mittelpunkt des orientalischen Handels. Sie wurde als sie in ihrem höchsten Flor stand, nächst Rom für die mächtigste Stadt in der Welt gehalten. Unter ihren mancherley Merkwürdigkeiten, waren zwey von ganz aufserordentlicher Art, der Pharus und die Bibliothek.

Der Pharus stand auf einer kleinen Insel gleiches Nahmens, und hatte auch von ihr seine Benennung bekommen. Diese Insel liegt am Ausgang des Hafens, Alexander wollte darauf seine Stadt bauen, fand aber den Raum zu enge und baute daher Alexandrien gegen über auf dem festen Lande. Unter der Regierung der Ptolomäer wurde sie durch einen Damm mit der Stadt verbunden, und der berühmte Pharus darauf gebauet.

Der Pharus war ein hoher Thurm, auf dessen Spitze zur Nachtzeit Feuer unterhalten wurde, und diente denjenigen, welche an der dasigen Küste, die voller Klippen und Sandbänke ist, segelten, zu einem Wegweiser. Daher kömmt es, dafs man den Nahmen Pharus, allen dergleichen auf Seeküsten stehenden Thürmen, worauf bey der Nacht Laternen gehalten werden, beyzulegen pflegt.

Der untere Theil dieses Leuchtthurmes war ein Hauptgebäude, von weissem Marmor, und von einem schönen Bruche. Darüber erhob sich ein viereckigter Thurm, der ganz von dergleichen Mamor aufgeführt war und eine aufserordentliche Höhe hatte. Es war eigentlich eine Anzahl bedeckter Gänge mit Geländern, wovon immer einer über den andern gebaut und mit kostbaren Säulen unterstützt war. Die Dicke dieses Thurms gieng zwey Drittheil in der Höhe, in einer Gleiche fort, bis in seine Spitze, da sie kleiner wurde.

Der alte Scholiast über Lucian meldet, dafs der Pharus viereckigt gebaut gewesen sey, und in seinem untern Theil einen solchen Umfang wie die egyptischen Pyramiden gehabt habe. Der berühmte arabische Schriftsteller Al-Raschied giebt in seiner Erdbeschreibung die Höhe des Thurmes auf 300 Ellen an; er wäre also, wenn man die Elle zu zwey Schuhen rechnet; um 138 Schuhe höher gewesen als der Stephansthurm zu Wien. Dieser nähmliche Schriftsteller führt auch an, dafs man das oben bey diesem Thurme bey der Nacht angezündete Feuer auf 100 Meilen weit in der See habe sehen können. In dem obern Theile des Thurmes sollen so künstlich zugerichtete Spiegel gewesen seyn, dafs man alle Schiffe, welche sich dem Hafen näherten, darinn habe erblicken können.

Der Urheber dieses Pharus war der König Ptolomäus Philadelphus. Er liefs ihn, theils zur Bequemlichkeit der Schifffahrt, theils um sich ein unsterbliches Denkmahl zu stiften, in der 124. Olympiade, gleich nach seiner Thronbesteigung erbauen, und wendete darauf 800 Talente oder ungefehr 1,200,000 Gulden. Der Baumeister davon war Sostrates aus Gnidus. Dieser grub folgende Worte in denselben ein: „Sostrates von Gnidus, des Dixiphanos Sohn, den Schutzgöttern zur Erhaltung der Seefahrenden." Diese Worte überstrich er hernach mit Kalk, und liefs darauf den Nahmen des Königs setzen, damit er, wenn der Kalk herabfiele, vergienge, und sein Nahme zum ewigen Andenken im Marmor stehen bliebe.

Gegenwärtig ist statt dieses prächtigen Gebäudes ein sehr grofses Schlofs vorhanden, das aber wegen der Lage des Felsens eine sehr unordentliche Figur hat. Der Ort, wo es liegt, ist nicht erhabener, als die Ebene, welche daran stofst. Es hat zu seinem ersten Umfang einen Wall, der sieben Schuh hoch ist, und inwendig ist eine erhabene Mauer, die ganz mit Zinnen versehen ist und den vornehmsten Theil der Festung umgiebt. In der Mitte er-

hebt sich ein hoher Thurm, welcher die Stelle des Pharus vertritt, aber weder an Gröfse noch an Schönheit im geringsten mit ihm kann verglichen werden.

Eine andere Merkwürdigkeit von Alexandrien war die berühmte Bibliothek, welche im ganzen Alterthum ihres Gleichen nicht hatte. Sie wurde von Ptolomäus Philadelphus errichtet, und enthielt die besten Werke der Griechen, oder Uebersetzungen der Werke der Ausländer. Sie bestand aus 700,000 Büchern, und war allso um mehr als noch einmahl so stark als die kaiserliche Bibliothek zu Wien, welche doch in der Zahl der Bände unter allen Bibliotheken in Europa die ansehnlichste ist.

Ein Theil von dieser Bibliothek, der sich auf 400,000 Bücher belief stand im Musäum, und wurde zur Zeit, als Julius Cäsar gegen Egypten Krieg führte, durch Verwahrlosung der Soldaten ein Raub der Flammen. Die Königinn Kleopatra errichtete aus dem übrigen eine neue Bibliothek in der seraphischen Schule, und ihr Geliebter Antonius schenkte ihr dazu die Attische und Bergamische Bibliothek. Dadurch erhielt diese Büchersammlung wieder ein grofses Ansehen, aber der erste Verlust konnte doch nie ersetzt werden.

Als Egypten in die Gewalt der Sarazenen kam, und Alexandrien von Omar dem dritten Kaliphen mit Gewalt eingenommen wurde, erreichte dieser litterarische Schatz sein Ende, Omar räsonnirte so: „Entweder steht in diesen Büchern nichts, was nicht im Alkoran enthalten ist, oder es sind Dinge darinn, welche im Alkoran nicht stehen. Im ersten Falle sind die Bücher unnütz und im zweyten schädlich." Er gab hierauf Befehl die Bibliothek zu vernichten, und es wurden durch lange Zeit die Bäder zu Alexandrien damit geheitzt.

Der Tempel Salomons.

Salomons Tempel wurde zu allen Zeiten und von den einsichtsvollesten Männern unter die gröfsten Merkwürdigkeiten des Alterthums gezählet. Er hatte (wie die heilige Schrift selbst sagt) keinen seines gleichen in den damahligen Zeiten. Er war der erste Tempel, so dem wahren Gott errichtet wurde. Das Gebäude selbst war ganz in erhabenem, prächtigen Stil aufgeführet, die innern Einrichtungen des Tempels waren vortrefflich, überall herrschte die gröfste Ordnung, und Ueberflufs. Ganz unbeschreiblich, ja unbegreiflich war die unermessene Menge Gold und Silber, welche zur Verherrlichung dieses Tempels verwendet wurde, und welches um so mehr noch in unsern Zeiten auffallend ist, da damahls weder die Goldküste von Guinea noch die unerschöpflichen Bergwerke von Peru in Amerika bekannt waren. Selbst die einsichtsvollesten Geschichtsforscher bis auf unsere Zeiten sind noch nicht einig geworden, wo eigentlich das berühmte Ophir vormahls war, aus welchem David und Salomon eine solche überschwengliche Masse von Gold und Silber erhielten. Alles war an diesem berühmten Tempel so erhaben, ausserordentlich und geheimnifsvoll, dafs die weisesten Männer der damahligen Zeiten aus allen Ländern nach Jerusalem reifsten um denselben zu sehen, und die gröfsten Gelehrten in unsern Tagen selben zum Gegenstand tiefer Betrachtungen machten. Mit Recht wurde daher dieser Tempel jederzeit unter die gröfsten Merkwürdigkeiten der Welt gerechnet.

Dem weisesten der Könige, dem Könige Salomon war es vorbehalten dieses Werk anzufangen, ob er gleich damahls nicht viel über 20 Jahr alt war. Dieser junge Monarch konnte sich rühmen zur Ehre des wahren Gottes den ersten Tempel auf dem Erdboden aufzuführen, und das prächtigste Gebäude, so jemahls gesehen worden, in wenig Jahren zu vollenden. Dieser weise König leitete alles vorsichtig ein, um ein so herrliches Werk glücklich zu Stande zu bringen. Er sah ein, dafs nichts nothwendiger vor allen dazu sey,

als Friede mit den benachbarten Fürsten, und dafs David wesentlich aus dieser Ursach den Tempelbau nicht habe unternehmen können, weil seine Regierung öfters durch äufsere und innere Kriege und Unruhen beunruhiget wurde. Salomon bewahrte also sorgfältig den Frieden, erneuerte das Bündnifs mit dem benachbarten König von Tyrus, und schlofs mit diesem einen Vertrag, ihn in dem Tempelbau zu unterstützen.

Nach dieser vorsichtigen Entfernung aller den Bau stöhrenden Hindernisse wurde so viel Gold, Silber, Kupfer, Eisen und anderes zum Bau nöthiges Materiale in solchem Ueberfluſs herbeygeführt, dafs nichts mangelte. Auch hatte David selbst seinem Sohne diese Sorge sehr erleichtert, und bereits grosse Vorkehrung zum Bau gemacht, denn er hatte (wie die Schriftsteller behaupten) an Silber für 7000 und an Gold für 3000 Talente zum Bau aus Ophir nebst vielen Baumaterialien gesammlet.

Um dieses riesenmässige Werk auszuführen wurde eine aufserordentliche Anzahl Künstler und anderer Arbeiter erfordert. Von den benachbarten Königen erhielt Salomon eine grofse Menge geschickter Künstler. Zu den gemeinen Arbeiten nahm er aber tausende seiner eigenen Unterthanen. Salomon liefs alle Kannaniten, und fremde Sklaven, die im Lande waren, zusammen beruffen und da die Liste derselben sich auf 153,600 Köpfe belief, bestellte er von ihnen 70,000 um Lasten zu tragen, 80,000 um Bauholz und Steine auf den Bergen zuzuhauen, und die übrigen 36000 zu Aufsehern. Von seinen eigenen Unterthanen schickte er 30,000 ab um nähmlich wechselweis jeden Monat 10,000 mit den Leuten des Königs von Tyrus in den Steinbrüchen auf dem Libanus arbeiten zu lassen. Aus allem dem erhellet, dafs bey diesem Tempelbau nicht weniger als 163600 Menschen beschäftiget waren, und dem ungeachtet sieben ganzer Jahre damit zugebracht wurden.

Der Tempel wurde in der Stadt Jerusalem auf dem Berg Moriah aufgebaut, welches der vierte Theil der Stadt war, denn Jerusalem wurde in 4 Theile getheilt. Der erste Theil begriff die alte Stadt Jebus, die auf dem Berg Zion stand, wo David ein prächtiges Schlofs hatte. Der zweyte Theil war die untere Stadt, und weil sie nach der ersten erbaut war, wurde sie die Tochter Zions genannt. Der dritte Theil war die neue Stadt, wo meistens die Gewerbe befindlich waren, und in dem vierten Theil, welcher der Berg Moriah hiefs, kam Salomons herrlicher Tempel zu stehen. Die Höhe des Gebäudes be-

trug 120 Ellen, oder über 210 Fuſs, die Höhe der ringsumher stehenden Höfe machte ungefähr halb so viel aus, die Fronte war an der Seite gegen Morgen auf eine Terrasse gegründet, die von einem Thal aufwärts, 300 Ellen hoch, aus überaus groſsen Quaderstücken bestand. Die Höhe um welche der vornehmste Thurm vor dem übrigen Gebäude vorragte betrug 60 Ellen, so daſs von dem Boden des Thals an bis an seine Spitze nicht weniger als 840 Fuſs herauskamen, wenn man einen Fuſs und 9 Zoll auf die Elle rechnet. Diese Terrasse die darum aufgeführt ward um dem Platz eine genugsame Länge und Breite für das Gebäude zu geben, war am Grunde 1000 und oben 800 Ellen lang, und betrug an Breite noch 100 Ellen mehr. Die Terrasse war durch ungemein groſse Bögen gestützt, und gieng an dem Grunde über die Fläche der Mauer um 150 Ellen hervor. Die Steine, woraus sie bestand waren nach dem Josephus Marmor, 40 Ellen lang, 12 dick, 8 hoch, und so genau mit einander verbunden, daſs daſs Ganze ein geglätteter Fels zu seyn schien. Nach eben diesem Geschichtschreiber standen daselbst 1453 Säulen von parischem Marmor und zweymal so viel Pfeiler von solcher Dicke, daſs sie drey Männer kaum umfassen konnten: wobey ihre Höhe und ihre Kapitäler auf verhältniſsmäſsige Art beschaffen und von korintischer Bauart waren. Es ist jedoch wahrscheinlich, daſs Josephus die zwey letztern Umstände von dem Tempel des Herodes entlehnet habe, weil sie von den heiligen Geschichtschreibern nicht angemerkt werden. Diese letztern sind in Ansehung der wunderbaren Zedern von Libanon, deren man sich bey diesem erhabnen Gebäude bediente und der auſserlesenen Arbeit, womit die Theile zu ihren besondern Endzwecken zugerichtet waren, nebst den Vergoldungen, und andern Zierrathen daselbst sehr ausführlich beschrieben. Kurz alles Zugehör zu diesem erstaunlichen Gebäude ward nach seinen besondern Absichten eingerichtet, und völlig ausgearbeitet, und ehe man es nach Jerusalem brachte, nähmlich die Steine in ihren Brüchen und die Zedern auf dem Libanon, so daſs als man sie aufrichtete kein Geräusch von Äxten, Hämmern und andern Werkzeugen zu hören war. Wir verweisen unsere Leser, die weitere Nachricht verlangen, auf den gelehrten Kapellus.

Das Innere des Tempels stimmte mit dem Äuſsern überein, und übertraf an Kostbarkeit, Kunst und mannigfaltiger Pracht dasselbe weit.

Wo das Auge hinblickte, strahlte ihm von allen Seiten der Glanz des Goldes entgegen. Von demselben Metalle waren die Leuchter, die Gefässe und alles was zum Opferdienst erforderlich war. Das Heiligthum, die Wände und selbst der Boden war mit goldenen Platten bedeckt und diese wieder mit goldenen Nägeln befestiget. Allenthalben von der Höhe der Wände, von der ganzen Einrichtung strahlte der Glanz des massiven Goldes in künstlich schönen Verzierungen entgegen.

Es ist daher keineswegs auffallend, wenn uns die Schrift sagt, dafs die gröfsten und klügsten Männer der damahligen Zeit aus allen Ländern nach Jerusalem reifsten um Salomon in seiner Herrlichkeit zu sehen.

Wie konnte Salomon 163,600 Menschen 7 Jahr beschäftigen, verkösten, ohne dafs so vieler Hände Arbeit im Staat mangelte? Woher nahm selber die unermessene Masse Gold und Silber, und wie kam es, dafs keiner seiner Nachfolger die nähmliche Quelle benützte? Die Kunstverständigen unserer Zeit erstaunten über die vielen und geschickten Künstler, so beym Bau verwendet wurden, und fragen wie sind selbe schon 1000 Jahr vor Christi Geburth gebildet worden?

Einweihung des Tempels.

vor Christi Geburt 1004 Jahr. Im Jahr der Welt 3001.

Salomon verschob die Einweihung des Tempels auf das folgende Jahr, welches ein Jubeljahr war, damit diese grofse Sollennität mit desto gröfserer Pracht vollzogen werden könnte. Er liefs im ganzen Lande verkünden, dafs die Ältesten der Israeliten, alle Fürsten der Stämme und Oberhäupter der Familien zur bestimmten Feyerlichkeit in Jerusalem erscheinen sollten. Die erhabenen

Feyerlichkeiten begannen am achten Tage des siebenten Monaths des heiligen Jahrs *) und dauerten sieben Tage fort, nach deren Verlauf sich das Fest der Lauberhütte anfing, welches ebenfalls sieben Tage währte, so dafs die aufserordentliche Volksmenge, die theils von dem König eigens berufen war, theils sich selbst aus dem ganzen Königreich zu dieser Feyerlichkeit zusammendrängte, vierzehn Tage lang in Jerusalem verblieb.

Am ersten Tage trugen die Priester, vor denen der König samt denen Ältesten des Volks vorhergingen, in einem prächtigen Aufzug, die Arche aus der Stiftshütte, die David für dieselbe aufgeschlagen hatte, in den Tempel, und setzten sie in dem Allerheiligsten nieder; da indessen andere Priester an allen Orten, wo die Bundslade durchgieng, eine unbeschreibliche Anzahl von Opfern brachten.

Die von Moises verfertigte Stiftshütte, der goldene Leuchter, der Rauchaltar, und andere geweihte Geschirre des Heiligthums, wurden ebenfalls um diese Zeit von Gibeon herbey getragen, und im Tempel verwahrt, obwohl nicht gebraucht, weil Salomon andere, die gröfser und prächtiger waren, hatte verfertigen lassen.

Während die Priester die Lade im Allerheiligsten nieder liessen, erschallte die Luft von dem Klange von 120 Trompeten, und den Stimmen der Leviten, welche Gott lobsangen, und mit gehörigen Abwechslungen diese Worte wiederhohlten: Dank sage dem Herrn, denn er ist gütig und seine Barmherzigkeit währt in Ewigkeit.

Kaum waren die Priester aus dem heiligen Orte gegangen, als Gott gleichsam von seinem neuen Tempel Besitz nahm, indem er ihn wunderthätiger Weise mit einer Wolke anfüllte, so dafs die Priester nicht ferner ihr Amt verrichten konnten.

Der König Salomon selbst stand während dieser Feyerlichkeit auf einem ehernen Gerüste, welches vor dem Altar sich befand und 3 Ellen hoch war. Sobald dieser weise gottesfürchtige König diese wunderbare Wolke bemerkte, kniete er nach dem Heiligthum zu nieder, breitete seine Hände gegen den

*) Dieſs ist gegen Ende unsers Octobers.

Himmel aus, weihte das heilige Gebäude Gott, in einem wohlgesetzten und andächtigen Gebethe, mit lauter Stimme, dafs es alle Anwesenden hören konnten, er ersuchte die göttliche Gnade diesen Ort zu ihrer Wohnstadt zu machen, und die Gebethe aller, sowohl Juden, als Heiden zu hören, welche bey irgend einer Veranlassung, entweder bey öffentlichen oder besondern Unfällen ihre Bitten an diesem geweihten Ort, an ihn richten würden.

Während diesem Gebeth des Königs, und Erbauers dieses Tempels wurde der grofse Altar mit den gehörigen Opfern belegt. Kaum war das Gebeth vollendet, so wurden die Opfer durch ein wunderthätiges Feuer zum Zeichen der göttlichen Gnade und Annehmung verzehrt.

Hierauf wandte der König sein Angesicht gegen die Anwesenden, segnete sie, schärfte ihnen genau ein, dafs sie in ihren Pflichten gegen Gott redlich seyn, nach seinen Vorschriften leben und seine Gesetze beobachten sollten.

Grofs, überaus zahlreich waren die Opfer, welche an diesem Einweihungsfest dem Herrn gebracht wurden. Es wurden nicht weniger als 22000 Rinder, und 120000 Schaafe geopfert. Doch ist man nicht ganz einig ob alle diese Opfer an einem Tage oder während der 14 Tage, da das Volk versammelt war, gebracht wurden.

Gott erschien Salomon in einem Traume, erklärte demselben sein Wohlgefallen an diesem prächtigen Gebäude, erneuerte seine Verheifsungen gegen ihn und seine Nachkommenschaft, wofern er und sie ihm mit aufrichtigen Herzen dienen würden, sollten sie ihn aber durch Abgötterey und Ungehorsam zum Zorn reitzen, wollte er sie ausrotten, sein Reich umstürzen, und den Tempel zerstöhren.

Nachdem Salomon einen so herrlichen Tempel dem Herrn gebaut hatte, so bauete er auch einen königl. Palast für sich, Das Gold schimmerte allenthalben in demselben, und die Pracht der Säulen und des Bildhauerwerks zog aller Augen auf sich.

So viele aufserordentliche Werke verbreiteten seinen Ruhm in allen Reichen der damahls bekannten Welt, und man kam von allen Orten her, ei-

nen Prinzen zu sehen, der für ein Wunder seiner Zeit gehalten wurde. Vornähmlich ist die Reise der Königinn Saba bekannt und sogar in der hl. Schrift beschrieben. Sie kam aus den äufserst gegen Mittag gelegenen Ländern, um zu erfahren, ob auch alles, was von diesem jungen Völkerbeherrscher gesagt wurde, sich so verhalte. Sie erschien am Hofe Salomons in dem kostbaresten prächtigsten Staat, und brachte dem König grofse Geschenke. Nähmlich 120 Talente Goldes, welches mehr als 3 Millionen Gulden nach dem damahligen Werth betrug, sehr kostbare Perlen und Edelsteine, und so viele Specereyen und Rauchwerk, dafs man dergleichen noch nicht gesehen hatte. Nachdem sie aber die Herrlichkeiten dieses Königs, seine weisen und klugen Reden, seine Einsicht in die verborgensten Dinge, die ausnehmend schöne Ordnung seines Hofs und dergleichen gesehen hatte, war sie ganz aufser sich.

Bey ihrer Abreise überreichte Salomon als ein weiser prachtliebender Prinz der Königin von Saba noch weit kostarere Geschenke, als diejenigen waren, so sie dem König überreicht hatte.

Da zu Ausführung dieser vielen kostbaren Gebäude ein grofser Zuwachs an Reichthum eben so nöthig war, als eine Menge an Händen, so sorgte Salomon dafür die Handlung nach Ophir in Aufnahme zu bringen. Seine Flotte, die theils mit erfahrnen Seeleuten aus Tyrus theils mit seinen eigenen Unterthanen bemannt war, gieng nach Ophir, und brachte ihm in Zeit von 3 Jahren, einen unermeslichen Vorrath an Gold und Silber, verschiedenen Arten kostbahrer Steine, Gewürze, Ebenholz, und mehrern sonderbaren Holzarten, Elfenbein, Pfaue, Affen, und andere Seltenheiten. Das Gold selbst belief sich auf 450 Talente, aufser dem Gewinn, den ihm alle die andern Waaren einbrachten. Einige der kostbaren Holzarten brauchte der König zu Verzierung der Gallerien um den Tempel, und zu Verfertigung der musikalischen Instrumente bey dem Gottesdienste. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 666 Talente an Gold, aufser dem Tribute der Völker, welche ihm unterworfen waren, dem Zuschusse den ihm die Israeliten entrichteten, und der Summe, die in seinen Zollhäusern von Kaufmannswaaren erhoben wurden. Die Schilde seiner Leibwache waren aus Gold, der Elfenbeinerne Thron, worauf er safs, war damit überzogen, und alle Geräthschaften in seinen Pallästen, nebst seinem Tafelgeschirr, waren aus eben demselben Metalle. Den berühmten Salomon zu sehen, und seine Weisheit zu hören, das war der vorzüglichste Ehrgeitz der gröfsten Leute dieses Zeitalters.

Schindelmayer sc.

Die Perlenfischerey.

Korallen-Fischerey, und Manufaktur zu Marseille.

Die Korallenmanufaktur zu Marseille, der blühenden Handelsstadt im südlichen Frankreich, deren Activhandel gewöhnlich 12, öfters 15, und zuweilen 20 Millionen Franken monatlich beträgt gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten, und das um so mehr, da diese Manufaktur in ganz Frankreich die einzige in ihrer Art ist, und man sich nach Nachrichten davon in Büchern vergeblich umsieht.

Ehe wir aber dieses merkwürdige Naturproduckt durch hundert Hände geschickter Arbeiter endlich bis zur gröfsten Vollkommenheit erhoben sehen, dürften vielleicht ein paar Worte über dessen rohen Zustand, so wie es aus dem Meere gezogen wird, hier nicht ganz am unrechten Orte stehen.

Niemand zweifelt heutzutage mehr daran dafs die rothe Koralle (Isis nobilis) die in Absicht der Figur die gröfste Aehnlichkeit mit den entblätterten Aesten des Schlehenbaums hat, zu den sogenannten Thierpflanzen (Zoophyta), oder wie man sie jetzt besser nennt, Pflanzenthieren (Phytozoa) gehöre. Herr Peyssonel, Arzt und Naturforscher in Marseille entdeckte im Jahr

1725, dafs sowohl die von Andr. Cäsalpinus aufgeführte Korallenmilch, als auch die nachher vom Grafen Marsigli beschriebenen und abgebildeten Korallen-Blüthen nichts anders wären als wahre Insekten (so wie die Seeschwämme und Madreporen) die er mit den Nahmen der Korallen-Polypen, (orties Corallines) bezeichnete.

Schon die flüchtigste Betrachtung der rohen Korallen-Zinken ist hinreichend zu bemerken, dafs sie aus einer weichen Rinde oder dem äufsern Überzug und der inneren harten Substanz oder Kern zusammen gesetzt sind. Die Rinde selbst ist rauh, ungleich und immer blässer gefärbt, als die innere harte Substanz, der sie zum nothwendigen Überzug dient. Denn wenn auf irgend eine Art etwas von der Rinde verlohren gehet, so wissen sich kleine Würmer sogleich an dessen Stelle einen Eingang zu verschaffen, sie durchbohren nähmlich die harte marmorartige Substanz, und erweichen sie durch unzählige kleine Öffnungen, so dafs sie zu allem ferneren Gebrauch durchaus verdorben sind, ausgenommen zum Aufstellen in Kabinetten. Die Härte des Kerns, die der des festesten Marmors nichts nachgiebt, entstehet nicht, wie Dioskorides und Plinius glaubten, von Berührung der äufsern Luft, nachdem sie aus dem Meere gefischt werden. Ihre gewöhnliche Farbe ist roth, weifs und nach einigen auch schwarz. Hier handeln wir vorzüglich von der rothen, wo wir dieser Einschränkung ungeachtet, fast unendliche Mannigfaltigkeiten und Übergänge antreffen, und die uns in Absicht ihrer Verarbeitung und des wichtigen Handlungs-Artikels, den sie ausmachen, besonders interessiren.

Mit Hilfe der Vergröfserungs-Gläser bemerkt man an frischen, eben aus dem Meere genommenen Korallen so wohl das Thier selbst, als auch die cylindrischen ihm zur Nahrung und Wachsthum dienenden Gefäfse. Das erste stellt sich dem Auge am Ende des Korallenzinken unter der Gestalt eines Tropfens Milch dar (daher auch die Korallenmilch) und kann durch starkes Zusammendrücken des untern Theils der Rinde gezwungen werden, mehr zum Vorschein zu kommen und sich zu verlängern. — Genaue, mit vieler Sorgfalt über diese Polypen und ihre Verschiedenheit angestellten Versuche, finden unsere Leser, deren Neugierde in Absicht der natürlichen Geschichte dieses in aller Rücksicht merkwürdigen Geschöpfs noch nicht genug befriedigt ist, beym Donati della storia naturale marina dell' Adriatico in Venezia 1750. 4to wovon ein deutscher Auszug zu Halle 1753. 4. erschienen ist. Vorzüglich häufig werden die Korallen gefunden im mittelländischen Mee-

re, und zwar besonders in der Nachbarschaft der Inseln Korsika und Majorka, an der Küste von Katalonien, Provence (um Cassis, ein kleines 2 Meilen von Marseille entferntes Städchen) und Languedoc; vorzüglich auch an der Küste von Aftika (barbarischen Küste) oder bestimmter an der Küste von Tunis und Algier; und diese haben sowohl wegen ihrer Gröfse als der Schönheit ihrer Farbe, vor allen den Vorzug, werden auch deswegen heut zu Tage vorzüglich da gefischt. Ehedem fischte man auch welche im Persischen Meerbusen, im rothen und sizilianischen Meere. Angemerkt zu werden verdient es, dafs im Weltmeere keine gefunden werden, denn diejenigen, woraus im stillen Meere ganze Inseln bestehen und zuweilen von einer erstaunlichen Höhe sind, gehören nicht hieher, denn die rothe Koralle von der wir hier allein reden, wächst selten über einen Pariser Fufs hoch, und zwar nach Marsigli's Bericht, abwärts mit der Basi oben, so dafs sie mehr hängen als stehen, wodurch die Fischerey derselben nicht wenig erleichtert wird. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Fischerey zeigt auch hier von der Thätigkeit des Handlungsgeistes der Einwohner von Marseille. Seit langen Zeiten nähmlich ist Frankreich mit Ausschliessung aller andern Nationen im Bisitz eines wichtigen Handlungsplatzes im Königreich Algier; man findet ihn auf der Karte unter dem Nahmen Bastion de France oder nach andern la Calle.

Diese wichtige Acquisition fällt noch unter die Regierung Heinrich des IV. Es vereinigten sich daher bald mehrere der dortigen Kaufleute unter dem Nahmen einer Afrikanischen Handlungscompagnie, mit dem besondern Augenmerk, die Korallenfischerey recht mit Ernst zu treiben.

Sie rüsteten in der Absicht gegen 40 kleine Fahrzeuge (Corallines ou rateaus) aus, jedes zu sieben Personen, den Patron mit eingeschlossen. Diese Fahrzeuge fischten jährlich gegen 180 Kisten rohe Korallen aller Art, und von verschiedener Güte, und brachten also, die Kiste nur zu 1500 Livers angeschlagen, alle Jahre nicht weniger als 270,000 Livers ein. Rechnet man den dritten Theil für Kosten und den Arbeitslohn, so bleiben doch noch immer 15000 Livres reiner Gewinn. Allein sobald zu Anfang dieses Jahrshunderts die Ostindische Handlungs-Gesellschaft sich mit dieser vereinigte, so gerieth der so blühende und vortheilhafte Korallenhandel auf einmahl in Abnahme. Wir lassen die Ursache davon an ihren Ort gestellt seyn, genug, es wurden jetzt nur

26 bis 27 Korallinen unterhalten, und die zu Verarbeitung dieser Waare gebrauchten Personen verloren sich nach und nach aus Marseille.

Es blieben ungefähr 3 bis 4 zurück, aber auch diese konnten aus Mangel an rohen Korallen kaum ihren Lebensunterhalt damit gewinnen. Denn die obenerwähnte vereinigte Handlungs-Kompagnie errichtete ihre Magazine für diesen Artikel in Genua, und das gab ohne zweifel Gelegenheit, dafs sich nachher der ganze Korallenhandel nach Livorno zog, wo einige vor kurzem noch berühmte Manufakturen für ihre Verarbeitung errichtet wurden, doch so, dafs in der beträchtlichsten von ihnen, die nach Volkmanns Bericht einer jüdischen Familie Attia zugehörte, nicht über 30 Personen arbeiteten.

Ganz neuerlich stieg nun bey verschiedenen Kaufleuten zu Marseille das Verlangen wieder auf, einen alten und so einträglichen Handlungszweig wieder an sich zu ziehen. Sie errichteten unter dem Schutz des Königs im Jahre 1781 eine neue afrikanische Handlungs-Compagnie die im Jahre 1785 aus einem Präsidenten, sechs Direktoren, vier Abgeordneten vom Handlungs-Collegium zu Marseille und dessen Archivarius besteht, und jetzt werden die Geschäfte mit einem eifer und einer Lebhaftigkeit getrieben, die wenig ihres gleichen hat. Es sind nähmlich gegen 80 Fahrzeuge mit der Korallenfischerey das ganze Jahr hindurch beschäftigt, doch ist die Zeit von Anfang des Aprils bis zu Ende des Julius die ergiebigste. Die an Korallen vorzüglich reiche Gegend ist der Distrikt an der Küste des Königreichs Algier von Kap-Roux bis Bougie.

Das Verfahren bey dieser Fischerey ist einzig in seiner Art und verdient deswegen wohl hier ein kleines Detail. Es werden nähmlich zuerst zwey viereckigte, an den Enden etwas zugespitzte, und sechs bis sieben Fufs lange Balken übers Kreuz gelegt, aneinander befestigt. Hierauf wird durch eine in ihre Mitte angehängte grofse, eiserne Kanonenkugel oder ein ihre Stelle ersetzendes Stück Bley, das zum Untersinken auf den Grund des Meeres nöthige Gewicht gegeben. Alsdenn umwickelt man die Balken mit lose zusammengedrehten, die Dicke eines Daumens habenden Hanfseilen um und um, und befestigt aufserdem noch an ihre Enden einen grofsen netzartigen Beutel. Sobald man sich nun dieser Maschine durch zwey starke, gehörig angebrachte Taue versichert hat, werden sie an den beyden Enden des Fahrzeuges befestigt, und langsam dem Strohm des Meeres übergeben. Bald sinkt sie auf diese Weise

in den Abgrund hin, stöfst auf die daselbst hervorragenden Felsenstücken, und der lose Hanf verwickelt sich in und um die auf oben beschriebene Art liegende Korallen Aeste. Wenn nun die Fischer glauben, dafs das geschehen ist, so ziehen fünf oder sechs von ihnen die Maschine herauf, und die übrigen sind beschäftigt, die Korallenzinken aus den losen Hanfstricken heraus zu wickeln, und die in die beutelartigen Netze gefallnen aufzunehmen. Die Maschine wird nun zum neuen Fang wieder ins Meer gesenkt. Die Ausbeute kömmt in Kisten wohl eingepackt nach Marseille in die königl. Korallen-Manufaktur; denn ob sie gleich das Eigenthum verschiedener Privatpersonen ist, so steht doch dieser Nahme mit grofsen goldnen Buchstaben, über dem Eingang. Die Eigenthümer sind zum Theil Männer, die viele Kenntnisse in der Naturgeschichte haben, sie wufsten bald eine Menge tüchtiger Arbeiter zusammen zu bringen, und nahmen zugleich einige geschickte Juwelirer an.

Das erste, was nun mit den eben angekommenen rohen Korallen vorgenommen wird, ist, dafs man die besten, gröfsten und vielleicht etwas besonders enthaltende Zinken aussucht, sie gehörig reinigt, polirt, mit niedlichen Piedestalen versieht und sie so zur Zierde dieses oder jenes Naturalien-Kabinets vorbereitet.

Ganz vorzüglich geschieht das, wenn ihnen statt eines Stück Felsens allenfalls eine Meerschnecke, Muschel, Seeschwamm, Seemoos (Korallenmoos) zur Basis diente, oder ihre regelmäfsig geordneten Aeste der Form eines ausgebreiteten Fächers sich nähern.

Mit diesen werden zugleich die tauglichen Stücke zur Verfertigung von Schmucknadeln für den Haarputz, von kleinen Tassen für Sorbet, oder Hefte für Stilette, Messer, kleine Stockknöpfe, Uhr-Berloquen u. s. w. ausgelesen und bey Seite gelegt.

Alle übrige kleinere, von Würmern nicht durchlöcherte, gesunde Aeste, werden, vermittelst einer besondern Art Scheere oder eigentlicher Zange, unter grofsem Geräusch in Stücke geschnitten, die nach ihrer verschiedenen Dicke und Gröfse abermahls ausgesucht, und von einander abgesondert werden.

Die Bestimmung dieser klein geschnittenen Korallenstücke ist sehr mannigfaltig. Einige werden nähmlich blos geschliffen, polirt und so unter dem

Nahmen Korallen-Fragmente gelassen; diese haben die gröfste Ähnlichkeit mit dem in Stücke gebrochenen Siegellack. Andere hingegen werden in vortreffliche rothe Perlen verwandelt, und zwar so, dafs sie entweder wie Diamanten (à facettes) geschnitten, oder ganz glattrund, oder auch länglicht ausfallen. Und das alles geschieht auf Schleifsteinen, die mit der Hand gedrehet werden.

Nachdem sie die bestimmte Form erhalten haben, so werden sie mit ungemeiner Fertigkeit vermittelst spitziger Nadeln von wohlgehärtetem Stahl durchbohrt. Die länglichten auf gut ausgegläheten Drath aufzureihen, damit sind wieder andern Arbeiter beschäftigt.

So wie diese aufgereiheten Schnüre von andern, mit vieler Geschwindigkeit, über eine eiserne mit nassen Sand bedeckte Platte hin und her gezogen werden. Die runden aber ihre Form und Politur auf Schleifsteinen einer weichern Art, die mit Rinnen von besonderer Gröfse dazu versehen sind, erhalten. Bey allen diesen Arbeiten wird nichts als gemeines Wasser angewendet. Die so abgerundeten und polirten Perlen werden nun erstlich nach ihrer Gröfse von einander abgesondert: Zu dem Ende sind eine Menge verschiedener runder, hölzerner Näpfe fast siebartig, unter die weiblichen Arbeiter eines andern Saales ausgetheilt, worinnen die runden Perlen hin und her geschüttelt werden, bis durch die im Boden nach bestimmten Maasen befindlichen Öffnungen, die kleinern durchfallen, und die gröfsern zurückbleiben. Alle diese werden nun auch zweytens, in Absicht der Güte und Reinigkeit von andern Personen ausgelesen und endlich nach der Farbe sortirt. Hier versicherte man mir, sollen 200 verschiedene Nummern in roth vorkommen. Von 14 der Farbe nach verschiedene Hauptsorten, sind folgende die Nahmen aus einer ehemahligen Manufaktur zu Livorno: Blutschaum; Bluttrose; erstes Blutt, zweytes Blutt; drittes Blutt; blafs gefärbte Maulbeer; dunkel gefärbte Maulbeer; ganz schwarze roth; sehr fein; überfein; karfunkel; Probierstein; superfeinste; aller allerfeinste. Sie werden endlich in Schnüre auf blauen Fäden aufgereihet; erhalten zum letztenmahl eine Art Politur, dazu, wie mir deucht, eine sehr kleine Quantität Öhl gebraucht wurde, und werden, nachdem sie an beyden Enden mit einer Schleife von blauseidenen Bande gebunden worden, gewogen, mit Numern und Zeichen, die Bezug auf die Preise haben, versehen, und in das für den fertigen Vorrath bestimmte Zimmer gebracht. Aufser diesen dreierley verschiedenen rothen Perlen von aller Gröfse (die gröfsten wie eine spa-

nische Kirsche) sah ich hier noch sehr schöne, in Gold gefafste Ohrgehänge (a la Mirza), das Paar zu einem neuen Louisd'or, niedliche Westenknöpfe (breastnipple) und andere länglichte, theils ganz gerade theils krumme Korallenstücke, die in Silber gefafst, als Spielzeug junger Kinder, zur Zeit des Zahnens, bekannt genug sind. Der ganze Vorrath von Korallenwaaren wurden gegen eine Million Livres geschätzt. Man zeigte mir noch einen sehr schönen Halsschmuck, der aus einer einzigen Schnur von grofsen hellrothen Korallen bestand, und dessen gesetzter Preis 3400 Livres war.

Vor einigen Jahren verkaufte die Manufaktur an einen Chinesischen Mandarin einen Korallen-Diamanten von ganz vorzüglicher Gröfse und Schönheit für 80000 Livres. Sonst werden die Korallen-Perlen nach dem Gewicht verkauft; von 4—500 Livres das Pfund, bis fast zu allen Preisen. Sie machen bey weitem den beträchtlichsten Artikel des Korallenhandels aus. Der gewöhnliche Preis einer guten Korallenschnur um den Hals, wo die Perlen von mittlerer Gröfse sind, ist zwischen 4—5 neuen Louisd'ors.

Die Zahl der im Manufakturhaus beschäftigten Arbeiter wird auf 320 angegeben; gewifs mehr als die Hälfte waren Frauenspersonen von allem Alter, und Kinder. Aufser diesen sind noch gegen 100 Arbeiter in einem von der Manufaktur zu Marseille abhängenden ähnlichen Hause zu Cassis, dem oberwähnten kleinen Städchen, auf gleiche Weise beschäftigt.

Die runden Korallen-Perlen werden vorzüglich nach dem Orient und beyden Indien geschickt; so wie die länglichten mehr in Afrika und die gröfsten überhaupt im Orient, vorzüglich auch in Konstantinopel als Schmuck des Turbans sehr geschätzt sind.

Diejenigen Bewohner des glücklichen Arabiens, die sich zur mahomedanischen Religion bekennen, brauchen die Korallenschnüre, die Zahl ihrer Gebete zu bestimmen; und nach den Zeugnissen mehrerer Reisenden wird kein Todter ohne einen solchen Rosenkranz zur Erde bestattet. Die Japoneser halten die Korallen ebenfalls ungemein hoch, ja weit höher als Diamanten. Sie erhalten sie aber bereits verarbeitet aus Europa. Auch nach St. Petersburg und Moskau werden welche verlangt.

Einige Nationen geben den blofs rothen andere den dunkelrothen den Vorzug. Ich hatte mehrmahls Gelegenheit, ächt griechische Schönheiten mit blafs-

rothem Korallenschmuck und Mohrinnen mit dunkelrothen Korallenschnüren um den Hals und Armen zu sehen, und doch will ich nicht geradezu entscheiden, welche von beyden der Korallenputz zur gröfseren Schönheit gereichte. Ob ehemahliges Vorurtheil wegen gewisser (angedichteter) Wirkungen der rothen Korallen unsere europäischen Damen jetzt noch abhalten sollte, sie statt Halsschmuck, Ohrgehänge, Armbänder u. s. w. zu tragen? Es scheint wenigstens in unserm aufgeklärten Jahrhundert nicht wahrscheinlich, zumahl da die Perlen bereits in so hohem Werthe sind.

Die Heilkräfte der Korallen wurden ehedem für sehr grofs gehalten das bezeugen die zahllosen Bereitungen, mit denen die Apotheker-Bücher, vorzüglich des vorigen und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angefüllt sind. Man suchte sie durch Cohobiren, Destiliren, Sublimiren, Solviren, Präcipitiren etc. in der Form von Saft, von Magisterium, von Quintessenz, von Geist, von Tinktur etc. als so viele zuverläfsige Mittel gegen alle Krankheit, ja gegen den Tod selbst aufzustellen; vorzüglich ist die Zahl der Tinkturen beynahe Legion. Es giebt deren so viele, als Ärzte nach Parazelsus bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem schönklingenden Titel jatrochemici gelebt haben. Ihre Wunderkräfte sind nun vergessen; höchstens dafs man sie noch zu Zahnpulvern mischt, wo sie blofs auf mechanische Art, wie jedes andere erdigte Mittel auch, zu wirken scheinen. Ob ihre schöne rothe Farbe nicht in Färbereien genützt werden könne? darüber verlohnte es sich wohl der Mühe, dafs geschickte Scheidekünstler Versuche anstellten.

Vermittelst dieser Korallen-Perlen und Korallen-Fragmente, die auf der Küste von Guinea an den Ufern des Senegalls u. s. w. vor dem Gold bey weitem den Vorzug haben, wird ein grofser Theil des Negerhandels getrieben. Für die unwiderstehlichen Reitze einer Korallenschnur verkaufen Mütter ihre Töchter — Väter übergeben ihre Söhne einer ewigen Sklaverey für eine gewisse Zahl dieser Korallen-Perlen.

Einige Engländer, die lange in Jamaika gewesen, und mit denen ich von ungefehr in der Manufaktur zusammentraf, konnten den hohen Werth nicht genug beschreiben, den ihre dortigen Negerbedienten auf Korallenschmuck legten, und mit was für Mühe sie sich, ihn zu verschaffen trachteten.

Perlenfischerey auf Ceylon.

Was Meinungen, Sitten, Religion und Lebensart getrennt haben, das vereinigt der Eigennutz, vor dem selbst die Intoleranz verstummt, und die Herrsch- und Ehrsucht zum Schweigen gebracht wird. Westwärts von der Insel Ceylon liegen die berühmten Austerbäncke, die die ostindischen Perlen liefern, zu deren Fang man sich in der Bay von Condatchy versammelt, welche beynahe einen halben Mond bildet. Condatchy ist ein öder unfruchtbarer Bezirk, auf dem blofs einige wenige verbuttete Bäume und Gebüsche zerstreuet stehen und der nicht einmahl gutes Trinkwasser liefert, welches man aus einem vier englische Meilen entfernt liegenden Dorfe hohlen mufs. Aufser der Fangzeit ist Condatchy leer und öde; allein wenn die Perlen gefischt werden, dann bietet es ein eben so neues als erstaunenswürdiges Schauspiel dar.

Mehrere tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Gewerben laufen da in einem geschäftigen Gewimmel beständig hin und her, da hat man eine Menge von Zelten und Hütten errichtet, mit einem Bafsar oder Laden vor jedem derselben; da erblickt man eine Menge Fahrzeuge, die Nachmittags von den Perlenbänken zurückkommen und wovon Einige reich beladen sind; da warten die Bootseigenthümer ängstlich auf die Zurückkunft der Fahrzeuge, und wenn diese sich der Küste nähern, so laufen sie eilfertig und begierig dahin, und hoffen eine reiche Ladung zu finden; da eilt eine

grofse Menge Juwelierer, Mäckler, Kaufleute und anderer Menschen herbey, die auf irgend eine Art mit den Perlen etwas zu thun haben. Einige sondern sie ab, und lesen sie aus, Andere wiegen sie ab, untersuchen ihren Werth und ihre Anzahl; Einige rufen sie zum Verkaufe aus. Andere drillen und durchbohren sie zum künftigen Gebrauche.

Die Perlenbänke werden jährlich von der Regierung verpachtet; die Fangzeit fängt mit dem Februar an und endigt sich gegen Anfang Aprils, und der Zeitraum des Fangens beträgt 6 Wochen, höchstens zwey Monathe. Die Perlenbänke erstrecken sich verschiedene Meilen längs der Küste von Mangar hin, und die vornehmste Bank ist Condatchy gegenüber und liegt etwan 20 englische Meilen weit in der See. Jedes Jahr wird eine andere Bank gefischt, und man läfst die übrigen reif werden; die Austern sollen ihre Reife innerhalb sieben Jahren erlangen.

Die Taucher, die man zu diesem Fange braucht, sind von verschiedenen Nationen und Ländern. Viele kommen von den Küsten Coromandel und Malabar. Während der Fangzeit laufen regelmäfsig alle Boote zu gleicher Zeit aus und kehren auch zusammen zurück.

Das Auslaufen geschieht ungefähr gegen eilf Uhr Nachts, wo die ganze Flotte mit dem Landwinde in die See sticht. Bleibt der Wind gut, so langt sie noch vor Tagesanbruch bey der Bank an, und mit Sonnenaufgang fängt der Fang an. Hierin fahren sie so lange emsig fort, bis sie der Seewind, der sich ungefähr um Mittag erhebt, an die Rückkehr erinnert. Sobald sich die Fahrzeuge im Angesichte der Küsten zeigen, stecken sie die Flaggen auf und gehen Nachmittags vor Anker. Sobald sie ans Ufer kommen, ladet man so gleich ihre Ladung aus, welches vor Einbruch der Nacht geschehen seyn mufs. Diese Ladung beläuft sich etwa auf 30,000 Austern, wenn die Taucher fleifsig und glücklich gewesen sind.

Jedes Boot führt nach Percival zwanzig, nach Le Beck aber ein und zwanzig Mann und einen Oberbootsmann bey sich, der den Steuermann macht. Zehn Mann rudern und stehen den Tauchern beym Heraussteigen bey. Die übrigen Zehn sind Taucher, wovon sich jedesmahl fünf zusammen hinablassen; kommen die ersten fünf herauf, so steigen die andern fünf hinab und auf diese Art wechseln sie beständig ab. In Jedes Boot thut man fünf Steine,

welche die Taucher um den Leib binden, um desto schneller hinabfahren zu können. Kein Boot darf mehr als fünf Steine haben.

Diese Taucher, die von der frühesten Jugend an, ans Tauchen gewöhnt werden, sind äufserst abergläubisch und haben öfters einige Beschwörer, die man die Haifischfefsler nennt, bey sich in den Booten. Sie thun alles, was diese ihnen befehlen. Besonders fürchten sie sich vor den Haifischen, die in diesen Meeren sehr gewöhnlich sind. Ehe sie daher untertauchen, fragen sie den Beschwörer um Rath und ihr Zutrauen zu dessen Antworten ist unerschütterlich, ob gleich der Ausgang nicht selten ganz anders ausfällt, als er vorher gesagt hat. Allein die List und Geschicklichkeit dieser Leute ist sehr grofs, und sie wissen sich allemahl aus der Schlinge zu ziehen.

Als die Engländer die Insel Ceylon schon im Besitze hatten, büfste eines Jahres ein Taucher sein Bein ein; man setzte defshalb den Oberbeschwörer zur Rede, allein er erwiederte ganz ernsthaft: dafs eine alte Hexe, die einen Groll gegen ihn hege, von der Küste Malabar herüber gekommen sey und eine Gegenbeschwörung bewirkt habe, die daher diefsmahl seine Zauberworte unwirksam gemacht hätte; diefs habe er zu spät erfahren, um noch dem Unfalle, der sich ereignet, vorbeugen zu können; allein nunmehr wolle er seine Überlegenheit über seine Gegnerinn zeigen und alle Haifische so stark bezaubern, dafs sie während dieser ganzen Fangzeit niemand etwas weiter zu leide thun sollten. Zufälliger Weise ereignete sich auch kein Unglück weiter, und die Taucher glaubten steif und fest, das diefs von der Beschwörung des Zauberers herrühre.

Ehe sich die Taucher in die Tiefe des Meeres hinablassen, befestigt man vermittelst zweier Seile einen Taucherstein und ein Netz am Boot. Der Taucher setzt nunmehro die Zehen seines rechten Fufses in das Haarseil des Tauchersteines, mit den linken Fufszehen tritt er ins Netz, fafst mit der einen Hand die beyden Seile, hält sich mit der andern die Nasenlöcher zu und fährt so ins Wasser hinab. Sobald er unten auf dem Boden ist, hängt er das Netz um den Hals und sammelt mit aller Gewandtheit und Schnelligkeit so viel Austern, als er während der Zeit, da er es unter dem Wasser aushalten kann, zusammen zu bringen im Stande ist. Als dann giebt er ein Zeichen, indem er die Seile bewegt, und so gleich zieht man ihn herauf. Ob er es gleich gewöhnlich nur 2 Minuten unter dem Wasser aushält, so fliefst ihm doch eine Menge

Wasser, ja selbst häufig Blut aus dem Munde, der Nase und den Ohren. Dies hindert jedoch diese Leute nicht, von neuem hinabzusteigen, wenn die Reihe an sie kommt. Sie lassen sich oft an einem Tage vierzig bis fünfzig mahl hinab und bringen jedesmahl ungefähr hundert Austern mit heraus. Einige reiben ihren Körper mit Öhl ein, und verstopfen sich wegen des Wassers die Ohren und Nasenlöcher; andere hingegen brauchen gar keine Vorsichtsmaafsregeln.

Obgleich die gewöhnliche Zeit, die ein Taucher unterm Wasser zubringen kann, nicht viel über zwey Minuten beträgt, so hat man doch Beispiele, dafs es manche vier, fünf, ja sogar sechs Minuten unten ausgehalten haben. Die Bezahlung, welche die Taucher erhalten, besteht entweder in Geld oder in Austern, welche letztern die gewöhnliche Art des Lohnes sind.

Die Austern, die man aus den Booten ausgeladen hat, schafft man so gleich weg und vergräbt sie in Löcher oder Gruben, wo man sie auf Matten legt, damit sie nicht die bloſse Erde berühren; in diesen Gruben bleiben sie so lange, bis sie sterben und in Fäulnifs übergangen sind. Hierauf öffnet man sie, und nimmt die Perlen heraus und richtet diese gehörig zu. Der Gestank, den die Fäulnifs der Austern verursacht, ist unerträglich und dauert lange nach der Beendigung des Perlenfanges noch fort, er verpestet mehrere Meilen weit um Condatchy her die Luft und macht die Nachbarschaft sehr unangenehm; gleichwohl schreckt dieser Geruch die Gewinnsucht nicht zurück: denn mehrere Monahte nach der Fangzeit sieht man noch eine Menge Leute, auf dem Sande und an den Stellen, wo die Austern in Fäulnifs übergegangen sind, begierig herumsuchen und wühlen. Dann und wann ist auch einer so glücklich, dafs er eine Perle findet, die ihm seine Mühe reichlich belohnt.

Die Bay von Condatchy aber bietet noch vielerley Gegenstände dar, welche die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerey an sich ziehen. Der merkwürdige Anblick der indischen Sitten und Gebräuche, die man hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen bekommt, ist vielleicht das auffallendste Schauspiel. Jede Kaste hat ihre besondern Karakterzüge; die Künste, die einige treiben, die Ceremonien, die andere verrichten und der Anblick des Ganzen gewährt der Neugierde eines Europäers die reichlichste Nahrung. An dem einen Orte bekommt man allerhand Gaukler und Herumstreicher zu sehen, die ihre Künste mit einem Grade von Gewandtheit und Geschicklichkeit ausführen, die für den Bewohner eines kalten Himmelsstriches etwas Übernatürliches zu seyn scheint; an dem Andern be-

merkt man Fakirs, Brahminen, Priester, und Andächtige von allen Sekten, die, entweder um ein Almosen zu erhalten, oder ein Gelübde zu erfüllen, die peinlichsten Martern mit einem Grad von Standhaftigkeit aushalten, den man kaum für möglich halten sollte. Wir wollen daher hier einige Merkwürdigkeiten anführen, die Percival auf diesem Schauplatze menschlicher Industrie beobachtet hat.

Die schmerzhaftesten Bufsübungen, welche sich die Indier auflegen, sind diejenigen, welche sie sich anthun, wenn sie wieder in ihre Kaste aufgenommen seyn wollen, aus der sie ausgestossen worden sind, weil sie etwas gegessen haben, was nach den Gesetzen ihrer Sekte verbothen ist, oder weil sie mit Leuten einer andern Kaste einen solchen Umgang gehabt haben, den man für sie als verunreinigend ansieht. In diesem Zustande werden sie von allen Mitgliedern ihrer eigenen Kaste verabscheuet, von allem Umgange mit ihnen ausgeschlossen, und sie dürfen dieselbe nicht anrühren. Von einer solchen schrecklichen Verunreinigung können sie sich blofs dadurch befreyen, dafs sie entweder eine grofse Summe Geldes bezahlen oder sich die unglaublichsten Bufsübungen auflegen. Von denen, die Percival zu bemerken Gelegenheit gehabt hat, wollen wir einige der Merkwürdigsten anführen. Der eine gelobt, seinen Arm eine gewisse Anzahl von Jahren über seinem Haupte emporgestreckt zu halten, ohne ihn nur ein einzigesmahl herunter zu ziehen; und hiermit fährt er wirklich so lange fort, bis der Arm nicht mehr im Stande ist, nachmahls seine natürliche Lage jemahls wieder einzunehmen. Ein Anderer will seine Hand so lange verschlossen halten, bis die Nägel an seinen Fingern gänzlich ins Fleisch hineingewachsen sind, und auf der Rückseite seiner Hand wieder zum Vorscheine kommen. Viele kämmen sich niemahls die Haare, noch lassen sie sich den Bart scheeren. In diesem Zustand wird ihr Kopfhaar, das von einer braunen oder verbrannten Farbe ist, ganz verfilzt, und sieht den Hadern nicht unähnlich, die wir in Europa zum Abwischen brauchen; oder es hängt in langen verwirrten Streifen herab und ist demjenigen ähnlich, das eine Art französischer Schooshündchen hat. Einige geloben sich niemahls niederzulegen; zugleich tragen sie ein grofses eisernes Instrument um den Hals, das einer eisernen Beifszange ohne Handhabe nicht unähnlich sieht.

Allein eine der aufserordentlichsten von diesen Ceremonien, von der Percival Augenzeuge war, ist das Schwingen für ihre Kaste, wie sie es nennen. Man schlägt einen sehr grofsen und starken Pfahl oder Cocusbaum fest in die Erde; oben auf seine Spitze legt man einen andern Balken und zwar so, dafs

er sich wie in Zaphen dreht, und befestigt ihn an dem in die Höhe stehenden Pfahle mit Seilen, die man durch beide hindurchzieht, so wie man es mit der Segelstange am Mastbaume eines Schiffes macht. An das Ende des Querbalkens befestigt man Stricke und Globen, um den Büfsenden hinauf zu winden. Hierauf bringt man ihn in Begleitung einer Menge Volks heraus, das vor ihm hertanzt; die Braminen und seine Anverwandten führen ihn dreymahl mit lauten Freudengeschrey und mit Musik um den Schwingpfahl herum. Unterdessen opfert man ein Schaaf und das Blut wird auf die herumstehende Menge gesprengt, die begierig wünscht, dafs dasselbe sie treffen möge. Um nun die Wirksamkeit dieses Zaubermittels desto unfehlbarer zu machen, suchen sie sich während der Ceremonie auf den höchsten Gipfel des religiösen Wahnsinns hinauf zu arbeiten; sie zerraufen sich die Haare und machen das schrecklichste Geschrey dabey. Nachdem das Opfer vollbracht ist, legt man den Büfsenden mit dem flachen Bauche auf die Erde und sticht ihm 2 sehr grofse Hacken, die man kurz vorher an den am Ende des Querbalkens angemachten Seilen befestigt hat, auf den Rücken tief ins Fleisch hinein. Andere Stricke zieht man ihm über die Brust und um die Schenkel, damit er das Gleichgewicht nicht verliert. Als dann windet man ihn an den Seilen und Globen auf den Queerbalken hinauf, unter welchem er unmittelbar hängen bleibt; in dieser Stellung zieht man ihn zwey bis dreymahl rund um den Pfahl herum. Während dieser quaalvollen Ceremonie sagt er eine gewisse Anzahl Gebethe her und wirft unaufhörlich Blumen, die er deshalb mit hinauf genommen hat, unter die Menge herab. Diese Blumen betrachtet man als geheiligte Reliquien, die alle Krankheiten verscheuchen und lauter Glück bringen sollen. Der Umstehende Haufe greift so begierig darnach, wie es der europäische Pöbel mit dem Gelde macht, das man unter denselben ausstreut.

Diese Feierlichkeit ist keines Weges selten, und Percival hatte während seines dreyjährigen Aufenthalts auf Ceylon mehr als einmahl Gelegenheit ihr beizuwohnen. Die Letztere, die er sah, fiel im Jahr 1799 zu Colombo vor, wo der Queerbalken brach, der Mann herunter fiel und auf der Stelle todt blieb. Ein Mohr von der Moply-kaste hatte gegen den grofsen Haufen, der hauptsächlich aus Malabaren bestand, welche mit dem Büfsenden zu einer und derselben Sekte gehörten, im Voraus geäufsert, dafs das Holz zu schwach sey, den Mann tragen zu können, und dafs es gewifs brechen würde. Da diefs wirklich eintraf, so versicherten die Malabaren, der Mohr habe es durch seine Vorhersagung behext; um sich nun defshalb an ihm zu rächen, fielen sie

mit solcher Wuth über ihn her, dafs er sicher das Leben eingebüfst haben würde, wenn Percival sich nicht nebst einigen andern europäischen Offizieren und Seapoys, die die Neugierde herbeygelockt hatte, darein gemischt und ihn aus ihren Händen befreyet hätte.

Unter die vielen Plagen, welche die bey der Perlenfischerey versammelten Leute auszustehen haben, gehört aufserdem auch noch der Schwarm von Gauklern, Schlangenfängern, allerhand tanzenden Knaben und Mädchen, so wie auch viele, die keine andere Beschäftigung treiben, als blofs darauf zu sinnen, wie sie sich durch Rauben und Stehlen ihren Unterhalt erwerben wollen: in diesen Künsten sind sie aufserordentlich geübt. Doch sind sie bey ihnen verzeihlicher, da es scheint, als hätten die Indier einen angebohrnen Hang dazu. Wenn sie etwas mit einem Europäer zu thun haben, so brauchen sie bey jeder Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, alle ihre Geschicklichkeit, um ihn zu überlisten. Jedoch bestehlen sie ihn blofs heimlich, und er hat nur auf diese Art etwas von ihnen zu befürchten, denn schwerlich wagen sie ihn jemahls mit offenbarer Gewalt zu berauben.

Es giebt keinen Schauplatz, wo die Indier eine schönere Gelegenheit hätten, ihre Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile zu benutzen als die Bay von Condatchy zu Zeit des Perlenfanges. Daher eilen auch Landstreicher aus allen Theilen Indiens herbey, und man kann durch alle mögliche Vorsicht ihren Diebereyen keinen Einhalt thun. Ihre Geschicklichkeit, die Perlen aus den Austern zu stehlen und bey Seite zu schaffen, geht besonders sehr weit, und man ist noch nicht im Stande gewesen, diesem Unwesen zu steuern.

Zu Condatchy haben sie ihre Diebereyen in ein System gebracht und bey aller Vorsicht ist man nicht ganz dagegen gesichert. Die Bootseigenthümer und die Kaufleute, die mit Austern handeln, müssen Leute miethen, die die Perlen aus denselben heraussuchen. Um das Unterschlagen zu verhindern, stellt man vertraute Personen an, die sie beständig beobachten und bewachen müssen. Percival führt folgendes Beyspiel von List an, die die Indier anwandten, um die Scharfsichtigkeit ihrer Aufseher zu hintergehen: ein Bootseigenthümer hatte einen Haufen solcher Leute zum Öffnen der Austern gemiethet; diese entwarfen einen regelmäfsigen Plan, wie sie die kostbarsten Perlen entwenden wollten. Der eine sollte den Dieb machen und eine kostbare Perle stehlen, während der andere auf ein kurz vorher gegebenes Signal thun sollte, als

wenn er eine Perle von geringem Werthe entwenden wolle; er sollte sich der Gefahr aussetzen dafür bestraft zu werden, um die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf sich zu ziehen, und auf diese Art dem wirklichen Diebe Gelegenheit zu verschaffen, seine Beute bey Seite zu bringen. Nachdem sie diesen Plan entworfen hatten, fuhren sie ruhig in ihrer Arbeit fort, bis Einer eine kostbare Perle fand, und sogleich dem Diebe, der die angenommene Rolle spielen sollte, das Zeichen gab. Der letztere fieng daher verabredetermafsen an, einige Perlen bey Seite zu schaffen; diefs that er aber auf eine Art, dafs es die Aufseher gewahr werden mufsten, die ihn sogleich ergriffen, die Perlen bey ihm fanden und ihn zu strafen begannen. Diefs verursachte einen grofsen Aufruhr; denn der Kerl machte so viel Lärm als möglich und setzte sich sogar zur Wehre. Unterdessen hatte der wirkliche Dieb die Gelegenheit benutzt, die kostbare Perle bey Seite zu schaffen und in Sicherheit zu bringen. Diese Schurkerey wurde nachmahls bey einem Zanke entdeckt, der unter ihnen wegen der Theilung der Beute entstanden war. Man war unter einander übereingekommen, dafs die Perle verkauft und das daraus gelöste Geld, nach Verhältnifs der Rollen, die jeder beym Diebstahle gespielt hatte, vertheilt werden sollte, allein der Scheindieb, der die Strafe erlitten und wegen seines Diebstahls aus dem Dienste gejagt worden war, glaubte auf einen gröfsern Antheil am Gewinne, als ihm die Andern geben wollten, Anspruch machen zu dürfen; und da man seinen Forderungen kein Gehör geben wollte, so entdeckte er dem Bootseigenthümer die ganze Sache. Man wandte sich daher sogleich an den befehlshabenden Offizier, der die ganze Rotte streng bestrafen liefs. Endlich entdeckte man auch die Perle und stellte sie ihrem Eigenthumer wieder zurück.

Die große chinesische Mauer.

Chinesische Merkwürdigkeiten.

China ist eines von den ältesten, gröfsten, schönsten, bevölkertesten, und kultivirtesten Reichen des Erdbodens, das seine hohe Kultur schon seit Jahrtausenden behauptet, aber freylich auch seit diesem grofsen Zeitraum fast auf derselben Stufe stehen geblieben ist, und vielleicht nur wenig an seiner Vervollkommnung im Ganzen zugenommen hat. Es läfst sich leicht denken, dafs in einem so merkwürdigen Lande auch viele Merkwürdigkeiten angetroffen werden, deren Beschreibung für das gegenwärtige Werk geeignet ist, und wir hoffen daher unseren Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die wichtigsten davon gegenwärtig mittheilen.

Die grofse chinesische Mauer.

Unter die gröfsten Merkwürdigkeiten nicht nur in China, sondern überhaupt in der gegenwärtigen Welt gehört die berühmte chinesiche Mauer.

Das erste, was unsere Bewunderung auf sich zieht, ist die erstaunliche Länge dieser Mauer. Sie erstreckt sich vom östlichen Ende des chinesischen Reiches am Meerbusen von Peking durch die drey grofsen Provinzen Pe tche li, Chan si und Chen si, bis an das äufserste westliche Ende in einer Länge von beynahe 300 geographischen Meilen. Aufserdem mufs man noch bemerken, dafs sie nicht in einer geraden Linie fortgeht, sondern mit den gröfsten Krümmungen über ungeheure Berge und öfters doppelt auch dreyfach geführt ist, je nachdem sie dazu dient, andere Gegenstände mit einzuschliefsen. Sie ist also ohnstreitig das längste Werk, welches jemahls von Menschenhänden ist aufgeführt worden.

Sie schliefst den nördlichsten Theil des chinesischen Reiches ein, und liegt meistens zwischen dem 37sten und 40sten Grad nördlicher Breite. Die Linie, welche sie bezeichnet, wird noch bis auf den heutigen Tag als die Grenzscheidung zwischen den chinesischen und tartarischen Nationen betrachtet; und obgleich seit ihrer Vereinigung unter einem Fürsten, der Wille dieses Monarchen für alle seine Unterthanen ein Gesetz ist, so hat doch jedes Volk noch Begriffe von besondern Vorzügen und Gerichtsbarkeiten.

Ein anderer bewundernswürdiger Umstand ist die Gröfse und Festigkeit dieser Mauer. Sie hat eine Höhe wie die gewöhnlichen Stadtmauern der chi-

nesischen Städte, aber ihre Breite ist viel ansehnlicher. Sie ist 20 bis 25 Schuhe hoch und so breit, dafs auf ihrem obern Theile sechs Personen zu Pferde sehr bequem neben einander reiten können. Viele von den innern und schwächern Theilen dieses grofsen Bollwerks sind zwar allmählig in Verfall gerathen, und andere von neuem ausgebessert worden, das Hauptwerk scheint aber doch mit einem so hohen Grad von Sorgfalt und architektonischer Kunst gebaut zu seyn, dafs es ohne Nachhülfe und spätere Zusätze nunmehr zweytausend Jahre gedauert hat, und der Unvergänglichkeit beynahe eben so sehr zu trotzen scheint, als die natürlichen Bollwerke der Felsen und Berge, welche zwischen China und der Tartarey liegen.

Als der englische Gesandte Graf Macartney im Jahr 1793 mit seinem Gefolge in der Gegend von Peking diese Mauer passirte, um bey dem chinesischen Kaiser Kien long, welcher sich eben in der Tartarey aufhielt, seine Audienz zu halten, so hatte die Gesandtschaft Gelegenheit, dieselbe näher zu untersuchen. Herr Staunton, welcher eine Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise herausgab, liefert folgende Bemerkungen über die chinesische Mauer. „Nach ganz genau angestellten Untersuchungen fand sich, dafs die Hauptmauer von Erde aufgeführt, an jeder Seite mit einer Mauer von Backsteinen eingeschlossen und mit einer Terasse von viereckigten Ziegelsteinen gedeckt war. Die Backsteinmauern, welche bis über die Höhe der Terasse fortgeführt waren, bildeten zugleich die Parapets. Ihre ganze Höhe betrug etwa 25 Fufs. Aufserdem hatte sie noch ein Fundament von Quadersteinen, welches wegen der Ungleichheit des Bodens, von verschiedener Höhe war, aber nirgends viel über zwey Fufs betrug. Diese Grundlage war etwa zwey Fufs weiter heraus gerückt, als die obere Mauer. Die Dicke dieser Mauer, wo sie auf der steinernen Grundlage ruhte, betrug fünf Fufs, und der Erdwall zwischen beyden war eilf Fufs breit, so dafs die ganze Dicke der Mauer ein und zwanzig Fufs, und die der Grundlage fünf und zwanzig Fufs ausmachte."

Zur Beschützung dieser Mauer sind eine ungeheure Menge Thürme vorhanden, welche so nahe an einander gebaut sind, dafs die dazwischen liegende Linie durch Pfeilschüfse von ihnen bestrichen und vertheidigt werden kann. Die eben angeführte Reisebeschreibung meldet davon folgendes: „Die grofsen, der Mauer einverleibten, Thürme sind etwa hundert Schritte auseinander; da aber die Mauer eine krumme Linie bildet, beträgt diese Entfernung zuweilen beträchtlich mehr; wo es nöthig war, standen die Thürme auch noch näher

aneinander. Sie waren verschieden an Gröſse und Gestalt, und bestanden zuweilen aus einem, zuweilen aus zwey Stockwerken. Die Höhe eines der erstern betrug 37 Fuſs, die der letztern 48 und die Länge von jeder Seite des Quadrats unten 40 Fuſs. Wie die Mauer, ruhten sie auf einer Grundlage von Quadern, und waren nachher von Backstein aufgeführt, die Einfassungen der Thüren und Fenster, die Treppen u. s. w., bestanden aus festem grauen Granit. Die Backsteine hatten eine bläulichte Farbe, welche die Fremden auf die Vermuthung brachte, daſs sie nur in der Sonne getrocknet und nicht gebrannt wären."

Nebst den Thürmen sind noch unzählige andere Befestigungen vorhanden. Die Pforten der Mauer sind überall mit Festungswerken versehen. Am Eingange schmaler Pässe, auf steilen Höhen oder an den engen Durchgängen in der Nähe von Flüssen und an andern Orten sind überall befestigte militärische Posten angebracht.

Nebst diesem allen befinden sich noch Festungswerke von gröſserm Umfange an mehrern Stellen dieser Mauer. Das erste ist ein groſses steinernes Bollwerk im Meerbusen von Peking, wo die Mauer ihren Anfang nimmt. Von da erstreckt sie sich in einer Ebene auf eine Meile weit, bis dort hin, wo die groſsen Gebirge der Tartarey ihren Anfang nehmen. Hier ist ein groſses Festungswerk Chang hoi koan genannt, welches die Chineser für unüberwindlich hielten. In dieser Gegend kommandirte im 17ten Jahrhundert derjenige General, welcher die jenseits in der Provinz Leao tong wohnenden Tartarn herbeyrief, und ihnen Gelegenheit gab sich des chinesischen Reiches zu bemächtigen. Auf dieses erste Festungswerk von gröſserm Umfange, folgen noch andere ähnliche unter dem Nahmen Hifong keou, Tou che keou, Tchang kia keou, Cou pe keou welche sich alle in der Provinz Pe tche li befinden. Überhaupt ist die Mauer um diese Provinz, in welcher die Hauptstadt Pecking liegt, in dem besten Zustande, und ist mit ihren Thürmen, befestigten Thoren, militärischen Posten, und den eben genannten groſsen Festungswerken, wie eine ungeheure Kette von Festungen anzusehen.

In der Fortsetzung um die Provinz Chan si ist die Mauer in keinem solchen guten Zustande. P. Dü Halde, welcher im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein wichtiges Werk von dem chinesischen Reiche geschrieben, welches alles enthält, was den Europäern damahls von diesem merkwürdigen

Theile des Erdbodens bekannt war, meldet, dafs die Mauer in dieser Gegend nur von Erde aufgeführt sey. Sie ist ohne Einfassung, ohne Anstrich, nicht so breit, wie sonst, und nur 15 Fufs hoch. Wenn man aber nach Cha hou keou unter den 40ten Grad und 16 Minuten nördlicher Breite kömmt, welchen Ort die Russen von Selinginsko her besuchen, so findet man, dafs sie von aufsen mit Ziegelsteinen eingefafst sey, und unter ihren Trümmern sind einige, welche auf einem steinernen Grunde von Ziegelsteinen sehr hoch aufgeführt sind. An den Grenzen der Provinzen Chan si und Chen si vertritt der Flufs Hoang ho, der an beyden Ufern mit Warten versehen ist, und wo die Soldaten Tag und Nacht Wache halten, die Stelle der grofsen Mauer. Wenn man über diesen Flufs in die gegen Abend liegende Provinz Chen si kömmt, so findet man, dafs die Mauer gröfstentheils von blofser Erde aufgeführt ist. Sie ist daselbst niedrig, gerade, zuweilen auch unter dem Sande verdeckt, denn sie steht daselbst in einem ebenen und sandigen Boden, und ist an manchen Orten gar niedergerissen. Dafür aber ist sie an andern Orten wieder durch ansehnliche Städte befestiget, welche sich an sie anschliefsen, und worunter Ning hia, Lan tcheu, Yu ling, Kan tcheou, Son tcheou und Si ning die wichtigsten sind.

Das Aufserordentliche aber an der chinesischen Mauer, und worüber bisher alle, die sie gesehen haben, ihre Bewunderung nicht genug bezeugen konnten, ist die Art, wie sie durch eine so weite Strecke geführt ist. Zwischen dem eigentlichen Reiche China und der Tartarey macht eine Kette von Gebirgen die Grenzscheidung, welche unter die gröfsten gehören, die Asien aufzuweisen hat. Über diese ungeheuren Gebirge ist die Mauer dergestalt geführt, dafs sie oft von dem tiefsten Thale bis an den äufsersten Gipfel geht. Der Wanderer staunt und steht vor Verwunderung stille, wenn er in einer an die Wolken reichenden Höhe ein Werk von der Länge, Gröfse und Festigkeit mit allen seinen Thürmen erblikt, und kann nicht begreifen, wie man die Baumaterialien hinauf gebracht habe, und wie es dem Baumeister möglich gewesen sey, in einer solchen Schwindel erregenden Höhe diesen kühnen, riesenmäfsigen Bau zu Stande zu bringen. Gewöhnlich erreicht die Mauer auf diesen Gebirgen eine Höhe von 1000 und mehr Fufs, und der höchste Gipfel eines Berges ist nach ganz genauer Ausmessung 5225 Fufs über die Oberfläche des Meeres erhaben.

Man muſs sich eben so sehr über das Abentheuerliche dieser Unternehmung als über die Schwierigkeit derselben verwundern. Denn wozu sollen Mauern in einer solchen Höhe nützen, da sie zu keiner Vertheidigung geeignet und da die Gebirge selbst die besten Grenzmauern des Landes sind? Wie soll ein Kriegsherr über Berge eindringen, die selbst der einzelne Wanderer nur mühsam erklimmt, und die die beste Schutzwehr abgeben, wenn die dazwischen liegenden Pässe gehörig vertheidigt werden?

Eine andere Schwierigkeit machten die Flüsse, welche manchmahl in den tiefsten Bergschluchten queer durch die Linie dringen, über die man, um die Verbindung zu behaupten, künstliche Bögen gespannt, und so die Mauer darüber geführt hat. Dort wo die Berge aufhören, geht dieses Riesengebäude oft durch groſse Wüsteneyen, über ungeheure Sandebenen, wo die Zufuhre der Baumaterialien die Ausführung ungemein erschwerte.

Mit dieser groſsen chinesischen Mauer steht eine zweyte in Verbindung, die eben so stark als die erste ist, und von den spätern Kaisern angelegt wurde, um die Ruhe des Reiches mehr zu befestigen, und ihre Residenzstadt unüberwindlich zu machen. Diese Mauer, welche man die innerliche groſse Mauer nennt, stöſst mit der andern auf die Nordseite von Peking zusammen, und geht durch die Provinz Pe tche li, während welcher Streke sie noch gegenwärtig wohl erhalten ist. Von der Grenze dieses Landes geht sie erstlich durch die Provinz Chan si, wo sie aber an vielen Orten verfallen ist, und vereinigt sich dann mit der äuſsern Mauer. Wenn man die Anzahl der Städte und Festungen betrachtet, welche zwischen diesen zwey Mauern befindlich sind, so muſs man die Sorgfalt und die unermüdete Arbeitsamkeit der Chineser bewundern, welche fast alle Mittel erschöpft zu haben scheinen, die ihnen die Vorsichtigkeit zur Vertheidigung ihres Reichs und zur Beförderung der öffentlichen Ruhe an die Haud gegeben hat.

Der Urheber der chinesischen Mauer war der Kaiser Chi hoang ti, der zweyte aus der Dinastie Tsin ungefähr 240 Jahre vor Christi Geburt. Dieser Regent brachte die verschiedenen Länder, welche vorher von eigenen Fürsten beherrscht wurden, nach und nach unter seine Gewalt, rottete die männlichen Fürstenfamilien aus, machte gegen Mittag zu neue beträchtliche Eroberungen, und wurde auf diese Weise der Beherrscher eines groſsen, weitläufigen Reiches.

Als er hierauf die Provinzen durchreiste, fand er, dafs die mitternächtlichen Gegenden, sonderlich aber die Provinzen Pe tche li, Chan si und Chen si dem Überfall der Tartarn am meisten blofsgestellt waren, welche, wie man vermuthete, aus ihrem Gebiethe leicht heraus brechen, und in kurzer Zeit alles verwüsten und ausplündern konnten. Er faſste daher den Entschluſs sein Reich gegen dergleichen Nachbarn gehörig zu decken.

Um sein Unternehmen ausführen zu können, schickte er ein fürchterliches Kriegsheer unter der Anführung eines tapfern Generals gegen die Tartarn. Diese gefährlichen Feinde des chinesischen Reichs wurden hierauf von demselben geschlagen und gezwungen, sich tief in ihr Land zurück zu ziehen. Er liefs nun augenblicklich Anstalten machen, um die nördliche Grenze von China, durch eine Mauer einzuschliefsen, welche fähig seyn sollte, alles fernere Einndringen der Tartarn auf immer abzuhalten. Im 42sten Jahre des 36sten Cyclus chinesischer Zeitrechnung, oder 237 Jahre vor Christi Geburt liefs er verschiedene mit Eisen beladene Schiffe ins Meer versenken, die einem Bollwerke zum Grunde dienen sollten. Von hier aus wurde nun die Mauer vom östlichen Ende des mitternächtlichen Theils von China, bis an die westlichste Spitze auf die Art gezogen, wie wir im Vorhergehenden gemeldet haben. Die Baumaterialien mufsten durch einen vortrefflichen Kalk so fest mit einander verbunden werden, dafs es dem Baumeister gewifs das Leben würde gekostet haben, wenn man in eine Fuge oder Verbindung der Steine einen Nagel hätte hineinbringen können. Dadurch wurde ein Werk für die Ewigkeit hergestellt, welches nun schon über 2000 Jahre der alles zerstörenden Zeit trotzt, und die meisten Denkmähler des Erdbodens an Dauerhaftigkeit übertrift. Auch legte er zur Beschützung dieser Mauer eine Menge Festungswerke an, welche von seinen Nachfolgern noch vermehrt wurden.

Um ein solches aufserordentliches Werk zu Stande zu bringen, mufsten auch aufserordentliche Kräfte angewendet werden. Er setzte daher sein ganzes ungeheures Reich in Bewegung, um diesen Endzweck zu erreichen. Wer ein taugliches Alter, und sonst die Fähigkeit zu arbeiten hatte, mufste dabey Hand anlegen. Auf diese Weise soll der dritte Theil der Bewohner von China mit dem Bau dieser Mauer beschäftiget gewesen seyn, welches nach der heutigen Population zu rechnen, ungefähr so viel betrüge, als die Volksmenge eines europäischen Reiches von der ersten Klasse zusammen genommen. Dadurch soll

er nach den chinesischen Berichten dieses Riesenwerk in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren vollendet haben, welches aber allen Glauben übersteigt.

Die Ausführung eines so erstaunlichen Werkes wäre allein fähig gewesen, seinen Nahmen zu verewigen, allein sein Hochmuth war damit nicht zufrieden. Er konnte es nicht leiden, dafs man zwischen ihm und seinen Vorfahren eine Vergleichung anstellen sollte; er wollte, dafs man nur von ihm allein redete, und daher suchte er das Andenken aller vorhergegangenen Thaten und Begebenheiten zu vertilgen. Da nun in den Büchern, welche die Chineser King nennen, und in den Werken des Confucius die Thaten der vorigen Kaiser beschrieben waren, die allen nachfolgenden zum Muster dienen sollten, so gab Chi hoangti Befehl, nicht nur diese, sondern auch alle übrige Schriften bey Lebensstrafe zu verbrennen, und nur diejenigen zu verschonen, welche vom Ackerbau, der Baukunst und Arzneywissenschaft handelten.

Zum Glücke für die Wissenschaften wurde doch die Absicht des Kaisers nicht ganz erreichet. Verschiedene Gelehrte wagten ihr eigenes Leben daran, um einige kostbare wissenschaftliche Schätze vom Untergange zu erretten. Sie machten Löcher in die Mauern und Gewölbe ihrer Häuser, und vergruben sie darinn, um sie daselbst wieder zu suchen, wenn der Sturm vorüber seyn würde. Andere verbargen sie in den Gräbern, wo sie dieselben am sichersten glaubten. Gleich nach dem Tode des Kaisers wachte die Liebe zu den Wissenschaften wieder auf, und man bemühte sich, einen so ansehnlichen Verlust zu ersetzen. Man zog die vergrabenen Schriften aus den Gräbern und Gewölbern wieder hervor, wo sie eine Zeitlang verborgen waren. Feuchtigkeit und Würmer hatten ihnen grofsen Schaden gethan; da aber die alten Gelehrten manche in ihrer Jugend auswendig gelernt hatten, überdiefs dasjenige, was in einem Exemplar beschädigt war, in einem andern wieder unbeschädigt angetroffen wurde, so gaben sie sich alle Mühe, die Schriften zu ergänzen, und da demungeachtet viele Lücken entstanden, so suchten sie dieselben durch neuere Zusätze auszufüllen.

Seit der Regierung des Kaisers Chi hoang ti, und also seit dem Zeitpunkt der Erbauung der grofsen Mauer fängt für China eine ganz neue Epoche an. Da durch den eben angeführten Sturm gegen die Wissenschaften die vorhergehenden historischen Nachrichten theils vernichtet, theils durch die neuern Zusätze verunstaltet wurden, so sind erst von dieser Zeit an alle Begebenheiten

des chinesischen Reichs regelmäfsig und ohne Lücken, sowohl in öffentlichen Dokumenten als von gleichzeitigen Schriftstellern aufgezeichnet worden. Eben so ist auch durch diesen Kaiser der Grund zu der Macht, Gröfse und Dauerhaftigkeit des Reiches gelegt worden. Nachdem er durch einen fünf und zwanzigjährigen Krieg alle vorher getrennte Provinzen vereinigt und durch neue Eroberungen vermehrt hatte, machte er das wichtige Gesetz wegen der Thronfolge. Er verordnete nähmlich, dafs künftighin nur einer von den Prinzen, welchen der Kaiser selbst dazu ernennen würde, ungetheilt über das Reich herrschen sollte, die übrigen aber sollten unfähig seyn Reichslehen zu erhalten. Es sollten vielmehr in den ansehnlichsten Städten Palläste aufgebauet werden, wo sie auf Kosten des Kaisers mit der ihrer Herkunft gebührenden Hochachtung unterhalten werden, ohne an der Regierung einen Antheil zu haben. Endlich wurde durch die Erbauung der grofsen Mauer die Grenze gegen die Tartarn gedeckt und die Ruhe des Landes gesichert.

Aufser den Vertheidigungsmitteln, welche die chinesiche Mauer in Kriegszeiten gewährte, war sie dem Lande noch in vielen Rücksichten nützlich. Sie hob alle Gemeinschaft zwischen den stillen gesetzten Chinesern und ihren rauhen nördlichen Nachbarn auf. Ferner diente sie dazu, die zahlreichen wilden Thiere, welche die Tartarischen Wüsten durchstreifen, von den fruchtbaren chinesichen Feldern zu entfernen und die Flucht der Verbrecher aus den chinesischen Provinzen wie die Auswanderung der Unzufriedenen zu verhütten.

Als Schutz der Grenze hielten die Chineser ihre Mauer für unüberwindlich; auch fand man sie durch sechszehn Jahrhunderte hinreichend den tartarischen Horden zu widerstehen, bis Dschingis Khan wie ein reissender Strom hereinbrach und allen Widerstand unmöglich machte. Dennoch behaupteten seine Nachkommen seine Gewalt kaum ein Jahrhundert lang; die Tartarn wurden wieder aus China vertrieben, und blieben mehr als 300 Jahre aus dem Lande ausgeschlossen, bis sie während den heftigsten, innerlichen Zerrüttungen wieder hineingerufen wurden, wo sie seitdem das Reich in einem ruhigen und blühenden Zustande erhalten haben.

Chinesische Kanäle.

Auf dem ganzen Erdboden ist kein Land, welches so viele und so grofse Kanäle, wie China aufzuweisen hat. Besonders ist der grofse kaiserliche Kanal als eines der gröfsten Weltwunder anzusehen.

China hat nebst zwey grofsen und einer Menge kleinerer Flüfse auch drey sehr ansehnliche Seen. Der gröfste darunter, welcher Tong ting hou genannt wird, hat einen Umfang von mehr als 40 deutschen Meilen, der zweyte davon heifst Hong se hou und der dritte, welcher die Benennung Po yang hou führet, hat über 15 deutsche Meilen im Umfang. Aufser diesen drey grofsen Seen giebt es noch viele andere, welche nebst den unzähligen Quellen, Bächen und von den Bergen herabstürzenden Regenwassern den fleifsigen Einwohnern Gelegenheit gaben, durch eine Reihe von Jahrhunderten nach und nach eine aufserordentliche Anzahl künstlicher Kanäle anzulegen, und das Wasser in alle Gegenden des Reiches zu leiten. Man kann fast behaupten, dafs keine Stadt, vielleicht kein Flecken, besonders in den mittägigen Provinzen anzutreffen sey, wobey sich nicht ein Flufs, oder See oder künstlicher Kanal befände.

Diese Känäle sind oft auf beyden Seiten mit Steinen und Werkstücken eingefaſst, welche 10 bis 12 Fuſs hoch, und an vielen Orten ein dunkelgrauer Marmor, fast wie unsere Schiefersteine, zu seyn scheinen. Die Ufer einiger dieser Kanäle sind wohl 20 bis 25 Fuſs hoch, und zwar auf beyden Seiten, so daſs sie sich einander völlig gleichen, und daſs oft viele Maschinen dazu erfordert werden, wenn man das Wasser aus denselben in die Höhe treiben und auf die Felder leiten will. Manche unter denselben gehen wohl 10 Meilen in gerader Linie fort, welches besonders von dem Kanal zu Sou tcheou und Vou si hien gesagt werden kann. Der Kanal, welcher an der Stadt Hang tcheou nordwärts gezogen wurde, erstrecket sich ebenfalls sehr weit in gerader Linie. Er ist mehr als 15 Klaftern breit, von beyden Seiten mit Werkstücken eingefasset und mit Häusern besetzt, die allenthalben mit Menschen angefüllt sind. Die groſsen Kanäle, dergleichen in allen Provinzen befindlich sind, ergieſsen ihr Wasser zur Rechten und Linken in viele andere kleine Flüſse, die es in Ebenen und zu den Dörfern, zuweilen auch zu groſsen Städten hinführen.

Die Hauptursache, warum die Chineser so viele Sorgfalt bey Erbauung dieser Wasseranstalten verwendet haben, war die bessere Kultivirung des Landes durch den Ackerbau, welcher bey ihnen in dem höchsten Ansehen stehet. Der Überfluſs an allen Dingen, welchen man in China antrift, ist nicht allein der Lage und natürlichen Güte des Landes, sondern auch den vielen Seen, Flüſsen und Kanälen zuzuschreiben, wodurch es überall bewässert und fruchtbar gemacht wird. Dieses war um so nöthiger, da das Hauptnahrungsmittel der Chineser in Reis besteht, welcher beständige Feuchtigkeit erfordert.

Ein groſser Theil des chinesischen Reiches wird jährlich unter Wasser gesetzt. Dieses rührt von dem Schmelzen des Schnees auf den Gebirgen in Tibet her, wo ihre Hauptflüsse entspringen, welche dadurch so sehr anschwellen, daſs sie sich über das Land ergieſsen. Sobald die Flüsse zurücktreten, so pflügen die Chineser den Schlamm auf ihren Feldern, und säen die Reiskörner, nachdem sie dieselben in Dünger haben quellen lassen, dick auf das Feld. Darauf bedecken sie den Acker mit Wasser, durch Hülfe eines Kanals oder einer Pumpe. In wenigen Tagen ragen die Pflanzen über

das Wasser hervor, und nun reissen die Chineser jede einzeln heraus, schneiden den obern Theil des Stiels ab, und pflanzen sie in kleine Furchen. Darauf wird das Feld zum zweytenmahl bewässert. Sie mähen den Reis mit einer gezähnten Sichel ab, binden die Garben zusammen, und zwey Menschen tragen sie an einem Bambusrohr auf den zum Dreschen bestimmten Platz. Dies geschieht, indem sie die Garben auf den Rand eines Gefäfses schlagen, so dafs die Körner hinein fallen; sodann sieben sie den Reis und schütten ihn in die Scheunen.

Sie befreyen den Reis in einem Steinernen Kessel mit einem steinernen Klöpfel von der äufsern Schale. Auch vollbringen sie dies durch Wassermühlen, deren Räder die Klöpfel heben. Aus dem Stroh schneiden sie Heckerling für ihr weniges Vieh.

Sobald die erste Erndte (gewöhnlich am Ende des Mayes) vorbey ist, raufen sie die Stoppeln aus, und säen zum zweytenmahle. Diese letztere Ernte fällt in den Oktober. Man verfährt auf dieselbe Art dabey, nur dafs die Stroppeln als Dünger stehen bleiben. Ihr Acker liegt nie brach.

Der zweyte überaus wichtige Vortheil, den das Land durch diese Wasserstrafsen erhält, ist die ungemein erleichterte Zufuhr aller Lebensbedürfnisse und die Leichtigkeit womit man das ganze Reich bereisen kann.

In China sind aufser mehrern schiffbaren Flüfsen besonders zwey von vorzüglicher Gröfse vorhanden. Den einen davon, welcher der berühmteste ist, nennen die Einwohner Yang tse kiang, das ist den Sohn des Meeres, oder ta kiang, den grofsen Flufs, oder schlechtweg Kiang, den Flufs. Er entspringt in den Gebirgen aufser China unter dem 33. Grade nördlicher Breite, nimmt seinen Lauf von Abend gegen Morgen durch mehrere chinesische Provinzen und ergiefst sich bey der gröfsten Stadt in China, bey Nanking der ehemaligen Residenz der Kaiser, in das morgenländische Meer. Dieser Flufs hat eine Länge von 600 Meilen, ist sehr breit, und hat eine solche Tiefe, dafs an manchen Orten dafs ausgeworfene Senkbley auf 60 Klafter noch keinen Grund erreicht.

Der zweyte Flufs heifst Wang he oder der gelbe Flufs, welchen Nahmen er von der gelben Erde bekömmt, die er in seinem schnellen Laufe von den

Ufern wegreifst. Er entspringt in den Gebirgen der Tartarn Co ko nor unter dem 35ten Grad nördlicher Breite, zieht sich an der grofsen Mauer bis in das Land der Tartarn Ortos, welches er durch eine starke Strecke durchstreift, dann durch die Mauer eindringt, sich immer südlich zwischen der Provinz Chan si und Chen si hält, hierauf aber östlich bis in die Nachbarschaft des vorher beschriebenen Flufses strömt, wo er sich in die Ostsee ergiefst, welche auch von ihm die gelbe See genannt wird. Er ist beynahe so lang als der grofse Flufs. Nach der Berechnung des Engelländers Barrow führt sein Wasser 2/100 Erde mit sich, und durch ihn fliefsen jede Stunde zwey Millionen Cubikfufs Schlamm in die gelbe See, so dafs der Schlamm, nach dieses Engelländers Bemerkung, wenn er sich nicht vertheilte, in 24 Jahren die gelbe See ausfüllen würde.

Diese beyden Flüfse, in Verbindung mit den grofsen Kanälen, unterhalten die Wasserkommunikation durch das ganze ungeheure Reich. Darunter zeichnet sich besonders der grofse Kaiserliche Kanal aus, welcher hier als eines der bewundernswürdigsten Werke eine nähere Beschreibung verdient.

Der erste Urheber des grofsen Kanals war der Kaiser Chi tsou, welcher im 13ten Jahrhundert nach Christi Geburt regierte. Er war vorher das Oberhaupt der abendländischen Tartarn und machte sich nachher zum Meister von ganz China, zu welcher Eroberung schon der berühmte Tschingis Kahn den Grund gelegt hatte. Dadurch bekam sein Reich eine solche Ausdehnung, dafs es von China an bis an das Reich des grofsen Moguls, an Persien und das kaspische Meer grenzte. Um nun mehr in dem Mittelpunkte seiner grofsen Eroberungen zu seyn, legte er zuerst seine Residenz zu Peking an, wo sich noch gegenwärtig der Sitz der chinesischen Kaiser befindet. Weil aber durch diesen Umstand die Stadt zu einer aufserordentlichen Gröfse anwuchs und die nördlichen Prozinzen nicht im Stande waren, die hinlänglichen Lebensmittel zu liefern, so liefs er eine grofse Menge Schiffe bauen, und auf denselben aus den am Meer liegenden Provinzen Reifs, Cattun, Seide, Kaufmannswaaren und andere zum Lebensunterhalt für seinen Hof und die Armee nöthige Dinge herbeyzuschaffen.

Da es aber die Chineser ungeachtet ihrer häufigen Schiffahrt nie zu einer besondern Vollkommenheit in dieser Kunst gebracht hatten, da sie noch heutiges Tages sich nicht leicht in die hohe See wagen, sondern sclavisch an ih-

re Küsten halten, so wurde die Fahrt dadurch langweilig, beschwerlich und gefährlich, und sein Endzweck wurde nicht gehörig erreicht. Hierauf wendete er sein Augenmerk vorzüglich auf die zur Schiffahrt so glükliche Lage des innern Landes, er versuchte die grofsen Flüfse und kleinern Kanäle durch einen Hauptkanal zu vereinigen, um die Zufuhre der Lebensmittel aus den südlichen Provinzen in die nördlichen zu erleichtern. Er liefs eine aufserordentliche Menge von Menschen aufbieten, um mit unsäglichen Kosten eine Unternehmung auszuführen, welche sein Andenken in China mit Recht verewiget hat; denn der grofse Kanal, der dadurch entstand, ist nicht allein ein unsterbliches Denkmahl von Gröfse und schwieriger Ausführung, sondern auch wegen seinem grofsen Nutzen ein wahrer Segen für das ganze Land.

Von Peking, welche Stadt an dem nördlichen Ende des Reiches, nicht weit von der tartarischen Grenze liegt, erstreckt sich der Flufs Pei ho bis nach Tien sing, welcher Nahme einen himmlichen Hafen bedeutet, wo sich der Kanal mit dem Flufse vereinigt und seinen Anfang nimmt. Von hier geht der Kanal immer gegen Süden in einer Strecke von beyläufig 140 deutschen Meilen gröfstentheils in einer Ebene oft aber auch durch Gebirge, Moräste, Flüfse und andere natürliche Hindernifse, bis er sich in den gelben Flufs ergiefst. Er führt den Nahmen Yu leang ho, oder ein Getreide tragender Kanal.

Die Bewässerung geschieht durch einen mittelmäfsigen Flufs, Nahmens Ouen ho, dessen Wasser man geschickt abzutheilen wufste. Der Abtheilungspunkt befindet sich auf einer Anhöhe in der Provinz Chan tong, wo man dem Gotte Long vang, der nach der Lehre der Bonzen ein Herr des Wassers ist, einen Tempel erbaut hat, welcher der Tempel der Wassertheilung genannt wird. Zwey Drittel des Wassers bewässern den nördlichen und ein Drittel den südlichen Theil des Kanals. An dem Orte, wo sich der Flufs in den Kanal ergiefst, schlägt er mit solcher Heftigkeit an das gegenüber stehende Ufer, dafs dadurch die Abtheilung bewirkt wird.

Dieser Kanal zeichnet sich vor den europäischen durch seine Abweichungen von der geraden Linie, seine ungleiche oft beträchtliche Breite, und die Bewegung seines Wassers aus. Oft geht er durch weite Strecken mehrere Ellen über der Oberfläche des Landes. Die künstlichen Ufer sind alsdann gegen 12 Fufs dick und bestehen aus grofsen Marmorblöcken, die durch Kitt und eiserne Klammern zusammen gehalten werden. Die Lebhaftigkeit auf dieser

weiten Wasserstrafse ist ungemein grofs. Man schätzt die Zahl der Fahrzeuge von allen Gattungen, welche beständig in Bewegung sind, auf mehr als 9000.

Die Mündung des Kanals am Einfluſs in den gelben Fluſs ist beynahe eine Viertel Meile breit und giebt einen guten Hafen ab. Der Fluſs flieſst dort mit einer solchen Schnelligkeit, daſs die Schiffe, welche aus dem Kanal hinein wollen, groſse Anstrengung nöthig haben. Bey dieser Gelegenheit pflegen die Chineser ein Opfer zu veranstalten. Herr Staunton, welcher mit der Gesandschaft des Lord Makartney diesen Ort passierte, beschreibt die bey dem Opfer vorgefallene Ceremonie auf folgende Art. „Der Capitän nahm, vom Schiffsvolk umgeben, einen Hahn in die Hand, drehte ihm den Kopf ab, und warf ihn in den Strom; darauf besprengte er Verdeck, Masten, Anker und Stubenthüren mit dem Blute desselben, und steckte einige Federn an diese Orte. Sodann wurden Schüsseln mit Fleisch und vier Schaalen mit Oel, Thee, Spiritus und Saiz auf das Verdeck gesetzt, und der Capitän verrichtete, nachdem er sich dreymahl geneigt hatte, ein Gebet. Die Matrosen schlugen indeſs den Lu, (eine Art kupferner musikalischer Instrumente) hielten brennende Fakeln in die Höhe, verbrannten Zinnblättchen, und schossen kleine Kanonen los. Der Capitän goſs nun die Schaalen in den Strom, und das Schiffsvolk aſs das Fleisch, und fuhr getrost hinüber. Dieselben Opfer werden zu Erlangung glücklichen Windes oder Abwendung anderer Gefahren verrichtet."

Auf dem gelben Fluſs bringt man gewöhnlich zwey Tage zu, wenn man die Reise aus den nördlichen in die südlichen Provinzen macht, und alsdann kömmt man in den neuen Kanal. Dieser geht durch verschiedene Städte und Flecken bis zur Stadt Yang tcheou, welche einen der berühmtesten Häfen im Reiche hat, und mit einer so ungeheuren Bevölkerung versehen ist, daſs man sie in diesem Stücke der Stadt Peking gleich schätzt. Bald darauf endigt sich dieser neue Kanal in dem groſsen Fluſs, eine Tagreise von Nanking. Der neue Kanal dient allso zur Verbindung des gelben mit dem groſsen Fluſse. Auf letzterm setzt man seine Reise weiter fort, bis zu dem groſsen See Po yang in der Provinz Kiang si, durch welche man beständig zu Wasser durchreisen muſs. Alsdann gelangt man in den Fluſs Kan kiang mit welchem sich die ununterbrochene Wasserfahrt von Peking endiget.

Man ist nun genöthiget eine Tagreise zu Lande zu machen, biſs zu der ersten Stadt in der Provinz Quang tong, wo man abermahls auf einem Fluſs

das Schiff besteigt, und auf diese Weise bis nach Canton gelangt, wo der einzige Seehafen sich befindet, in welchen es den Europäern, die nach China handeln, erlaubt ist mit ihren Schiffen einzulaufen. Canton ist der südlichste Punkt des chinesischen Reiches und zugleich derjenige Ort, wo die Europäer mit der gröfsten Begierde Thee und andere füglich in Europa zu entbehrende Produkte für gutes Silber eintauschen, und sich noch überdiefs die Bedrückungen und die tiefe Verachtung, welche die Chineser gegen fremde Handelsleute hegen, gefallen lassen.

Auf diese Art kann man in dem ungeheuren Reiche China von dem nördlichsten bis zum südlichsten Ende desselben, von der Residenzstadt bis zu dem wichtigsten Seehafen, durch eine Strecke von mehr als 300 deutschen Meilen mit aller Bequemlichkeit zu Wasser hin und herreisen, und braucht dabey nur eine einzige Tagreise zu Lande zu machen. Und auch selbst dieser letztere Umstand kann vermieden werden, wenn man sich entschlüfst auf einigen kleineren Nebenflüfsen einen etwas beträchtlicheren Umweg zu machen.

Kettenbrücke in China.

Chinesische Brücken
Schleufsen und andere Wasseranstalten.

Zu den vielen Kanälen, welche in China vorhanden sind, gehören ganz natürlich auch viele andere Wasseranstalten, worunter manche sind, welche sich auf eine ganz andere Art von den europäischen unterscheiden. Zuerst wollen wir die verschiedenen Gattungen von Schleufsen betrachten.

Die erste Gattung von Schleufsen sind diejenigen Werke, welche die Chineser Tcha nennen, und die dazu dienen, die kleinen Kanäle dort schliefsen zu können, wo sie sich in den grofsen Kanal ergiefsen. Dieses geschieht vermittelst grofser Queerbalken, die man in die hohlen Steine oder Röhren stecket, durch welche sonst das Wasser in den Kanal eingelassen wird. Sie sind in dem Flufsbette des grofsen Kanals selbst angelegt, dessen Breite sie schmälern und nur einen solchen Raum übrig lassen, dafs eine grofse Barke durchstreichen kann, eben so wie unsere Schleufsen dazu dienen, den Lauf des Wassers entweder ganz und gar aufzuhalten, oder nur einen Theil desselben einzulassen, und dem Wasser eine gewisse Höhe zu geben. Diese Vorsicht ist besonders in trokenen Zeiten überaus nothwendig. Denn da das Wasser, das den Kanal schiffbar machet, nur ein Theil eines mittelmässigen Stromes ist und

nicht mehr als 5 bis 6 Fuſs hoch Wasser geben kann, so muſs man allerdings suchen, denselben aufzuhalten, und ihm durch verschiedene Wendungen Winkel zu geben, die den Strom brechen. Zu gewissen Jahrszeiten, wenn nicht viel Regen fällt, ist das Wasser kaum drey Fuſs hoch, welches gewiſs zur Fortbringung der kaiserlichen Barken, welche Lebensmittel und die Landeseinkünfte nach der Residenz bringen, nicht hinlänglich seyn würde. Wo der Kanal dergleichen Zufällen unterworfen ist, da hat man sich dieser Schleuſsen bedient, deren Anzahl verschiedene Nachrichten vom chinesichen Reiche auf 45 angeben.

Eine andere Gattung von Schleuſsen hat die entgegen gesetzte Absicht. Man bedient sich ihrer nähmlich, um das Wasser, wenn es in dem Kanal überflüſsig ist, auf die benachbarten Felder zu laſsen, und dadurch dem Reiſsbau beförderlich zu werden. Solche Schleuſsen sind in groſser Menge vorhanden.

In dem Kanal, welcher den gelben mit dem groſsen Fluſse verbindet, sind ganz eigene Wasseranstalten vorhanden, welche dazu dienen, dem Wasser eines groſsen westwärts gelegenen Sees und des Fluſses Kuai ho zu widerstehen. Diese schwellen oft durch den Regen so sehr an, daſs sie nicht allein die Felder überschwemmen und manchmahl verwüsten, sondern auch mit einer solchen Gewalt auf den Kanal stürzen, daſs dieses kostbare und nützliche Werk in Gefahr wäre zerstört zu werden. Daher hat man in diesen Gegenden groſse steinerne Dämme angelegt, welche als Vertheidigungswerke dem Kanale Schutz gewehren, und deren Anblick die Bewunderung der Fremden auf sich zieht.

Die sonderbarste Art von Schleuſsen ist diejenige, durch welche die Schiffe aus der Tiefe in die Höhe und so umgekehrt, gebracht werden. Sie unterscheiden sich gänzlich von den europäischen, deren man sich zu dem nähmlichen Endzwecke bedient. Ein solches Beyspiel führt P. Dü Halde von dem Kanale an, der von Chao hing fou nach Ning ho fou gehet. Da das Wasser des einen Kanals nicht so hoch ist als jenes in dem andern, so bringt man das Schiff durch zwey Winden in die Höhe, welche auf einem abhängigen steinernen Boden, den man vorher mit Wasser befeuchtet hat, befestiget sind. Herunter aber läſst man das Schiff durch seine eigene Last in den Kanal sinken, in welchen es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dahin schieſst. Deswegen sind die Barken wie Gondeln angelegt, und haben einen Kiel von einem so fe-

sten Holze, welches im Stande ist die ganze Last des Schiffes unbeschädigt zu tragen. In diesen Fahrzeugen werden aber nur die Waaren von Ning po und den davon abhängigen Städten, bis zu dem Kanal von Chao hing gebracht, und sie sind sowohl in der Gröfse als in der Zusammenfügung nicht mit den Kaiserlichen zu vergleichen, welche einen solchen Sprung nicht würden aushalten können, ohne zu zerbrechen oder sonst einen erheblichen Schaden zu leiden.

In der öfters angeführten Reisebeschreibung der englischen Gesandschaft findet man folgende Beschreibung eines solchen sonderbaren Werkes. „Auf dem Wege nach Chusan traf es sich zuweilen, dafs die Gewässer eines höhern Kanals unmittelbar in die eines niedrigern fielen, und zwey verschiedenemahle wurden die Barken der Reisenden mit unglaublicher Geschwindigkeit mit dem Strome über dergleichen Stellen fortgeschaft. Diese Schiffahrt geschieht aber nicht, wie bey uns, durch Schleufsen, sondern folgendermafsen. Queer über das Ende des obern Kanals wird ein Damm von einer festen Mauer gezogen, dessen Höhe mit der Oberfläche des obern Wassers gleich ist. Oben auf dem Damm liegt ein starker Balken, der nach dem Wasser hin abgerundet ist. Jenseits der Mauer erstreckt sich eine schräge Fläche von Steinwerk, in Gestalt eines Glacis, bis an den untern Kanal mit einer Inklination von 45 Grad, und 10 Fufs senkrecht herab, wo der zweyte Kanal so weit fortgeführt wird, als das Land eben ist."

„Bey dem Uebergange aus einem höhern in einen niedern Kanal, gleitet das Fahrzeug, sobald es über dem Balken ist, vermittelst seiner eigenen Schwehre hinab. Um aber zu verhüten, dafs das Wasser nicht über die Verdecke schlage, oder das Fahrzeug in den untern Kanal eintauche, wird an dem Vordertheil, ehe man es hinab gleiten läfst, eine Art Palisaden befestigt, und starke Matten vorgehängt. Ein Gefäfs aus dem untern in den obern Kanal zu fördern braucht man aber mehr als hundert Menschen, welche mit Hülfe von Stangen, die in einer oder mehrern, an den Seiten des Glacis angebrachten, Winden stecken, das Fahrzeug durch Stricke hinauf ziehen. Diese Operation ist viel schneller, als der Durchgang durch die Schleufse, erfordert aber einen weit gröfsern Aufwand von Menschenkräften; Kräfte, die man aber in China beständig zur Hand findet, die wenig kosten, und dort allen vorgezogen werden."

Eine andere merkwürdige Wasseranstalt sind die chinesischen Brücken. Es ist vielleicht kein Land in der Welt, wo so viele Brücken, wie in China

angetroffen werden. Aufser denen, welche in den ungeheuer grofsen Städten zu finden sind, welche manchmahl wie mit einem Netz von Gewässern durchwebt zu seyn scheinen, sind eine unzählige Menge über die Kanäle angelegt, wodurch die Gemeinschaft der Dörfer und Landschaften auf das vollkommenste unterhalten wird. Diese Brücken ruhen manchmahl auf 3, 5 bis 7 Bögen. Der mittelste unter diesen Bogen ist oft 36 bis 45 Fufs breit und so angelegt, dafs die Schiffe, ohne ihre Segelstangen und Masten zu senken, durchpassiren können. Die zur Seite stehenden Bogen sind wenigstens 30 Fufs breit, und nehmen nach der Abneigung der Brücke in ihrer Breite ab. Man findet darunter einige, die nur einen Bogen haben; andere sind rund oder wenigstens in einem halben Cirkel gewölbt; wieder andere winkelicht und viereckicht. Man findet unter diesen Brücken auch solche, die statt der Bogen und Gewölber 3 oder 4 grofse und senkrecht gestellte Pfeiler haben. Einige solche Pfeiler sind 10, 12, 15, bis 18 Fufs hoch.

Die chinesischen Bauleute gehen bey Anlegung der Brücken auf folgende Art zu Werke. Wenn die beyden Enden, wo die Brücke anliegt, oder die Landjoche ausgemauert sind, und der Bogen geschlossen oder die Pfeiler gestellt worden, falls die Brücke mehr als einen Bogen haben soll, so nehmen sie Steine, die 4 bis 5 Fufs lang und einen halben Fufs breit sind, welche sie wechselweise gerade in die Höhe stellen oder hinlegen, dergestalt, dafs diejenigen, die den Schlufs des Bogens machen sollen, liegen. Die Höhe des Bogens ist nie dicker, als einer von diesen Steinen dick ist. Da diese Brücken, besonders wenn sie nur aus einem Bogen bestehen, zwischen beyden Seiten des Bogens einen Raum von 40 bis 50 Fufs haben, und daher auch nothwendig sehr hoch seyn müssen, so steigt man auf beyden Seiten durch Stufen in die Höhe, die allmählich über die abhängigen Seiten auf und abgehen. Dabey sind sie aber so bequem angelegt, dafs eine Stufe kaum drey Zoll hoch ist. Da die Höhe des Bogens gewöhnlich nicht dick ist, so ist auch die Brücke meistens sehr schwach, so dafs nur leicht beladene Karren und kleine Wagen darüber fahren können. Dieser Umstand hat aber in China nicht so viel zu bedeuten, da die Chineser ihre Waaren meistens durch Menschen tragen lassen.

Der ganze Bau und die Anlage der chinesischen Brücken ist schön. Manche Pfeiler sind so nett und subtil gebaut, dafs der darüber stehende Bogen in der Luft zu schweben scheint. Manche sind von vorzüglicher Gröfse und Schön-

heit und verschiedene von so aufserordentlicher Bauart, dafs wir einige davon hier näher betrachten wollen.

Unter den grofsen Brücken war einst die Brücke von Peking, die man Louko kiao nennet, die schönste. Sie war ganz von Marmor erbaut und man hielt sie für ein Meisterstück der Baukunst. Auf jeder Seite der Brücke waren 70 schöne Säulen, und zwischen diesen befanden sich Werke der Bildhauererkunst, welche man, wenigstens in China, für die gröfsten Kunststücke hielt. Man sahe Blumen, Blätter, Bäume, Vögel und andere bildliche Vorstellungen darunter. Besonders aber zeichneten sich eine Anzahl sehr grofser Löwen aus, an welchen viele kleinere Löwen auf und abstiegen, oder sich zwischen ihren Beinen versteckten. Diese Brücke wurde in der Folge durch eine plötzliche grofse Ueberschwemmung zu Grunde gerichtet.

Keine Brücke ist gegenwärtig mit jener an Schönheit zu vergleichen, welche man zu Fou tcheou fu, der Hauptstadt in der Provinz Fo kien antrift. Der Strom, welcher durch diese Stadt flieſst, ist eine halbe Meile breit, und wird zuweilen in kleinere Arme zertheilet, hin und wieder aber durch kleine Inseln zerschnitten. Dennoch hat man daraus ein Ganzes gemacht und die Inseln durch Brücken verbunden. Die gröfste darunter hat mehr als 100 Bogen, die auf weifsen steinernen Pfeilen ruhen. Sie sind auf beyden Seiten mit kleinern Säulen umgeben, auf welchen von 10 zu 10 Fufs kleine viereckigte Pfeiler aufgeführt sind, die einen sehr starken Grund haben und ein tief versenktes Schiff vorstellen. Ein jeder Pfeiler trägt einen oder zwey steinerne Queerbalken, auf welchen steinerne Fufsgänge nach der Breite der Brücke zu finden sind.

Die Brücke zu Souen Tcheou fou ist wegen ihrer aufserordentlichen Gröfse und kühnen Bauart merkwürdig. Sie ist über einen Arm des Meeres angelegt, über den man ohne dieses Mittel mit einem Fahrzeuge und oft nicht ohne Gefahr würde gehen müssen. Sie ist über 2500 Fufs lang und 20 Fufs breit. Sie wird von 252 grofsen Pfeilen getragen, davon 126 auf jeder Seite stehen. Alle Steine, sowohl diejenigen, so von einem Pfeiler zum andern reichen, als auch die, welche diese steinerne Queerbalken tragen, und sie mit einander verbinden, sind von einerley Länge und Dicke und von derselben graulichen Farbe. Wenn man sich darüber wundert, wie man eine solche Anzahl ganz gleicher Steine habe bearbeiten können, so mufs man noch mehr darüber erstaunen, wenn man diese ungeheuren Stücke in einer solchen Höhe erblickt,

wo man kaum begreifen kann, wie es möglich gewesen sey, solche Lasten dahin zu bringen. Die Pfeiler haben eine solche Höhe, dafs die gröfsten aus dem Meere kommenden chinesischen Schiffe mit Masten und Segeln unter den Bogen der Brücke wegstreichen können. Auch fehlt es dieser Brücke nicht an Zierrathen, aus denen die Chineser viel Wesens machen.

Unter die Brücken von ungewöhnlicher Bauart, gehört jenes aufserordentliche Werk, welches sich in der Provinz Chen si befindet, und das die Chineser Cien tao, oder den Weg der Stüzen nennen. Sie geht nicht übers Wasser, sondern über steile Berge und tiefe Thäler, und ist deswegen angelegt worden, um einen grofsen Umweg zu ersparen, den man sonst um unwegsame Gebirge nach der Hauptstrafse machen müfste. Sie ruht theils auf den höchsten Spizen der Berge, theils auf ungeheuren, Balken, die aus der Tiefe emporragen, und ihr zur Stüze dienen, und wo alles übrige unzulänglich war, auf überaus hohen steinernen Wandpfeilern. Sie erstreckt sich so weit, dafs kein ähnliches Brückenwerk in der Welt sich mit ihr an Länge messen kann. Ihre Breite ist so grofs, dafs vier Mann zu Pferde neben einander reiten können. Auf beyden Seiten ist sie mit zierlichen eisernen Geländern eingefafst. Man hält einen Feldherrn des Kaisers Lieu pang, mit Nahmen Chang leang für den Urheber dieses Werkes. Die Arbeit war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Es mufsten Berge abgegraben, Felsen gesprengt, Thäler ausgefüllt werden. Zu diesem allen, und zu der überaus mühsamen Aufführung der Grundstützen soll er nebst seinem ganzen grofsen Kriegsheere auch noch mehrere hunderttausend Landeseinwohner verwendet haben.

Noch sonderbarer als alles vorhergehende sind die hangenden Brücken, welche sich in den mittäglichen Provinzen befinden. Auf der Strafse von Yun nan nach Koei tcheou ist die eiserne Brücke, welche in dem ganzen Reiche berühmt ist. Der Flufs Pan ho, über welchen sie angelegt ist, hat zwar keine sonderliche Breite, er ist aber in dieser Gegend ungemein tief. Um allso die Schwierigkeit zu vermeiden, in einer solchen Tiefe Pfeiler anzubringen und Bögen darüber zu spannen, hat man folgende Erfindung angebracht. An einem jeden Ufer hat man eine grofse Pforte zwischen zwey starken Mauern angelegt, die 6 bis 7 Fufs breit und 17 bis 18 Fufs hoch ist. An einem jeden Werkstück hängen an der Morgenseite vier Ketten an grofsen Ringen, die an der Abendseite eben so stark befestigt sind. Diese Ketten sind unter einander durch kleinere Ketten verbunden, und stellen auf diese Art ein eisernes Netz

vor. Auf dieses Kettenwerk hat man Bretter gelegt und zusammen befestigt. Da aber die Ketten von der Pforte noch etwas abstehen, weil sie sich, besonders wenn eine Last darauf kommt, stark senken, so hat man einen Fuſs breit dicke Pfeiler eingerammelt, die mit Brettern bedekt sind, und vom Thor bis zur Kette alles bedeken und tragen. An den Enden dieser Bretter hat man kleine hölzerne Pfeiler aufgerichtet, auf denen ein kleines Dach ruhet, das von einem Ufer zum andern reichet.

Nach Art dieser Kettenbrücken sind einige andere ähnliche angelegt worden. Besonders ist eine bey der Stadt King tung merkwürdig. Zwanzig eiserne Ketten sind hier von einer Felsenspitze bis zur andern hinübergezogen und mit dicken Balken und Bohlen belegt. Auf diese Weise kann man über eine Schwindel erregende Tiefe von einem Felsen zum andern kommen.

Noch eine andere Gattung von hangenden Brücken, sind diejenigen, welche man nach Art der Kettenbrücken aus starken Seilen verfertiget hat. Dergleichen hat man einige in der Provinz Se tchuen, die aber ob sie gleich nur klein, doch sehr wankend und unsicher sind, so daſs man sich nur alsdann hinüber wagt, wenn man durch die äuſserste Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Beſser ist es ihnen in andern Provinzen gelungen, wo sie Spaarhölzer untergelegt und in den Felsen selbst befestigt haben. Diese haben sie hierauf mit Bohlen bedekt, und auf diese Weise eine hangende Brücke manchmahl über ziemlich breite Thäler gezogen.

Auſser den künstlichen Brücken findet man auch in China solche, die durch die Natur selbst veranstaltet wurden. Eine von diesen Naturbrücken ist die treffliche steinerne, die unter dem Nahmen Luna chaka bekannt ist, und über den schmalen Fluſs Iva ka gehet. Sie bestehet aus einem einzigen Steinfelsen, von sehr harten Gesteine, in dessen Ende ein groſses Loch befindlich ist. Durch diese Oefnung dringt der Strom mit ungemeinem Geräusche. Wahrscheinlich hat er sich selbst durch die Länge der Zeit diesen Weg gebahnet. Eine andere natürliche Brücke ist in der Provinz Koei Tcheou und wird Tien si genannt. Sie besteht aus einem einzigen Bogen, der über den Bach Tanki geht und so regelmäſsig aussieht, als wenn er durch die Kunst darüber gespannt wäre. Diese Naturbrücke hat 20 Schuhe in der Breite und über 40 in der Länge.

Schlüfslich müfsen wir noch etwas von den chinesischen Schiffen erwähnen. Die Chineser treiben die Schiffahrt zur See und auf den Flüfsen. In der Seefahrt machten sie schon sehr frühe einigen Fortgang; sie sollen sogar schon vor Christi Geburt die indischen Gewäfser fleifsig besucht haben. Allein sie begnügten sich mit den ersten Fortschritten in dieser Kunst und brachten es hierinn, so wie in mehrern andern Künsten und Wissenschaften nicht viel über diejenige Stufe von Vollkommenheit, welche sie seit 2000 Jahren erreicht hatten. Gegenwärtig besuchen sie die Küsten und Inseln ihres eigenen weitläufigen Reiches und der damit in Verbindung stehenden Grenzländer, dann die japanischen Inseln, die spanischen Besitzungen auf den Philippinen, die holländischen, vorzüglich die Stadt Batavia auf der Insel Java und einige Oerter an den indischen Gewässern. Ihre Kriegsschiffe sind zwar in grofser Menge vorhanden, und man hat chinesische Kriegsflotten von mehr als 3000 Seegeln beysammen gesehen, allein in allen übrigen Stücken stehen sie sowoit unter den Ausrüstungen europäischer Mächte, dafs sie unserer Aufmerksamkeit nicht würdig sind.

Weit wichtiger und in einem hohen Grade merkwürdig ist ihre Schiffahrt im Innern des Landes. Diese übertrifft bey Weitem Alles, was selbst die schiffreichesten Nationen in Europa besitzen. Zuerst geben die vielen grofsen und schönen kaiserlichen Schiffe, welche auf dem grofsen Kanal in beständiger Bewegung sind, einen prächtigen Anblik. Sie sind in gewisse Flotten eingetheilt, die von besondern Mandarins kommandirt werden, und alles, was schön und nutzbar im Reiche hin und wieder zerstreit ist, zur kaiserlichen Residenz Peking führen. Man behauptet gewöhnlich, dafs die Zahl dieser Barken, die auf kaiserliche Kosten unterhalten werden, sich auf 10,000 belaufe.

Diese kaiserlichen Schiffe sind nach drey Klassen abgetheilt, und man kann sich nichts netteres vorstellen. Eine Gattung heifst Leang Tchouen oder Schiffe der Lebensmittel. Sie sind von platten Kiel und haben vom Hintertheil zum Vordertheil einerley Breite. Andere sind dazu bestimmt, dafs sie die Stoffe, Brokade, und seidenen Zeuge an den Hof bringen müssen. Man nennt sie Schiffe der Drachenkleider, weil das Wappen des Kaisers ein Drache mit 5 Klauen ist, und alle seine Kleider und Geräthe mit dieser Figur entweder gestickt oder übermahlt sind. Die dritte Art nennt man Tso tchouen, und sie dient hauptsächlich zu Reisen für Mandarins oder andere

vornehme Personen, welche von dem Hofe in die Provinzen gesendet, oder von da abgehohlt werden.

Diese leztere Art von Schiffen ist ungemein schön. Sie sind gemahlt, vergoldet, mit Drachenbildern ausgeziert, und sowohl auswendig als inwendig mit Firnifs überzogen. Die von mitlerer Gattung, deren man sich am meisten zu bedienen pflegt, sind 16 Fufs breit, 80 Fufs lang, und gehen 9 Fufs hoch über dem Wasser. Nebst dem Zimmer des Schifspatrons, der seine Familienbedürfnifse, seine Küche und zwey grofse Plätze inne hat, findet sich ein Saal, eine Vorkammer, drey Nebenkammern und andere Bequemlichkeiten darinn. Alles ist mit Mahlereyen, Schnitzwerk, Vergoldungen und lakirten Arbeiten ausgeziert. Die Fenster sind statt des Glases entweder aus einer Komposition von Krebsschuppen oder aus einem feinen mit Wachs überzogenen und bunt gemahlten Stoffe. Der oberste Boden ist mit einer Gallerie versehen, wo die Bootsknechte ab und zu gehen können, ohne Jemanden zu beunruhigen. Ganz oben ist ein Altan für Musikanten; die sich öfters hören lassen, deren Kunstprodukte aber für europäische Ohren eben nicht viel Reiz besitzen. Im Schifsboden sind Kammern für das Gepäcke.

Zur Fortbringung dieser Schiffe sind verschiedene Anstalten vorhanden. Die Segel bestehen aus Matten, die sich wie die Blafsbälge in Falten legen. Jedes Segel besteht aus länglicht viereckigen Stücken, welche, wenn sie ausgebreitet werden, das ganze Segel ausmachen. Wenn man es zusammen wickelt, so nimmt es fast gar keinen Raum ein. Es sind diese Segel deswegen sehr bequem, weil sie weit mehr Wind halten, als die andern, und wenn auch ein starker Wind ein Segel zerreifst, so entsteht dadurch dem Schiff kein Schade. Ferners bedienen sie sich langer grofser Stangen in Gestalt eines lateinischen T, wovon ein Ende unten im Wasser ist, das andere aber setzen sie vorn an die Schulter an, um mit desto gröfserer Gewalt zu arbeiten und das Schiff geschwinder fortzutreiben. Anstatt dessen bedienen sie sich oft auch der Ruder, welche von verschiedener Art sind. Sie haben einige Ruder, die nie aus dem Wasser kommen, und sie regieren das äufserste Ende desselben zur Rechten und Linken dergestalt, dafs es die Bewegung eines Fischschweifes annimmt, und das Schiff immer schräg führt. Wo der Wind ganz entgegen ist, und auch die übrigen Hülfsmittel nicht anschlagen wollen, da wird das Schiff mit einem Seil gezogen, aber nicht durch Pferde, sondern durch Menschenhände.

So groſs Manchem die angeführte Zahl von kaiserlichen Barken vorkommen mag, so ist sie doch keineswegs mit der unermeſslichen Menge von Fahrzeugen zu vergleichen, welche den Einwohnern des Landes gehören. Der Handel in diesem überaus groſsen, auserordentlich bevölkerten, und in so vieler Rücksicht gesegnetem Lande, ist schon an und für sich so ausgedehnt, und lebhaft, daſs er eine ungeheure Menge Fahrzeuge in Bewegung setzt. Die Provinzen des Reiches, die lauter Königreiche vorstellen könnten, theilen sich unter einander dasjenige mit, was jede eigenes besitzt, wodurch die Völker immer fester mit einander verbunden werden, und der Ueberfluſs sich durch alle Städte verbreitet. Dazu kömmt noch der Umstand, daſs man sich in China nur sehr wenig des Landfuhrwerks bedienet, denn alles, was die Einwohner zu ihrem Bedürfniſs nöthig haben, wird entweder durch Menschen getragen oder auf Schiffen geführt. Eben so ist auch die Art zu reisen fast bloſs auf dem Wasser, weswegen auch eine ungewöhnliche Menge Schiffe blos zur Bequemlichkeit der Reisenden vorhanden sind.

Um sich einen Begriff von der lebhaften Schiffahrt der Chineser zu machen, kann unter andern der Umstand dienen, daſs auf dem Fluſs Peyho, welcher von Peking kömmt und sich in die gelbe See ergieſst, bloſs 200,000 Schiffe zur Transportirung des Salzes vorhanden sind. Eben so sind alle groſse und kleine Flüſse und Kanäle überal mit allen Gattungen von Fahrzeugen bedeckt. Manchmahl findet man eine Viertel Meile hintereinander nichts als lauter Schiffe, welche so enge beysammen stehen, daſs es nicht möglich ist, eines dazwischen einzuschieben.

Nichts ist für einen Fremden auffallender als der Umstand, daſs eine auserordentliche Anzahl von Menschen bloſs auf Schiffen lebt, und ganz und gar keinen festen Punkt auf dem Lande besitzt. Denn in den Gegenden um groſse Städte, ist das Gewühle von Menschen so groſs, und jeder Fleck Erdboden ist so sehr benutzt, daſs diejenigen, denen nichts davon zu Theil wird, ihre Zuflucht zum Wasser nehmen müssen. Hier wohnen sie, treiben ihre Gewerbe und bilden groſse schwimmende Städte, wovon manche den ansehnlichern Städten in Europa an Bevölkerung gleichkommen. Besonders sieht man dieses bey Canton, Diese Stadt, welche noch nicht mit Peking und einigen andern Städten zu vergleichen ist, soll eine Bevölkerung von einer Million Menschen haben. An sie schlieſst sich eine beynahe zusammenhängende Reihe von Dörfern an beyden Ufern des Fluſses, welcher bey Canton ins Meer fält, und end-

lich kömmt man zu dem Flecken Fo chan, welcher meistens aus Manufakturen besteht, einen ungewöhnlich grofsen Umfang hat, und an Bevölkerung selbst der Stadt Canton gleich kommen soll.

Dieses Zusammendrengen von Menschen in einer Gegend verursachte ganz natürlich, dafs manche keinen Wohnort fanden, daher haben sie sich auf das Wasser geflüchtet. Der Flufs Ta ho trägt nun eine ganze Stadt auf seinem Rücken. Man zählt gegen 5000 Barken, welche so grofs, als unsere Mittelschiffe sind, die blofs den Einwohnern zu Wohnungen dienen. Alle diese Schiffe sind ordentlich gestellt, und in gewisse Strafsen abgetheilt. Ein jedes Schiff beherbergt wenigstens eine Familie, und hat seine Zimmer und Abtheilungen wie in einem ordentlichen Hause. Dazu kömmt noch eine unbeschreibliche Menge Fischer und Kahnführer, die die Reisenden von einem Ufer zum andern übersetzen, weil der Flufs hier sehr breit und daher mit keinen Brücken versehen ist.

Diese grofse Wasserstadt erstreckt sich bifs zum Ausfluſs des Ta ho ins Meer, wo sich ein neues prächtiges Schauspiel, nähmlich der Hafen von Canton den Augen darbietet. Man erblickt daselbst einen Wald von Mastbäumen, denn hier ist nicht allein ein gewaltiger Zusammenfluſs von chinesischen Seeschiffen, sondern auch von allen europäischen Schiffen, weil alle fremde Seefahrer durch die chinesischen Gesetze genöthiget sind, in dem einzigen Hafen von Canton einzulaufen.

Merkwürdige Gebäude in China.

So viel die Chineser auf öffentliche Anstalten, besonders auf die eben angeführten Wasserwerke verwenden, so wenig pflegen sie gewöhnlich für die Pracht ihrer Wohngebäude zu thun. Ihre Häuser sind meistens niedrig und mit keinen obern Stockwerken versehen. Auch die Palläste ihrer Grofsen zeichnen sich mehr durch ihren weitläufigen Umfang, als durch Pracht und Gröfse aus.

Ihre Städte sehen einander ziemlich ähnlich. Sie sind gewöhnlich, wenn es die Grundlage zuliefs, viereckigt angelegt, und mit hohen Mauern eingefafst, die rund herum mit Thürmen besezt sind. Einige davon sind mit Gräben umgeben, die theils trocken, theils mit Wasser angefüllt sind.

Das, wodurch sich die chinesischen Städte vorzüglich auszeichnen, ist ihre ungemeine Gröfse. Viele übertreffen unser London, Paris und andere grofse europäische Hauptstädte, sehr an Weitläufigkeit. Noch viel merkwürdiger aber ist die starke Bevölkerung derselben. Wenn man den Berichten der Chineser und den Nachrichten der fremden Reisebeschreiber glauben darf, so hat die Residenzstadt Peking eine Volksmenge von drey Millionen. Die ehemahlige Hauptstadt Nanking, worinn allein 200,000 Kattunweber befindlich sind, die Stadt Sou tcheou fou, welche die Einwohner das irdische Paradies nennen, die Europäer aber wegen den vielen Kanälen und Brücken mit Venedig vergleichen, die schöne Stadt Hang tcheou fou, die Seestadt Canton, zählen ihre Bevölkerung nach Millionen. Dem sey wie ihm wolle, so ist doch so viel gewifs, dafs die chinesischen Städte ungemein lebhaft sind. Es ist für einen jeden Fremden äufserst auffallend, dafs grofse Gewühle von Menschen zu Peking zu sehen, welche sich theils in den Strassen hin und her bewegen, theils in grofsen Klumpen zusammendrängen, um bald einen Gaukler oder Possenreisser, die in China sehr häufig und beliebt

sind, bald einen Quacksalber oder marktschreienden Verkäufer zu umringen. Noch merkwürdiger ist für einen Europäer der Umstand, dafs man unter dieser ungeheuren Volksmasse beynahe keine Weibsperson erblickt. Die Ursache davon ist theils in der gewöhnlichen Sittsamkeit und Eingezogenheit der Chineserinnen, theils in der morgenländischen Vielweiberey und Eifersucht der Männer, theils auch in einer Unbehülflichkeit im Gehen zu suchen, welche sich das Frauenzimmer in diesem Reiche durch eine alte, eingewurzelte, unnatürliche Gewohnheit zugezogen hat. Man hält es nähmlich für eine vorzügliche Schönheit, wenn eine völlig ausgewachsene Weibsperson so kleine Füsse, wie ein Kind von sechs Jahren hat. Daher pflegen die Mütter ihren Töchtern von der ersten Kindheit an die Füfse so fest zu schnüren, dafs diese Theile nicht gehörig auswachsen können. Deswegen wird ihnen auch das Gehen beschwehrlich, und sie behalten durch ihre ganze Lebenszeit einen schwankenden Gang.

Das Innere der Städte enthält grofse Pläze, und lange, gerade Gassen. Die Häuser zeichnen sich aber mehr durch ihre Menge, als durch ihr äufserliches Ansehen aus. Das schönste daran sind die vielen Kaufmannsläden, welche sowohl von Aufsen als von Innen recht zierlich ausgeschmückt, und mit schönen, manigfaltigen Waaren angefüllt sind. Besonders zeichnen sich die Boutiken aus, wo Porzellän, Seidenzeuge und lakirte Arbeiten verkauft werden. Vor den Gewölbthüren sind simetrisch gestellte Pfeiler angebracht, welche einen schönen perspektivischen Anblick gewähren, und die gröfste Zierde der Städte ausmachen. An diesen Pfeilern befinden sich vergoldete Tafeln mit dem Verzeichnifs der Waaren, und unter dem Nahmen des Kaufmanns steht Pou hou, das heist: „Er wird euch nicht betrügen." Man könnte dieses freylich auch im umgekehrten Sinn auslegen, denn bekanntlich wirft man den chinesischen Kaufleuten allgemein vor, dafs sie im Handel eben nicht gar ehrlich zu Werke gehen.

Von öffentlichen Gebäuden sieht man grofse Thürme von besonderer Bauart, die bald rund, bald sechs- und achteckicht gebaut sind, und oft aus 6 bis 8 Stockwerken über einander bestehen, Ferner Triumpfbogen, Götzentempel, und verschiedene Denkmähler, die den vorzüglichsten Helden, oder andern Männern errichtet wurden, welche sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. Wir wollen hier einige von den ausgezeichnestesten Merkwürdigkeiten dieser Art näher betrachten.

Kaiserlicher Pallast zu Pecking.

Der Kaiser von China hat eine grofse Menge Palläste theils in den verschiedenen Provinzen des Reiches, theils aufser der grofsen Mauer in der chinesischen Tartarey. Einige davon dienen zu des Kaisers eigener Wohnung und zu seinem Vergnügen, andere werden von Prinzen und andern Gliedern der kaiserlichen Familie bewohnt, und verschiedene haben noch andere Bestimmungen. Das merkwürdigste von diesen Gebäuden ist der Pallast des Kaisers zu Peking,

Dieser Pallast, welcher die gewöhnliche Residenz der Kaiser ist, bestehet in einer auserordentlichen Menge grofser Gebäude, weitläufiger Höfe und Gärten, und ist ringsum mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben. Er liegt im Mittelpunkt der neuen Stadt Peking oder der tartarischen Stadt „Ohngeachtet diese Stadt (sagt die Reisebeschreibung des Lord Macartney) in einer staubigten, dürren Ebene liegt, schliefsen dennoch die Mauern des Pallastes jede Abwechslung des Bodens, welche die Natur auf der Oberfläche der Erde in ihren heitersten Schöpferlaunen hervorgebracht hat, nach verjüngtem Maassta. be in sich. Berge und Thäler, Seen und Flüsse, kühne Abgründe und sanftsteigende Hügel sind hervorgebracht worden, wo die Natur sie nicht angelegt hatte, und zwar nach so treuen Verhältnissen und mit so vieler Harmonie, dafs wenn das allgemeine Ansehen der ganzen umliegenden Gegend der Täuschung nicht widerspräche, der Zuschauer zweyfeln würde, ob es wirkliche Naturanlagen oder glückliche Nachbildungen ihrer Schönheiten wären."

Mitten in diesem Labyrinthe von Gärten und Gebäuden ist das eigentliche Schlofs, welches eine ganz besondere Bauart hat, die mit der europäi-

schen nicht zu vergleichen ist, aber doch recht schön in die Augen fällt, und der Majestät dieses mächtigen Monarchen nicht unwürdig ist. Es ist sehr groſs, hat eine Menge innerliche Abtheilungen und Zimmer und ein Dach, das aus 4 Absätzen besteht, mit allerhand Zierrathen ausgeschmückt und am Ende gleichsam aufgewickelt ist. Das oberste Dach ist mit Ziegeln gedeckt, die mit einem so hohen gelben Firniſs überzogen sind, daſs sie von Ferne einen solchen Glanz von sich geben, als ob das ganze Dach im Feuer vergoldet wäre. Nächst diesem folgt ein anderes schönes Dach, das zwar keine Mauer hat, aber auf einer groſsen Menge Balken und Stützen ruhet, die mit grünem Firniſs überzogen und mit vielen lakirten Gemählden versehen sind. Diese beyden Dächer stellen gleichsam eine Krone über dem ganzen Bau vor, und machen einen sehr guten Effekt.

Was diesem Pallaste ein noch prächtigeres Ansehen giebt ist der erhabene Grund, worauf er stehet. Dieser Grund ist 51 Fuſs über der Oberfläche des Erdbodens, mit Marmorsteinen eingefaſst, und mit schön gearbeiteten Gittern versehen. Mehrere Eingänge führen über die Stufen dieser Terasse, worauf der mittelste bloſs dazu bestimmt ist, den Kaiser in einer Senfte hinauf zu tragen.

Nicht weit davon ist ein anderer Pallast, welcher Tai ho tien, oder der Saal der groſsen Vereinigung genennet wird. Darinn ist ein 130 Fuſs langer und eben so breiter Saal, der auf vielen Säulen ruhet, und mit allerhand Bildhauer- und lakirten Arbeit versehen ist, aber sonst nichts als den kaiserlichen Thron enthält. Um denselben stehen Leuchter, die wie Vögel gebildet sind, und groſse meſsingene Gefäſse, worauf man an Ceremonientagen allerhand Räucherwerk anzündet. Hier versammeln sich die Mandarins, wenn sie an gewissen Tagen des Jahres, nach den Reichsgesezen, bey Hofe ihre Aufwartung machen und ihre Pflicht erneuern müſsen. Sie werfen sich alsdann vor dem Throne, welcher übrigens leer ist, nieder, und berühren mit ihrer Stirne neunmahl die Erde, und diese Huldigung müſsen zugleich die übrigen Mandarins im Reiche in den Städten vor ähnlichen Thronen verrichten, und dabey ihr Gesicht nach derjenigen Gegend richten, wo die Residenzstadt Peking liegt.

Nebst diesen beyden Pallästen sind noch mehrere andere, deren Beschreibung zu weitläufig wäre. Auch sind mehrere bedekte Gänge und verschiedene Magazins zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten vorhanden. Das eine davon ist mit

Gefäfsen und allerhand Geräthen von verschiedenen Metallen angefüllt. Im andern sieht man Thierhäute in unglaublicher Menge, Im dritten werden eine grofse Anzahl Kleider aufgehoben, die mit kostbarem Rauchwerk von Füchsen, Hermelinen, Zobeln u. dgl. gefüttert sind, und die der Kaiser seinen Dienern zuweilen als Geschenke austheilen läfst. In einigen erblickt man Edelsteine, grofse Marmortafeln, Perlen und andere Kostbarkeiten. Das gröfste darunter ist auf allen Seiten mit Schränken besetzt, worinn lauter reiche Stoffe liegen, die zu Nanking, Sou tcheou und Han tscheou für die kaiserliche Familie verfertiget werden, und die die edelsten im ganzen Reiche sind, weil sie unter der Aufsicht und nach der Anweisung eines Mandarins gemacht werden, in dessen Departement dergleichen Geschäfte gehören, und der gewifs hart bestraft werden würde, wenn er nicht eine recht vollendete Arbeit lieferte. Noch andere Magazine sind mit Waffen Gesäthschaften und andern Dingen angefüllt, die entweder im Reiche selbst verfertigt, oder von auswärtigen Fürsten dem Kaiser und dessen Familie zum Geschenke geschickt worden sind. In einem andern Magazin hebt man alles auf, was nur immer von gutem Thee und schäzbaren Gewürzen im chinesischen Reiche erzeugt wird.

Alle diese Gebäude sind mit einer Mauer eingefafst, die mit allerhand Zinnen versehen ist, und woran in den Ecken und an den Thoren Pavillons angelegt sind. Zwischen dieser und der grofsen äufsern Mauer sind die Gärten, Vorhöfe und viele Häuser, worinn die kaiserliche Dienerschaft, die Verschnittenen und dergleichen Personen wohnen. Auch sind daselbst Aemter und Gerichte angelegt, wovon einige dafür sorgen, dafs dem kaiserlichen Hofe alles, was nöthig ist, geliefert werde, andere aber auf Ordnung halten, Streitigkeiten beylegen, Processe endigen, und die Laster des kaiserlichen Hofgesindes und der ganzen Familie bestrafen. Wenn es aber Hauptverbrechen betrifft, so übergeben diese Hofgerichte, welche man die innern nennt, die Uebelthäter den äufsern Gerichten in der Stadt.

Der Porzellainthurm zu Nanking.

Porcellainthurm.

In China trift man eine besondere Art Thürme an, die diesem Lande ganz eigen sind. Sie sind oft sehr hoch und bestehen aus mehrern Absätzen, die mit eigenen Dächern versehen sind. Die Chineser nennen dergleichen Werke Ta. Man findet fast in allen ansehnlichen Städten, ja manchmahl sogar in grofsen Flecken einen solchen Thurm. Unter allen diesen Gebäuden ist keines so hoch und schön als der weltberühmte Porcellainthurm.

Dieser Thurm, welchen die Chineser auch schlechtweg den grofsen Thurm nennen, befindet sich zu Nanking der ehemahligen Hauptstadt des Reiches. Le Comte*) liefert uns davon folgende Beschreibung.

Aufser der Stadt sieht man einen Tempel, den die Chineser den Tempel der Dankbarkeit nennen, und welcher den Kaiser Yong lo zum Urheber hat. Er steht auf einem massiven Grunde und ist mit einem marmornen Geländer umgeben. Man steiget auf 10 bis 12 Stufen, die rings herum geführet sind, in die Höhe. Der Saal, welcher eigentlich den Tempel vorstellet, ist 100 Fufs tief, hat einen marmornen Grund und rings herum Sitze. Die Vorderseite ist mit einer Gallerie und mit einigen Pfeilern eingefafst. Die Dächer sind mit grünen, helleuchtenden und lakirten Ziegeln bedeckt. Das innerliche Holzwerk ist schön gemahlen, mit Figuren geschmücket und künstlich ineinander geschlungen. Die Chineser halten dergleichen künstliche Verschlingungen für besondere Meister-

*) Nouveaux memoires sur l'etat de la Chine par le D. Louis le Comte. Paris 1696. 12.

stücke, und wirklich ist nicht zu läugnen, dafs die aufserordentliche Menge von Balken, Klammern, Giebeln und Queerbalken, die allenthalben anzutreffen sind, etwas sonderbares und auf den ersten Anblick bewunderungswürdiges an sich hat, und dafs ein solches zusammengesetztes Werk viel Zeit, und Kosten erfodere. Allein die Geschicklichkeit der Baumeister erscheint dabey nicht in dem besten Lichte, welche keine Kenntnifs von der schönen Einfalt haben, die in der europäischen Bauart herrschet und sowohl zur Festigkeit als Schönheit der Gebäude beyträgt.

Das merkwürdigste an diesem Tempel ist der Thurm, welcher sich an der Ostseite desselben befindet. Er stellet ein Achteck vor, ungefähr 120 Fufs im Umfang, so dafs jede Seite 18 Fufs beträgt. Er ist von aufsen mit einer Mauer von eben dieser Gestalt eingefafset, welche ungefähr dritthalb Klafter davon abstehet, von mäfsiger Höhe und mit gefirnifsten Ziegeln bedecket ist, die bis an den Thurm angelegt sind, und eine angenehme Gallerie bilden. Der Thurm hat 9 Stockwerke, deren jedes mit einem drey Fufs breiten Kranz umwunden und mit einem Dache bedeckt ist, welches mit dem eben beschriebenen Dache eine Ähnlichkeit hat, aber nicht so weit hervorragt, indem es mit keinen solchen Stützen versehen ist. Es wird auch immer kleiner, je höher es mit der Höhe des Thurmes steiget. Die Mauer ist unten am Fundament 12 Fufs dick, in welcher Dicke sie 8 bis 9 Fufs in der Höhe geht.

Dieser Thurm ist von aufsen mit Porcellain nach gewissen Fächern belegt, Regen und Staub haben die Schönheit desselben vermindert, unterdessen kann man noch immer unterscheiden, dafs es Porcellain ist, obwohl von einer geringen Gattung. Es ist leicht zu begreifen, dafs gemeine Steine nach einer so langen Zeit den Glanz nicht würden behalten haben. Damahls, als ihn P. Le Comte sahe, nähmlich gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, stand er schon über 300 Jahre.

Die Treppe, welche man inwendig angelegt hat, ist schmal und sehr unbequem, weil die Stuffen derselben sehr hoch sind. Ein jedes Stockwerk ist durch grofse Balken unterschieden, welche mit einem Boden bedeckt sind. Dadurch entstehen Kammern, die mit Gemählden nach chinesischer Art ausgeziert sind. Die Mauern der obersten Stockwerke sind mit unzähligen kleinen Aushöhlungen angefüllet, worin Götzenbilder von erhabener Arbeit befindlich sind. Alles ist vergoldet, und entweder aus Marmor oder von künstlich zu-

gehauenen Steinen zubereitet. Vielleicht sind es aber auch nur gemeine Mauersteine, denn die Chineser besitzen eine besondere Geschiklichkeit allerley Zierrathen in gemeine Mauersteine einzuätzen, indem die sehr feine und wohldurchsiebte Erde, die dazu genommen wird, fähig ist dergleichen Figuren anzunehmen.

Das erste Stockwerk ist das höchste; die andern aber sind sich selbst unter einander gleich. Man zählt 190 Stufen, die insgesamt 10 Zoll hoch sind. Rechnet man das verbauete, das neunte Stockwerk, darinn keine Stufen befindlich sind, und die Krone des Thurms dazu, so zeigt sich, dafs dieses Gebäude von seiner Gruudfläche an bis zur Spize 200 Fufs hoch ist. Das Dach dieses Thurmes ist nicht von geringerer Schönheit als der Thurm selbst. Es ist dasselbe ein grofser Mastbaum, der auf dem Boden des neunten Stockwerkes fest stehet, und über 30 Fufs über demselben hervorraget. Er stehet zwifchen breiten eisernen Banden von eben solcher Höhe, die schneckenweise herum gewunden sind, und einige Fufs weit vom Baume selbst abstehen. Er stellet also in freyer Luft einen hohlen und durchsichtigen Kegel vor, auf welchem ein Knopf von aufserordentlicher Gröfse stehet.

Dieses ist die Gestalt des berühmten Thurmes, den die Chineser den Porcellainthurm nennen, und den vielleicht die Europäer einen Thurm von Mauersteinen nennen würden. Der Hauptsache nach ist er auch wirklich nichts anders; unterdessen verdient er doch wegen seinem Umfang; Höhe und Festigkeit der prächtigste Thurm im ganzen Orient genannt zu werden.

Pagoden.

Die Pagoden oder Tempel der Chineser gehören vorzüglich unter diejenigen öffentlichen Gebäude, an welche die Fürsten und das Volk vieles verwendet haben. Die Anzahl derselben ist in diesem weitläufigen Reiche ganz aufserordentlich. Die meisten davon sind auf Bergen angelegt. So unfruchtbar auch oft die dazu ausgesuchten Plätze sind, so hat doch der Fleis und Wiz der Chineser dasjenige ersetzt, was die Natur ihnen versagt hat. Man findet Kanäle, die mit unsäglicher Mühe und Kosten durchgearbeitet wurden, Gärten, Haine, Grotten in Felsen ausgehauen, in welchen man sich gegen die Sonnenhize verbergen kann, und die diese Einsamkeit angenehm machen.

Diese den Chinesischen Gottheiten gewidmeten Gebäude bestehen theils in verdeckten Gängen, die mit viereckigten und glatt polirten Steinen ausgelegt sind, theils in geräumigen Sälen und Flügeln, die man in den Ecken der Höfe findet, und die auf eine grofse Gallerie führen. Leztere ist mit vielen Bildsäulen von Stein und Metall angefüllt. Die Dächer dieser Gebäude nehmen sich wegen der Schönheit ihrer Ziegel besonders gut aus. Sie sind mit gelbem und grünem Firnifs überzogen und die Ecken derselben mit Drachen von gleicher Farbe versehen.

Man findet nicht leicht eine Pagode, die nicht einen freystehenden Thurm hat, der mit einem zierlichen Dach belegt ist. Man steigt in denselben über

eine Treppe, die in der Runde bis an die Spitze geführt ist. Mitten im Dache befindet sich gemeiniglich ein viereckigter Tempel. Das Gewölbe desselben ist von mosaischer Arbeit, und die Seitenmauern mit Figuren verziert, die allerhand Bilder, zuweilen auch Ungeheuer vorstellen.

So sehen gewöhnlich die Pagoden in China aus, welche theils zur Verehrung ihrer Götzen, theils zum Aufenthalte der Bonzen, oder chinesischen Mönche bestimmt sind, mit welchen das Land reichlich versehen ist. In der angeführten Reisebeschreibung des Lord Macartney finden sich Nachrichten von ein Paar solchen religiösen Gebäuden, die sich vor andern auszeichneten. Einer von den Tempeln, den die Engländer besahen, enthielt nicht weniger als 500 vergoldete Statuen, von mehr als Lebensgröfse, welche verstorbene Lamas von vorzüglicher Heiligkeit vorstellten. Von diesen waren verschiedene in gezwungenen und unbequemen Stellungen abgebildet, in welchen sie aus besonderer Andacht zeitlebens zu bleiben angelobt hatten.

Der vornehmste Tempel, den die Gesandtschaft besuchte, war der Pu ta la oder grofse Tempel des Fo, der aus einem grofsen und mehrern kleinen Gebäuden bestand. Ersteres war ein grofses Viereck, von dem jede Seite ungefähr 200 Fufs lang war. Die Bauart dieses Tempels unterschied sich merklich von allen chinesischen Gebäuden, indem die äufsere Seite sehr der Fronte eines europäischen Baues glich. Vorzüglich war die Vorderseite schön ausgeführt, obgleich einfach und schlicht, das grofse viereckigte Gebäude von Pu ta la umschliefst ein Quadrat, in dessen Mitte die sogenannte goldene Kapelle steht, welche ihre Benennung von der Menge der dabey verschwendeten edlen Metalle hat. Die Zimmer des grofsen Vierecks hiengen unten vermittelst eines weitläufigen Säulenganges und oben durch eine offene Gallerie zusammen. In der Mitte der Kapelle war ein erhabener mit einem Geländer umgebener Platz, auf dem drey reich verzierte Altäre, mit den colossalischen Bildsäulen des Fo, seines Weibes und Kindes, standen. Hinter den Altären, in einer dunkeln Vertiefung, war das Allerheiligste, in welchem eine einzelne Lampe düster brannte, als ob ein heiliges Grauen dadurch erregt werden sollte.

So wie die Fremden sich näherten, ward ein Vorhang, der zum Theile weggezogen war, niedergelassen, um das Heiligthum ungeweihten Augen zu

entziehen. Diese stiegen sogleich oben auf die Kapelle hinauf, um das breite vorspringende Dach zu betrachten, welches mit Platten belegt war, die, wie die Bildsäulen auf den Altären unten, von gediegenem Golde seyn sollen. Zu der Stiftung des Tempels von Pu ta la gehörten nicht weniger als 800 Lamas, oder Priester des Fo. Von diesen saſsen viele mit untergeschlagenen Beinen in Reihen auf dem Fuſsboden der Kapelle, und sangen mit gedämpfter Stimme von Papieren, die sie in Händen hielten, auf denen verschiedene Columnen saubere Schrift in tartarischen Zügen standen.

Oeffentliche Denkmähler.

Man trift fast in allen chinesischen Städten Denkmähler an, welche zum Andenken merkwürdiger Männer aufgerichtet wurden. Man hat auf diese Art vortreffliche Regenten, grofse Helden, berühmte Seefahrer, Weltweise, Mandarine und andere Personen verewigt, die dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. Man zählet mehr als 1100 Denkmähler, welche man grofsen Fürsten und andern durch Tugenden und Wissenschaften berühmt gewordenen Männern gesetst hat. Auch Weiber haben an dieser ausgezeichneten öffentlichen Ehre antheil gehabt.

Die gewöhnlichsten von diesen Ehrenzeichen sind die Triumphbogen, die die Chineser Pai fang, oder auch Pai leon nennen. Man findet sie fast in allen Städten. Die meisten sind von grober Arbeit, und verdienen eben keine sonderliche Aufmerksamkeit; andere aber sind desto schätzbarer. Sie sind meistentheils von Stein, einige davon sind aber von Holz und nur das Fufsgestelle ist von Marmor.

Diejenigen Triumphbogen, welche man zu Ning po findet, haben gewöhnlich drey Pforten, eine grofse in der Mitte und zwey kleine zur Seite. Diese Pforten bestehen aus Pfeilern, welche manchmahl aus einem Stücke gearbeitet sind. Über dem Gebälke befindet sich statt des Kranzes ein Dach, das eine Krone vorstellt und auf dem Pfeilerwerk ruhet. Dieses ist so seltsam gestaltet, dafs es sich nur zeichnen, aber nicht leicht mit Worten beschreiben läfst. Die verschiedenen steinernen Stücke sind in die Pfeiler so eingezapft, wie die Zimmerleute das Holzwerk einzuzapfen pflegen.

Diese Triumphbogen sind gewöhnlich 20 bis 25 Fuſs hoch. Über ihnen sieht man verschiedene menschliche Figuren, seltsame Gesichter, Blumen, Vögel, die sich auf verschiedene Art schwingen und bewegen, und andere dergleichen Zierrathen nach chinesischem Geschmacke. Diese Figuren ragen weit heraus, und einige sehen aus, als ob sie abgerissen wären, übrigens aber sind sie meistens im Kleinen gearbeitet, und haben nur selten einen wirklichen Kunstwerth. Auch sind an dem Gebälke Innschriften angebracht, wodurch die Bestimmung des Werkes angedeutet wird. Manchmahl sind mehrere solche Triumphbogen in einer Gaſse angebracht, und in gewissen Entfernungen simmetrisch gestellt. Dieses bildet ein angenehmes Perspecktiv, und sieht zuweilen recht prächtig aus.

Die ältern Werke dieser Art zeichnen sich auf eine vortheilhafte Art vor den neuern aus. Die Bildhauerarbeit, welche daran angebracht ist, sieht natürlich aus, die Stücke sind durchsichtig gearbeitet, mit einander durch geschlungene Seile verbunden, zierlich ausgehöhlt, und ohne alle Unordnung in einander geschlungen. Alles zeugt von der Geschicklichkeit der alten Künstler. An den neuern Werken ist nicht allein die Bildhauerarbeit sparsamer angebracht, sondern alles ist zugleich sehr massiv und nach einem schlechtern Geschmack verfertiget.

Die Triumphbogen sind nicht die einzigen Monumente, wodurch man das Andenken groſser Männer zu erhalten gesucht hat. Manche hat man durch Bildsäulen verewiget. In der Provinz Quantong befindet sich ein groſser Berg, Nahmens Mei lin, aus welchem zwey Flüſse hervorströmen und der ehemahls unersteiglich gewesen. Ein gewisser Calao oder Staatsminister versuchte es, den Berg durchzuarbeiten, und eine Straſse darüber anzulegen. Er hat auch dieses Werk glücklich zu Stande gebracht. Der Weg erstreckt sich über eine halbe deutsche Meile über den Berg, und macht die Verbindung zwischen den beyden groſsen Provinzen Quang tong und Kiang si, in welche man auch von dem Gipfel des Berges eine vortreffliche Aussicht hat. Er ist von beyden Seiten mit ungeheuren Tiefen umgeben, aber so eingerichtet, daſs kein Schaden für den darüber Passirenden entstehen kann. Diese Straſse ist eine der lebhaftesten in China, weil alles, was aus den südlichen und östlichen Gegenden in die nördlichen Provinzen des Reiches kommen will, darüber passiren muſs. Sie ist auch die einzige Landverbindung zwischen den groſsen Flüſsen und Kanälen in China, und daher von auſserordentlicher Wichtigkeit. Um eine

so grofse Wohlthat, welche dem Lande durch diesen bewunderungswürdigen Weg entsprungen ist, zu verewigen, hat man auf dem Gipfel des Berges einen Tempel errichtet. In demselben stehet die Bildsäule desjenigen Mandarins, welcher der Urheber davon war, und man zündet noch immer Räucherwerk davor an, um sein Andenken dadurch in Ehren zu erhalten.

Unter allen Männern, die sich in China merkwürdig gemacht haben, wird keinem so viele Ehre erzeugt, als dem Weltweisen Confucius. Fast in jeder ansehnlichen Stadt ist ein eigener Pallast, den man den Saal der Weisheit, oder Vollkommenheit nennt, worinn sich die Gelehrten zu versammeln pflegen, und verbunden sind, nach der Verordnung der Kaiser jährlich ein Fest, diesem grofsen Manne zu Ehren zu feyern. In des P. Du Halde Beschreibung von dem chinesischen Reiche befindet sich folgende Nachricht von diesem Feste.

Den Tag vor dem Feste werden die gehörigen Anstalten gemacht. Ein Meister des Fleischerhandwerks mufs ein Schwein schlachten, und die Bedienten des Tribunals bringen Wein, Gewächse, Blumen und Hülsenfrüchte, die man zwischen Wachslichtern und Cassoletten (oder solchen Gefäfsen, worinn allerhand wohlriechende Wässer aufbewahret werden) in guter Ordnung auf einer Tafel hinleget. Des Morgens versammeln sich die Gouverneurs, Doktoren und andere zum gelehrten Stande, welcher in China vorzüglich geschätzet wird, gehörige Personen, unter dem Schall der Pauken und Blasinstrumenten in dem Saal, wo das Fest gefeyert werden soll. Der Ceremonienmeister, der auf alle Handlungen genau acht haben mufs, befiehlt ihnen bald sich zu beugen, bald auf die Kniee zu fallen, oder sich bis auf die Erde zu bücken, wieder aufzustehen u. dgl. Der Anfang der Ceremonie besteht darinn, dafs der erste Mandarin des Ortes nach und nach das Fleisch, den Wein und die Früchte nimmt, und sie auf einem eigenen Tische, den man den Tisch des Confucius nennt, präsentiret, wobey sich musikalische Instrumente hören lassen, und Lieder zu Ehren dieses Philosophen gesungen werden. Hierauf hält man ihm eine Lobrede, die nur wenige Zeilen lang, und in allen Städten des Reichs von gleichem Inhalt ist. Es wird darinn seine Gelehrsamkeit, seine Weisheit sein tugendhafter Lebenswandel angerühmt. Hierauf bezeugen sich die Mandarins unter dem Schall der Blasinstrumente verschiedene Höflichkeiten unter einander. Das Ganze endigt sich damit, dafs man das Fleisch und Blut des geopferten Thieres vergräbt, und verschiedene seidene Zeuge, die an einer Stange, wie ein Fahn befestigt sind, zur Bezeugung der allgemeinen Freude, öffentlich verbrennt.

Confucius, oder wie ihn die Chineser schreiben, Cong fou tsee, war in einem Flecken des Königreichs Lou, welches izt die Provinz Chang tong ist, 551 Jahr vor Christi Geburt gebohren. Er legte sich von seiner Jugend an auf das Studium der Weltweisheit, aber nicht auf jene spekulative Philosophie, welche sich nach dem Beyspiel seiner Zeitgenossen in Griechenland mit der Untersuchung unergründlicher Naturgeheimnisse abgiebt, sondern er bemühte sich eine reine Moral festzusetzen. Er suchte seinen Landsleuten zuerst einen richtigern Begriff von der Gottheit beyzubringen, als die meisten Völker des Erdbodens damahls besafsen. Er lehrte die Menschen Furcht, Liebe und Dankbarkeit gegen das höchste Wesen, und zeigte, dafs demselben nichts auch die geheimsten Gedanken des Herzens nicht verborgen wären, dafs Gott die Tugend nicht unbelohnt und das Laster nicht unbestraft lafse, u. dgl. Auf solche Grundsätze, die in allen seinen Schrtften vorkommen, gründete er seine Moral, und was das löblichste dabey war, er richtete seinen eigenen Lebenswandel nach seinen tugendhaften Grundsätzen ein. Seine Hauptbemühung aber war eine weise und vernünftige Regierungsart in den verschiedenen Königreichen, woraus damahls China bestand, einzuführen, und dadurch an der Verbesserung der Sitten zu arbeiten.

Der Ruf von seinen weitläufigen Kenntnissen und von seinen übrigen Tugenden verbreitete sich in die entferntesten Gegenden, und es bildete sich eine eigene Sekte, wovon die Zahl der Anhänger sich auf 3000 belief, worunter 72 waren, die sich durch eine besondere Gelehrsamkeit auszeichneten, und unter denen zehen waren, welche man vorzüglich die zehen Weisen nannte.

Im 55sten Jahre erlangte er die höchste Würde eines ersten Ministers in seinem Vaterlande, dem Königreich Lou. Durch seine weisen Veranstaltungen erhielt das Reich eine ganz andere Gestalt. Er schafte eine Menge eingeschlichene Mifsbräuche ab; stellte im Handel und Wandel Aufrichtigkeit her; lehrte die jungen Leute den Alten ehrerbietig begegnen u. dgl. Die Personen weiblichen Geschlechts lies er zur Artigkeit, Bescheidenheit und Keuschheit anhalten; und unter dem gemeinen Volke brachte er Aufrichtigkeit, Redlichkeit und alle andere Tugenden in grofse Hochachtung. Endlich führte er in allen Theilen des Staats eine so grofse Ordnung und Einigkeit ein, dafs man ihn für eine einzige grofse Familie hätte halten sollen.

Die übrigen Könige in China wurden über die Fortschritte eifersichtig, welche das Königreich Lou unter der weisen Verwaltung des Confucius an

innerer Vollkommenheit machte. Besonders verdroſs dieses den König von Tsi, der als erster Minister seinen Vorgänger ermordet hatte, und sich als Kronenräuber eben nichts Gutes bewuſst war. Er legte dem König von Lou daher einen gefährlichen Fallstrick. Er machte unter dem Vorwand einer Gesandschaft ihm und den Vornehmsten seines Hofes ein Geschenk mit einer Anzahl junger Mädchen von aufserordentlicher Schönheit, die von Jugend auf im Singen, Tanzen und anderen Galanterieen unterwiesen waren, wodurch sie sich einen Sieg über die Herzen der Männer versprechen konnten. Der König und seine Höflinge nahmen das Geschenk mit vielem Vergnügen an. Sie konnten den Reizen der ausländischen Schönheiten nicht widerstehen, man dachte auf weiter nichts, als in der Gesellschaft dieser verführerischen Geschöpfe täglich neue Lustbarkeiten anzustellen. Man sahe bey Hofe nichts als Festins Bälle und Comödien. Der König beschäftigte sich mit nichts als Ergözlichkeiten, liefs die Regierungsgeschäfte liegen, und gab keinem einzigen redlichen Diener weiter Gehör.

Confucius bemühte sich auf alle mögliche Art dem eingerissenen moralischen Uebel zu steuern, da aber alle seine Bemühungen fruchtlos waren, legte er sein Amt nieder. Er durchreiste nun die übrigen chinesischen Königreiche und Provinzen. Sein unermüdeter Eifer beschäftigte sich mit allerhand Arten von Menschen, mit Gelehrten und Ungelehrten, mit den Königen und ihren Bedienten. Seine Unterweisungen waren an alle Stände gerichtet.

Unter seinen Werken sind besonders vier sehr hoch geachtet. Das erste heifst Ta hio, d. i. die grofse Wissenschaft, oder die Schule der Erwachsenen. Das zweyte heifst Tchong yong, oder die unbewegliche Mittelstrafse zwischen Abwegen. Das dritte Lun yu enthält moralische und sinnreiche Sprüche. Das vierte Meng tsee ist eine Abbildung einer klugen Regierungsart. Dann sind noch zwey Werke über die Erziehung sehr geachtet, und endlich das historische Werk Tchoun tsiou in grofsem Ansehen.

Er starb in seinem Vaterlande Lou im 73 Jahr seines Lebens. Das ganze Reich beweinte seinen Tod, besonders aber betrauerten ihn seine Schüler, als ob sie einen Vater an ihm verloren hätten. Diese ehrerbietige Hochachtung gegen seine Verdienste vermehrte sich noch mehr in den folgenden Zeiten, und man betrachtet ihn noch gegenwärtig, nach einem Zeitraum von beynahe drittehalb tausend Jahren, als den ersten und gröfsten Lehrer des chinesischen Reiches,

Das Laternenfest.

Dafs bey einer so ceremonienreichen Nation, wie die chinesische ist, auch allerhand Feste eingeführt sind, läfst sich leicht denken. Aber unter allen sind vorzüglich zwey sehr allgemeine und sehr ansehnliche vorhanden, nähmlich das Neujahrsfest und das Laternenfest.

Das Neujahrsfest fängt mit dem Ausgang des Jahres an, und erstrekt sich bis tief in den ersten Monath des neuen Jahrs hinein. Dieses ist die eigentliche Zeit, in welcher die Chineser, diese fleifsige und geschäftige Nation, müfsig sind. Alle Geschäfte haben alsdann ein Ende; die Gewölber und Kramläden der Städte sind verschlossen; die Posten werden aufgehalten; die Gerichtssäle im ganzen Reich sind gesperrt. Dieses nennt man die Zeit der Verwahrung der Siegel, indem wirklich derjenige Kasten, in welchem die Siegel der Tribunäle verwahret werden, mit vielen Ceremonien geschlofsen wird.

Diese Zeit der Mufse dauert beynahe ein ganzes Monath, und ist dem allgemeinen Vergnügen gewidmet. Man unterhält sich mit Spielen, Comödien und andern Lustbarkeiten; Jedermann legt sein bestes Kleid an und putzt sich aufs möglichste. Man stattet Besuche ab, man wünscht sich Glück, man macht sich Geschenke. Das ganze chinesische Reich ist alsdann in Bewegung, und überall geht es fröhlich und lustig zu. Es sieht damahls in China ungefehr so aus, wie in Europa zur Zeit des neuen Jahrs und der Fastnacht. In diese Zeit fällt auch das Laternenfest, welches wegen seiner Sonderbarkeit eine nähere Beschreibung verdient.

Das Laternenfest wird eigentlich den fünfzehnten Tag im ersten Monath des Jahres gefeyert, dauert aber einige Tage. Es besteht in einer allgemeinen

Beleuchtung, die nach chinesischer Art durch Laternen veranstaltet wird. Es erstreckt sich sowohl über die Städte, als über die Dörfer des ganzen ungeheuren Reiches. Kein Hauſs ist so armselig, wo nicht im Hofe oder an den Fenstern Laternen aufgesteckt wären. Die Armen thun, was sie können, und die Reichen suchen einander durch prächtige Beleuchtungen zu übertreffen. Besonders zeichnen sich hierinn die groſsen Mandarins und die Statthalter aus, und der Kaiser selbst verwendet auf die Beleuchtung seiner zahlreichen Schlöſser groſse Summen. In den Städten sind wider die sonstige Gewohnheit in China die Thöre in diesen beleuchteten Nächten unverschlossen. Selbst die Gerichtshöfe werden geöfnet, und der Zutritt in die Säle derselben Jedermann gestattet, welche von den Mandarinen auf das prächtigste ausgeschmückt werden.

Diese Herrlichkeiten sieht man nicht allein in den Städten, Flecken, und Häusern auf dem Lande, sondern auch an allen Seeküsten, an allen Flüſsen und Kanälen, wo die beleuchteten Ufer und die unzähligen, mit Laternen besteckten Schiffe einen prächtigen Anblick gewähren. Wenn man im Stande wäre von einer gewissen Höhe China zu übersehen, so würde man glauben, das ganze Reich stünde in Flammen und man würde die gröſste Illumination erblicken, welche jemahls auf dem Erdboden ist veranstaltet worden.

Die Laternen, deren man sich bey dieser Gelegenheit bedient, sind sehr groſs. Einige derselben bestehen aus 5 bis 6 Flügeln, deren Rahmen mit Firniſs überzogen und vergoldet sind. Ein jeder Flügel ist mit sehr feinem durchsichtigen Seidenzeug überzogen, und mit Blumen, Bäumen, Thieren und allerhand menschlichen Figuren bemahlet. Verschiedene von diesen Laternen sind rund, und von einem hellen durchsichtigen Horn gemacht, das mit blauer Farbe überstrichen und ungemein schön anzusehen ist. In die groſsen Laternen werden viele Lampen und verschiedene Wachslichter gesetzt, um die künstlich angebrachten Figuren recht zu beleuchten. Der Knopf dieser Maschinen ist mit manigfaltigem Schnizwerk geziert, an dessen Spitzen und Winkeln seidene Bänder von verschiedener Farbe angeknüpft sind.

Besonderes Vergnügen machen den Zuschauern, welche groſse Liebhaber von dergleichen Spektakelwerk sind, diejenigen Laternen, an welchen bewegliche Figuren vorkommen. Man erblikt da Pferde in vollem Galopp, Schiffe, die hin und her getrieben werden, marschierende Kriegsheere, Tänze und andere dergleichen Dinge. Manchmahl treten auf diese Weise mancherley Figuren

auf, welche das Publikum durch possierliche Bewegungen belustigen. Alle diese Figuren werden von versteckten Personen in Bewegung gesezt. Man kennt diese Art von Belustigung in Europa unter dem Nahmen chinesischer Schattenspiele.

Eine andere Unterhaltung macht man sich dadurch, dafs grofse Drachen von mehrern Personen in den Strafsen herumgetragen werden. Diese künstlichen Ungeheuer sind oft 60 bis 80 Fufs lang, und vom Kopf bis zum Schweif mit einer Menge Lichtern besezt. Im Fortschreiten geben sie diesem Drachen Wendungen, wie die natürlichen Schlangen gewöhnlich im Fortkriechen zu machen pflegen.

Unter allen Gegenständen, die das Laternenfest verherrlichen, ist nichts prächtiger als die Kunstfeuer, welche auf den vornehmsten Plätzen grofser Städte abgebrannt werden. Die Chineser thun sich überhaupt auf ihre Feuerwerke viel zu gut, und glauben hierinn so wie in manchen andern Dingen alle andere Nationen zu übertreffen. Wenigstens ist so viel gewifs, dafs sie diese Kunst viel länger als die Europäer treiben. Die ältern Missionarien, welche China besuchten, führen verschiedenes über diesen Gegenstand an, und geben uns besonders von einem Kunstfeuer Nachricht, welches der Kaiser Cang hi zum Vergnügen seines Hofes abbrennen liefs, wobey sie Augenzeugen waren.

Dieses Kunstfeuer fieng mit sehr grofsen Cylindern an, die in die Erde gepflanzt waren, woraus auf eine Höhe von 12 Schuhen Feuerstralen emporstiegen, und wie ein feuriger Regen wieder herunter fielen. Dann kam ein grofser künstlicher Kasten zum Vorschein, der durch Stricke in die Höhe gewunden wurde. Aus diesem fiel, begleitet von einem starken Feuerregen, eine Menge Laternen heraus, die mit grofsen Charakteren beschrieben waren, und insgesamt in einem Schwefelfeuer brannten. Zuletzt zündete der Kaiser mit eigener Hand das Hauptfeuerwerk an, worauf sich die ganze Dekoration, die 80 Fufs lang und 40 bis 50 Fufs hoch war, plötzlich in Feuer setzte. Besonders zeichneten sich dabey künstliche Weingeländer aus, woran die rothen und blauen Weintrauben, die grünen Blätter, die natürliche Farbe des Weinstockes sehr täuschend nachgemacht waren. Als das Feuer gewisse Stangen und papierne Figuren ergrif, welche von allen Seiten herumgepflanzt waren, so sahe man eine aufserordentliche Menge Schwärmer, Laternen, Hängleuchter und dergleichen in der Luft durcheinander fahren, die die ganze Luft weit und breit erhellten. Das ganze Schauspiel dauerte ungefehr eine halbe Stunde.

Ehe wir diese Materie verlaſsen, wollen wir noch diejenigen Schauspiele anführen, welche der Kaiser Kien long mehrere Tage hinter einander in Gegenwart des englischen Gesandten Lord Macartney aufführen lieſs. Schon die Menge der Zuschauer machte ein groſses Schauspiel, dennoch mangelte ihm der vorzügliche Glanz und die belebende Heiterkeit, welche den Versammlungen beyder Geschlechter eigen sind. Die Vorstellungen waren ganz in chinesischem Geschmak, und bestanden in allerley Uebungen im Balanciren, Seiltanzen und Luftspringen, die so vortrefflich waren, daſs sie selbst denen Vergnügen gewährten, die dergleichen häufig zuvor gesehen hatten. Nach diesen lieſsen sich Ringer und Kämpfer sehen, die ungeachtet ihrer langen weiten Kleider und ungeschikten Stiefeln viel Geschiklichkeit zeigten.

Verschiedene Gruppen von den Bewohnern der verschiedenen besondern Distrikte des weitläufigen chinesischen Reiches, jede in ihrem eigenthümlichen Costum, führten einige Ballets und sehr angenehme Tänze auf. Man hörte auch einige Vokal- und viel Instrumentalmusik. Die Musiker spielten mehrentheils langsam klagende Melodien, beynahe wie die in den schottischen Hochlanden, die sie sehr taktmäſsig ausführten.

Nach der Musik erschienen mehrere hundert Personen, in einer olivenfarbigen Uniform gekleidet, welche bey der Erleuchtung einer Menge bunten, durchsichtigen Laternen pantomimische Tänze zum Lobe des Kaisers aufführten. Bey Nacht hätten sich diese Ballets ohne Zweifel weit besser ausgenommen, weil aber der Kaiser gewohnt war, immer vor Sonnenaufgang aufzustehen, und sich vor dem Untergang derselben wieder wegzubegeben, so muſsten alle diese Spektakel bey Tage vorgestellt werden.

Auf die Ballete folgten Feuerwerke, welche selbst bey Tageslicht groſse Wirkung thaten. Einige Stücke derselben waren den Engländern ganz neu. So wurde zum Beyspiel ein groſser Kasten bis zu einer beträchtlichen Höhe gebracht, wo, wie von ungefehr, der Boden herausfiel, und mit ihm eine Menge parpierne Laternen, die anfänglich flach zusammengelegt erschienen, sich in der Folge aber auseinander wickelten; und so wie jede Laterne eine regelmäſsige Gestalt annahm, entzündete sich plözlich innerhalb derselben eine schöne helle Flamme, von farbigem Feuer ohne daſs man begreifen konnte, wie das Licht ohne alle äuſsere Hülfe anbrannte. Diese Auseinanderwickelungen wurden verschiedenemahl mit veränderten Figuren und Farben wiederhohlt. Ue-

ber dem grofsen Kasten erschienen auch mehrere kleinere, welche sich auf ähnliche Art öfneten, und ein netzförmiges Gewebe von Feuer herunter liefsen, welches verschiedene Abtheilungen von veränderter Gestalt hatte, die wie hell polirtes Kupfer glänzten, und bey jeder Bewegung des Windes wie Blitze leuchteten. Das Ganze endigte sich mit einem künstlichen Vulkane in einem sehr grofsen Styl.

Alle diese Schauspiele wurden auf einem grofsen grünen Platze, vor einem grofsen Zelte, worinn sich der Kaiser befand, gegeben. Man zog sie damahls den sonst bey den Chinesern sehr beliebten dramatischen Vorstellungen vor, weil der Gesandte und viele andere damahls anwesende Fremde die chinesische Sprache nicht verstanden. Nachher wurde eine auserlesene Gesellschaft, unter denen sich der Gesandte und die vornehmsten Personen seines Gefolges befanden, zu einer Pantomime in dem Schauspielhause der Damen des Pallastes eingeladen, welches an der Grenze ihres Privatgarten, und des Kaisers Lustgarten lag. Es war ein kleines, schönes Gebäude von mehreren Stockwerken. Drey offne Theater oder Bühnen befanden sich in demselben übereinander. Der niedrigsten Bühne gegenüber waren Logen für Gäste, und über denselben mit Gittern versehene Gallerien für die Damen, die, ohne gesehen zu werden, alles, was auf dem Theater vorgieng, wahrnehmen konnten. Anstatt in menschlicher Gestalt zu erscheinen, nahmen die Schauspieler die Form anderer belebter Wesen, wie auch lebloser Produkte des Landes und Meeres an. Sie nahmen alle drey Bühnen ein und stellten etwas vor, welches eine Vermählung des Landes mit dem Meere zu seyn schien. Diese Pantomime hatte verschiedene Akte, und dauerte einen grofsen Theil des Nachmittags.

Was übrigens die dramatischen Vorstellungen der Chineser anbetrift, so sind dieselben nach Art der europäischen Theaterstücke in Lust- und Trauerspiele eingetheilt. Die Schauspieler, welche die Lustspiele aufführen, bestehen aus einer Anzahl Comödianten, wovon ein jeder seine eigene charakteristische Rolle hat, ungefehr so, wie es bey den italienischen Possenspielen noch gegenwärtig zugeht, oder wie es damahls auf dem deutschen Theater aussahe, als noch weiland Hannswurst und Consorten ihr Wesen trieben.

Die Trauerspiele sind nach unserer Art in Akte, die sie Tche nennen, und diese wieder in Auftritte eingetheilt. Sie beobachten dabey keine von unsern beliebten Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, aber dafür su-

Die Katakomben.

chen sie ihren Landsleuten zu gefallen, sie zu rühren, und ihnen dadurch sowohl die Liebe zu der Tugend als den Abscheu gegen das Laster einzuflößen. Es ist unter andern ein grofses Werk vorhanden, welches aus einer Sammlung von hundert der auserlesensten Stücke besteht, welche unter der Dynastie Yuen, im dreyzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verfertiget wurde. Darunter ist ein Stück unter dem Titel der junge Weise aus dem Hause Tchao welches auch den Europäern bekannt wurde. Es ward nicht allein übersetzt, sondern auch unter veränderter Gestalt bey mehrern Nationen auf die Bühne gebracht.

Die Chineser haben auch in ihren Schauspielen Gesänge mit eingemischet, und es ist nichts ungewöhnliches, dafs eine Prinzessinn in dem Augenblicke, da sie im Begriff ist sich den Dolch der Verzweiflung in die Brust zu stofsen, noch vorher die Zuhörer mit einer Arie belustige. Dafs es ihnen nicht an Balletten fehle, haben wir aus dem Vorhergehenden gesehen. Sie besitzen allso alle die dramatische Herrlichkeiten, wodurch sich Europa von den übrigen Welttheilen so sehr auszeichnet, und wahrscheinlich hatten sie schon lange vorher ihr Theater, ehe noch Thespis seine Possen in Griechenland auf Karren herumschleppte, und ehe die übrigen europäischen Nationen sich von dergleichen Spielen der Phantasie und des menschlichen Witzes einen Begriff zu machen im Stande waren.

Merkwürdigkeiten in Neapel und der umliegenden Gegend.

In dem Königreich Neapel diesem Paradiese von Europa, giebt es eine so unzählige Menge von Seltenheiten der Natur und der Kunst, dafs gewifs jedem aufmerksamen Reisenden die Wahl schwer wird, welche, unter diesen mannigfaltigen aufserordentlichen Schönheiten, er zum vorzüglichen Gegenstand seiner Bewunderung und seines Studiums machen soll; besonders wenn er gesonnen ist, die Resultate seiner Erfahrungen der wifsbegierigen Lesewelt in der Folge mitzutheilen. Einer der bewährtesten Schriftsteller über diesen Gegenstand ist der Abbé St. Non. An diesen allso wollen wir uns halten, und die dem Zwecke dieser Zeitschrift am nächsten liegenden Seltenheiten ausheben.

Die Katakomben.

So werden jene ungeheuren unterirdische Höhlen genannt, deren sich in Rom und Neapel mehrere finden. Man glaubt fast allgemein, dafs sie von den ersten Christen selbst, zum Schutzort für ihre religiösen Ceremonien, die sie damahls nicht offentlich treiben durften seyen gegraben worden. Doch ist diese Sage sehr unwahrscheinlich. Glaubwürdiger ist die Meinung, dafs diese ungeheuren Aushöhlungen der Erde, schon lange vor der Entstehung der christlichen Religion, aus dem Bedürfnifs entsprangen, sich die nöthigen Materialien zum Bau der Städte zu verschaffen.

Indefs unterliegt es doch keinem Zweifel, dafs die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung sich dieser schon vorhandenen Asyle zu ihrem Vortheile bedienten, theils um sich zu verbergen, theils zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen, und um ihre Todten, oder die Martyrer für den Glauben nach christlichem Gebrauch zu begraben. In Neapel hatten seit undenklichen Zeiten diese Aushöhlungen noch einen andern Zweck. Man hohlte aus diesen unterirdischen Gegenden häufig eine seltene und kostbare Art von Kütte, die Pozzolane hiefs, und aus schon ausgebrannten oder noch brennenden Vulcanen erzeugt wird, in der Gegend von Pouzzol findet man sie noch heutiges Tages.

Die damahligen Griechen und Römer bedienten sich häufig derselben zum Bau von Lusthäusern an den Ufern des Meeres, oder auch in dem Meerbusen. Daher wurden diese unterirdischen Gänge oft mehrere Stöcke hoch durchbrochen, so dafs sie eine Art von Hallen formirten, deren Ausgänge sich bis nach Nola und Kapua beyläufig 16 Meilen von Neapel erstrecken.

Dieſs ist die wahrscheinlichste Entstehungsart der Katakomben; da die ersten Christen während ihrer Verfolgung gewiſs keine so ungeheure Arbeit unternommen haben, wobey es nicht ohne groſses Geräusch hätte abgehen können, und man sie deſshalb sicher nicht würde ungestört gelaſsen haben.

Sie machten allso nur von diesen, ihnen bey ihrer drükenden Lage so willkommenen, Zufluchtsorten den schon oben erwähnten Gebrauch, und richteten sie ihren Zweken gemäſs ein.

Man findet daher noch sehr viele Tribunen oder Kanzeln, Grabmähler, und Altäre von grotesken Formen, die alle aus dem Felsen gehauen sind.

Die geschwätzigen Ciceroni, unter welchen die in Neapel die berühmtesten sind sorgen dafür, daſs den neugierigen Fremden in den Katakomben nichts von der Art entgeht, und halten sich vorzüglich bey einer unförmlichen Art von Predigstuhl und Altar auf, deren sich der heilige Bischof Januarius zum Predigen und Meſselesen soll bedient haben.

Die Kirche des heiligen Janiarius.

Diese Kathedralkirche ist eine der schönsten und ältesten in Neapel. Sie wurde zur Zeit der ersten Könige aus dem Hause Anjou beyläufig um das Jahr 1280 nach den Zeichnungen des Pisani, eines der berühmtesten Architekten seiner Zeit, gebaut. Sie strozt von Marmor Gold und den herrlichsten Gemählden der berühmtesten Meister. Man zählt darinn über hundert Säulen von Granit und dem sehr seltenen und kostbaren afrikanischen Marmor.

Den gröfsten schönsten und feyerlichsten Anblick giebt diese Kirche alle Jahre in den Monathen May und September. Zu dieser Zeit werden mit der gröfsten Pracht und erstaunlichem Aufwande jene Feste zu Ehren des heiligen Januarius, des ersten Bischofs und jetzigen Schutzpatron von Neapel gefeyert, deren Hauptzweck zu merkwürdig ist, als dafs er mit Stillschweigen sollte übergangen werden.

Dieser seltne Umstand nähmlich ist die Flüfsigmachung des Blutes des heiligen Januarius. Gewöhnlich verrichtet diese grofse Ceremonie der Kardinal Erzbischof von Neapel selbst. Er ist von einer ungeheuren Zahl Priester umgeben, an deren Spitze sich dreifsig Domherren in Violetkleidern und mit der Inful auf dem Kopf auszeichnen. Zunächst an ihm stehen Geistliche mit Wachslichtern, um der unzählbaren Volcksmenge das Fortschreiten der heiligen Ceremonie sichtbarer zu machen.

Das Kästchen worinn das Haupt des Heiligen aufbewahrt wird, steht vorne auf dem Hochaltar. Aus diesem wird auch das Fläschchen mit dem Blute genommen. Der Priester hält es zwischen den Händen, drückt es an sich, kehrt es öfters um, und zeigt es jedesmahl dem Volke, um das nach und nach flüfsig werdende, anfangs gestockte Blut bemerkbar zu machen. Gewöhnlich geschieht diefs in einer Viertelstunde; Ist diese Zeit vorbey, und das Blut noch nicht ganz flüfsig, so steigt die Angst der Bethenden von Minute zu Minute. Die Seufzer, die Bitten an den Heiligen, die Ausruffungen werden laut, und dauern bis die gewünschte Wirkung erfolgt.

Während der ganzen Ceremonie werden alle Arten von religiösen Formen und Gebräuchen erschöpft. Mönche predigen im Ausdrucke des stärksten Affekts und mahnen zur Bufse. Jene schluchzen, diese sind in stille Betrachtungen versenkt. Andere beschuldigen sich laut, dafs ihre Sünden Schuld an dem Unwillen des Heiligen wären. Manche werfen sich platt zur Erde, oder drücken ihre Sehnsucht nach Erhörung durch die sonderbarsten Bewegungen aus.

Allerdings gewährt dieses Tableau jedem Fremden einen Anblick, der einzig in seiner Art ist. Doch hat schon mancher Reisende seine Neugier hart büfsen müfsen. Die geringste Vermuthung die er, vielleicht unschuldiger Weise, bey einem aus dem Haufen erregt, als ob er nicht eben so ernstlich als der gröfste Theil an dieser Ceremonie Antheil nehme, kann ihm, vorzüglich wenn sie langsam von statten geht das Leben kosten; denn in einem solchen Falle

wande't sich die glühende Andacht des Volkes auf der Stelle in den wüthensten Fanatismus. Man hat in den acht Jahrhunderten, in welchen diese Cerémonie statt findet, manche traurige Fälle dieser Art gesehen.

Virgils Grabmahl.

Jeder Reisende von Kopf und Herz besucht gewifs, wenn er nach Neapel kommt, ohne Zeitverlust das Grabmahl des grofsen Virgils; um den Manen dieses berühmten unsterblichen Dichters seine Ehrfurcht zu bezeigen. Dennoch kann man nicht mit mathematischer Gewifsheit beweisen, dafs das kleine verfallene Monument, dem man diesen ehrwürdigen Nahmen beylegt, wirklich das Grabmahl Virgils sey.

Die neueren Schriftsteller haben sich viel darüber gezankt. Einige behaupten, es sey der Begräbnifsplatz für eine ganze Familie, weil sich im Innern mehrere Nischen für Urnen fänden, und für Virgils Asche, wenn sie wirklich nach Neapel sey geführt worden, nur eine Nische nöthig gewesen sey. Doch diese Vermuthung giebt noch keinen Beweifs, viel wahrscheinlicher ist jene, dafs sich die Freunde, Freygelafsenen und Verehrer des grofsen Mannes diese Nischen später erst haben bilden lafsen, damit ihre Asche auch nach dem Tode in der heiligen Nähe des jenigen ruhe, den sie lebend so sehr liebten. Noch mehr Glaubwürdigkeit giebt das Zeugnifs des Aelius Donatus, eines berühmten Gramatikers, der im Jahre 354 in Rom Virgils Leben schrieb.

Er sagt am Schlufse des elben: Virgil starb im 52sten Jahre seines Alters zu Prundusium auf seiner Rükkehr aus Griechenland, wohin er den August begleitet hatte. Dieser beweinte seinen Freund und befahl, dafs sein

Aschenkrug nach Neapel gebracht, und daselbst in einem Grabmahle aufbewahrt werde, weil er die aufserordentliche Vorliebe nicht vergafs, welche Virgil für diese paradisische Gegend hatte.

Es ist allso mehr als wahrscheinlich dafs jenes Grabmahl, welches jedem fühlenden Besuchenden stille Ehrfurcht einflöst, die Ruhestätte der Überreste jenes grofsen Mannes sey. Es befindet sich gerade über dem Eingang zur Grotte von Pausilippe, und in einer Höhe von 60 Fufs über dem Boden und dem Wege. Einige alte Schriftsteller vorzüglich der Bischof Dariano, versichern, den Aschenkrug des Virgils noch in diesem Grabmahle gesehen zu haben. Aber schon seit langer Zeit ist es nichts mehr als altes unförmliches Gemäuer. Es mag einst ein sehr ansehnliches Gebäude daselbst gestanden haben, defsen äufsere Bekleidung aber, wahrscheinlich Marmor, durch die Zerstörerinn Zeit, vertilgt worden ist. Eben die Bewandtnifs hat es mit dem Innern, das gegenwärtig auch ganz und gar keine Zierde hat, aufser einigen Nischen, die in den Mauern angebracht sind.

Herkulanum.

Diese alte Stadt wurde durch einen der schrecklichsten Ausbrüche des Vesuvs zerstört und in den Schofs der Erde versenkt. Jene schreckliche Naturrevolution ereignete sich im ersten Jahre der Regierung des Titus, und im 79sten der christlichen Zeitrechnung. So lag diese berühmte Stadt über 1600 Jahre begraben, und nur dem Zufall sind wir ihre Wiederentdeckung zu Ende des vorigen Jahrhunderts schuldig.

Vorher war die eigentliche Lage dieser unglücklichen Stadt nicht sicher bekannt. Man wuste nur, dafs Herkulanum einst hart am Vesuv gestanden

hatte. Die nachherigen allmähligen Veränderungen in der ganzen Gegend um diesen Vulkan, seine häufigen Ausbrüche, und die dadurch immer dichter werdende Lava, machten diefs in jenen barbarischen Zeiten, wo man ohnehin für derley Nachforschungen gar keinen Sinn hatte, fast unmöglich. Daher kommt es auch, dafs ihr Andenken beynahe gänzlich erlosch, und auf ihren alten Grund und Boden eine ganz neue Stadt und einer von den Pallästen des Königs von Neapel gebaut wurde.

Die Nachrichten von der ersten Erbauung und den früheren Bewohnern dieser Stadt sind sehr widersprechend und unsicher; so viel aber ist gewifs, dafs sich die Römer in dieser Gegend von Italien im Jahre 293 beyläufig vor Christi Geburt niederliefsen, vorzüglich sich in Herkulanum aufhielten, und es zu einer römischen Kolonie machten. Diefs beweist eine alte Aufschrift an den damahligen Praetor L. Munatius Concessanus, welche in der Gegend dieser Stadt gefunden wurde.

Nun wollen wir, ohne uns erst bey der Geschichte ihrer traurigen Zerstörung aufzuhalten, sogleich Hand ans Werk legen, uns mit ihrer Wiederentdekung, oder eigentlich zu sagen, Wiedergeburt etwas näher bekannt zu machen. Im Jahre 1706 kam der Prinz D'Elbeuf von Lothringen als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee gegen Philipp den fünften nach Neapel. Seine Heurath mit einer Tochter des Prinzen de Salfa, welche 1713 geschlofsen wurde, bestimmte ihn Neapel zu seinen gewöhnlichem Aufenthalte zu wählen. Da er in der Nähe der Stadt kein Landhaufs nach seinem Geschmacke finden konnte, welches er sich hätte zueignen können, so baute er sich im Jahre 1720 selbst ein neues in Portici am Ufer der Meeres Küste. Er wollte es vorzüglich mit altem Marmor zieren, und kaufte defshalb einige besonders seltne Stücke der Art einem Bauer ab, der sie in seiner Gegend beym Brunengraben gefunden, und ihm zum Verkauf angeboten hatte, weil er selbst nichts damit anzufangen wuste.

Diefs machte den Prinzen aufmerksam; er kaufte dem Landmanne alle seine Ländereyen ab, und liefs nun auf seine eigene Kosten graben.

Diese eifrige Nachsuchungen gaben eine reichliche Ausbeute. Man bekam Marmor in Überflufs, Bruchstüke von Säulen, und einige Statuen von griechischer Arbeit. Im Verfolg dieser Bemühung kam man auf mehrere Säulen vom

schönsten Alabaster, und auf neuere Statuen, welche der Eigenthümer dem Prinzen Eugen von Savoyen zum Geschenk machte. Endlich fand man auch einen grofsen Vorrath von dem seltensten und kostbaren Afrikanischen Marmor. Diese Schätze, welche der Ruf wie gewöhnlich noch vergröfserte, machten endlich die Regierung aufmerksam; sie wurde eifersüchtig auf diese reiche Ausbeute, und stellte das weitere Nachgraben ein.

Bald darauf entschlofs sich der König von Neapel die Nachsuchungen, welche Prinz D'Elbeuf angefangen hatte, mit der gröfsten Anstrengung fortzusetzen. Der Erfolg übertraf weit die gespanntesten Erwartungen. Die Erde wurde bis auf 80 Fufs Tiefe ausgegraben, und man fand am Ende eine vollkommene Stadt, welche so lange unter den Dörfern Portici und Resina, sechs Meilen von Neapel, zwischen dem Vesuv und der Meeresküste, begraben lag; niemand konnte nunmehr zweifeln, dafs diefs die alte berühmte Stadt Herculanum sey. Mit dem thätigsten Eifer sammelte man nun nach und nach aus diesem unterirdischen Aufenthalte eine solche Menge der gröfsten Seltenheiten aller Art, dafs sich gewifs damahls kein anderer Monarch der Welt einer so grofsen Zahl von Kunstwerken rühmen konnte.

Ungeachtet der Verwüstungen und Zerstörungen dieser unglüklichen Stadt bey ihrem Versinken, fand man doch noch mehrere Gebäude, deren ehmahlige Gestalt und Pracht man noch aus den Ruinen erkennen konnte. Unter diese Zahl gehörte ein Tempel mit der Statue des Jupiters, und ein Theater, das fast ganz unbeschädigt war. Die Pracht und die Reichthümer desselben, geben einen grofsen Begriff von der Vorliebe der Einwohner Herkulanums für diese Gattung von Unterhaltung. Sie waren wegen dieser aufserordentlichen Neigung zum Theater so berüchtigt, dafs sogar einige gleichzeitige Schriftsteller ihnen Schuld geben, sie hätten der drohenden Gefahr nicht geachtet, ihr Vergnügen der vielleicht noch möglichen Rettung vorgezogen, und sich samt ihren Theater von den glühenden Steinmafsen begraben lafsen.

Dion aber behauptet, dafs sich dieser schreckliche Ausbruch des Vesuvs schon vorher durch ein Erdbeben angekündigt habe, das mehrere Tage dauerte; in dieser Hinsicht also ist jener den Herkulanern angedichtete Grad von Leichtsinn fast unbegreiflich. Auch müfste man, wenn es wirklich so gewesen wäre, bey den sorgfältigen Nachsuchungen im Theater doch mehrere Skelete gefunden haben.

Eines derselben hingegen fand man unten an der Stiege eines Hauses. Es hielt noch in der einen Hand einen Beutel voll kleiner Münzen. Man machte mit vieler Sorgfalt einen Versuch, es hinauf zu bringen. aber bey der ersten leisesten Berührung fiel es in Staub zusammen.

Ohnweit des Theaters fand man die Ruinen von 2 Tempeln. Der erste hat 150 Fuſs in der Länge und 60 in der Breite. Der zweyte kleinere hat 60 Fuſs in der Länge, und 45 in der Breite; er scheint nur eine Art von Kapelle gewesen zu seyn, welche die Lateiner Aedicula nannten.

Dem ungeachtet waren im Innern Säulen, zwischen welchen abwechselnd längs der Mauer sich Fresko-Gemählde oder groſse Marmorplatten befanden; auf diesen liest man die Nahmen der Vorsteher des Tempels, und derjenigen, die zur Erbauung oder Ausbeſserung desselben beygetragen haben.

Gegenüber von diesen 2 Tempeln fand man ein Gebäude, das die meisten Gelehrten für das Forum civile von Herculanum hielten. Es ist ein Parallelogramme von 222 Fuſs Länge und 132 Fuſs Breite. Es hat von Auſsen und Innen bedekte Gänge, welche von Säulen getragen werden. Die Statuen von Bronze zwischen den Pfeilern sind fast alle verstümmelt. Das Innere ist mit Marmor gepflastert, und an den Wänden sind Fresco-Gemählde.

Die Straſsen im Herkulanum waren alle nach der Schnur gezogen, sie hatten zu beyden Seiten einen erhöhten Weg für die Fuſsgänger, und waren theils mit Steinen theils mit Lava gepflastert, so wie man sie noch heut zu Tage in einigen Gegenden von Neapel findet. Diese Entdeckung lieſs nun keinen Zweifel mehr übrig, daſs schon vor der Zerstörung dieser Stadt Ausbrüche des Vesuv in den ältesten Zeiten müſsen statt gehabt haben, weil man sich bey Erbauung der Städte in der umliegenden Gegend schon der Lava zum pflastern bediente.

In mehreren Häusern von Herculanum fand man eine Menge Fresco-Gemählde, welche Gegenstände aus der Fabellehre oder aus der wahren Geschichte vorstellten. Eine groſse Menge dieser Gemählde hatten Verzierungen von Blumen, von Vögeln, Fischen und andern Thieren. Die Sammlung davon welche der König nach dem Pallast von Portici bringen lieſs, belief sich auf 700 Stücke von verschiedener Gröſse. Viele davon waren nur 10 bis 12 Daumen

hoch und verhältnifsmäfsig breit. Auf den meisten sind auf schwarzem oder dunkelbraunen Grunde einzelne niedliche Figuren von Weibern, kleinen Amorn, Arabesken, verschiedenen Thieren, Vasen und Muscheln abgebildet.

Unter den grofsen Gemählden sind vorzüglich zwey merkwürdig, welche man im Hintergrunde eines Tempels des Herkules in zwey Nischen fand. Auf dem ersten erblickte man einen Theseus in einer Athleten Stellung. Er hatte auf der linken Schulter die mit einem rothen Mantel bedekt war, eine Streitkolbe lehnen, und einen Ring am Finger. Der Minotaurus lag mit dem Kopf eines Stiers und dem Körper eines Menschen zu seinen Füfsen ausgestrekt. Drey junge Griechen umgaben den Helden, der eine umfafste seine Knie der Andere küste seine rechte Hand, und der dritte drükte mit leidenschaftlicher Gebehrde seinen linken Arm. Ein Mädchen welches man für Ariadnen ansah, hielt ihre Hand auf seine Keule, und in einer Ecke des Gemähldes bemerkte man noch eine siebente Figur, welche wahrscheinlich Minerva oder Diana vorstellen sollte.

Das Gemählde in der zweyten Nische hatte ebenfalls mehrere Figuren in natürlicher Gröfse. Die auffallendste davon war eine Flora. Sie safs in einer sehr edlen Stellung da, und war mit Blumen bekränzt; zu ihrer linken Seite stand ein Korb voll Früchte, und hinter ihr ein Faun, der die sieben röhrige Flöte blies. Ihr gegenüber erkannte man den Herkules aus seiner Löwenhaut und Keule auf die er sich stützt. Eine geflügelte und mit Lorbern gekrönte Gottheit hielt in der einen Hand Kornähren, und mit der andern zeigte sie auf ein Kind, das von einer Hindin gesäugt wird, und welches man für Telephe den Sohn des Hercules hielt, zu beyden Seiten sah man einen Löwen und einen Adler, welche höchst mittelmäfsig gemahlt waren. Auch die Hindin war viel zu klein, und das Kind sehr verzeichnet. Die Figur der Flora war unstreitig die beste. Diese beyden Gemählde hatten 7 Fufs Länge und 5 Fufs Breite.

Man hat noch viele andere Gemählde von dieser Gröfse entdeckt, aber bey den meisten konnte man den vorgestellten Gegenstand kaum mehr erkennen. Eines davon stellte den Hercules als Kind vor, wie er zwischen seinen Händen die zwey Schlangen zerdrückt, welche, der Fabellehre zu Folge, Juno zu seinem Verderben gegen ihn aussandte.

Man kann nicht gewifs behaupten, dafs dieses in Herculanum gefundene Gemählde eine Copie von dem berühmten des grofsen Zeuxis sey. Der

Gegenstand ist wohl der nähmliche, aber die Behandlung desselben kann unmöglich mit der des Originals einerley seyn. Jupiter, sagt Plinius von dem Gemählde des Zeuxis, sitzt in seiner ganzen Götter-Glorie und Würde auf seinem Throne, alle andere Gottheiten sind zugegen, und Herkules als Kind erdrückt eine Schlange in Gegenwart des Amphitrion und seiner Mutter Alcmene. In dem Kupfer, das nach dem Gemählde im Herculanum ist gestochen worden, findet man keine Spur von der erhabenen Darstellung des Zeuxis, sondern nur eine elende Copie der hohen Idee dieses grofsen Künstlers.

Ferner erkannte man auf einem dieser Gemählde den Orest, wie er sich seiner Schwester Iphigenie entdekt; und auf einem andern den Centaur Chiron, wie er den Apoll die Leyer spielen lehrt.

Auch fanden sich darunter ein Paar, welche egyptische gottesdienstliche Ceremonien darstellten, und welche höchst wahrscheinlich auf den Dienst der Isis und Osiris Bezug hatten. Bey vielen von diesen Gemählden, vorzüglich bey denjenigen, die sich durch eine besondere Gröfse auszeichneten, machte man die Bemerkung, dafs sie im Allgemeinen sowohl in Rücksicht der Zeichnung, als der Zusammenstellung, und vorzüglich der Farbenmischung sehr mittelmäfsig wären. Vielleicht entsprang dieser letzte Fehler aus den Farben selbst; oder die mächtige Zerstörerinn Zeit, und noch wahrscheinlicher die Asche und der Staub, mit welchen diese Gemählde so lange bedeckt lagen, haben die Farben verderbt, und unscheinbar gemacht.

Die Alten kannten nur die Fresco-Mahlerey, alle in Herculanum gefundene Gemählde sind allso auch von dieser Art. Es gehörte viel Fleifs, Anstrengung und Vorsicht dazu, diese Alterthümer aus dem Schutt und Ruinen unbeschädigt in Sicherheit zu bringen. Man bediente sich also der Methode, die schon Varron angegeben und beschrieben hatte; die vorzüglichsten Gemählde wurden mit der Mauer ausgehoben, und durch diese Verfahrungsart und die nöthigen Vorsichtsmafsregeln zum Besten des Studiums der Kunst gröfstentheils dem Untergange entrifsen.

Die Elyseischen Felder.

Es ist sehr begreiflich, dafs die reitzende Lage dieser Landschaft, der man obigen Nahmen giebt, viele Reisende veranlafst haben zu glauben, diefs sey eben jenes Elysium, das Virgil in seiner Aeneide besingt, und wo er seine schönsten glücklichsten Tage lebte. Vielleicht trug auch die nachbarliche Lage mit dem vorgegebenen Aufenthalte der unterirdischen Gottheiten manches dazu bey, diesen irrigen Volksglauben hervorzubringen und fortzupflanzen.

Diese reitzende Gegend kann zwar allerdings auf den Nahmen eines Elysiums Anspruch machen; allein defshalb ist es doch nicht das Elysium Virgils oder, eigentlicher zu sagen, jenes Land, welches er mit so glühenden Farben darstellte, denn man kann mit Grund behaupten, dafs jenes reitzende Gemählde im sechsten Buche seiner Aeneide ganz und gar keine Aehnlichkeit mit jener schönen Gegend habe, die heut zu Tage den Nahmen der Elyseischen Felder führt,

Diese fruchtbare Landschaft liegt zwischen Bayes und Misene, nahe an einem See der Mare morto genannt wird.

Es unterliegt auch keinem Zweifel, dafs sie einst zum Begräbnifsorte gebraucht wurde; denn die unzählige Menge von Grabmählern, welche man daselbst findet, beweisen diese gegründete Meinung. Die Nähe des Hafens von Misene, das zu der Zeit sehr grofs und Volkreich war, und die Sitte der Alten, ihre Todten immer aufser den Städten an unbewohnten Orten zu begraben, erheben die oben geäufserte Vermuthung zur Gewifsheit.

Diese alten Grabmähler bilden beynahe ordentliche Straſsen. Viele davon sind sehr dauerhaft und schön gebaut. Einige sind mit Gemählden, Statuen und Bas-Reliefs geziert, deren Bestandtheile und Farben bis auf den heutigen Tag den Verheerungen der Elemente getrozt haben.

Ungeachtet diese Gegend viel von Erdbeben und andern Zerstörungen der Zeit gelitten hat, so ist sie doch jetzt noch der schönste Erdstrich mit dem angenehmsten Klima. Hier ist nie Winter, die zartesten Pflanzen blühen durch das ganze Jahr; hier herrscht ein ewiger Frühling. Kurz diese herrliche Gegend ist ganz dazu gemacht, Dichter, Mahler, und jeden der für die groſsen Schönheiten der Natur Gefühl hat, zu begeistern.

Die Inseln.

Unter die Merkwürdigkeiten in der Gegend von Neapel gehören auch mit vollem Rechte jene Inseln, welche nicht weit von dem Hafen dieser Stadt liegen. Es ist kein Zweifel daſs sie ehedem ein Theil von Campanien waren. Ihre nahe Lage am festen Lande, ihre Vulcanartige Form, ihre heiſsen Quellen — alles dieses beweist, daſs diese Inseln einst eben so viel brennende Vulcane waren, welche in der grauen Vorzeit vom festen Lande durch Erdbeben loſsgeriſsen wurden, oder durch irgend eine andere, jener furchtbaren natürlichen Umwälzungen, von denen dieses sonst so schöne Land seit undenklichen Zeiten so viel gelitten hat.

Die gröſste und bemerkungswürdigste davon ist die Insel Ischia. Sie liegt rechts am Eingange des Hafens von Neapel, zur Seite des Vorgebirgs von Misene. Bey den Alten hatte sie verschiedene Nahmen; Einer davon war Pythecuse, welches Wort im griechischen einen Affen bezeichnet, und sich wahrscheinlich auf die abgöttische Verehrung bezieht, welche die damahligen Bewohner der Insel diesem Thiere erzeigten.

Homer und Pindar nennen sie in der Beschreibung ihrer Vulcane und der häufigen Ausbrüche derselben Inarime. Die nachfolgenden Schriftsteller geben vor, dafs dieser Nahme von der aufserordentlichen Menge von Affen, welche einst auf dieser Insel einheimisch gewesen seyn soll, und welche im Hetruskischen Arimi genannt wurden, herstamme. Nach andern hiefs sie auch Aenaria, weil Aeneas bey seiner Ankunft in Italien, seine Flotte dahin führte, und sich einige Zeit da aufhielt.

Eben so zweifelhaft ist der Nhme und Ursprung der ersten Bewohner dieser Insel. Strabo behauptet es wären Aeretrier gewesen, aber die immer flammenden Vulcane und ihre häufigen schrecklichen Ausbrüche hätten sie bald wieder weggetrieben.

Diese Insel blieb also bis gegen das Jahr 3540, vierhundert und 50 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, öde und verlassen. Um diese Zeit schickte Hyeron, König von Syrakus eine Kolonie Arbeiter dahin, um sie wieder in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen. Die kühnen Römer bemächtigten sich endlich derselben, und behielten sie bis zur Zeit Augusts, der sie dann gegen Capre, welches ihm besser gefiel, an die Neapolitaner vertauschte.

Der Umkreifs dieser Insel beträgt 18 Meilen. In der Mitte derselben erhebt sich ein ansehnlicher Berg, ein alter Vulcan, der ehedem Mons Epomeus hiefs. Seit langer Zeit weifs man von keinem Ausbruche desselben etwas mehr; dennoch ist kein Zweifel, dafs noch unterirdisches Feuer genug auf der Insel vorhanden sey, weil Erdbeben und heifse Quellen da noch immer nicht selten sind. Auf dieser Insel sind verschiedene schöne Gebäude; sie ist mit Vorgebirgen, kleinen Häfen, und vielen Felsenwänden rings umgeben, deren amphitheatralische Zusammensetzung einen grofsen schauerlich schönen Anblick giebt.

Im Innern verschaft die aufserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, und seine vortrefflichen Producte aller Art, den Augen den herrlichsten fröhlichsten Genufs. Die Wälder sind voll von Feder-Wildprät, von Fasanen und vorzüglich von einer Art Wasser-Hühnern, deren eine aufserordentliche Menge daselbst vorhanden ist.

Am berühmtesten aber ist diese Insel, durch ihre mineralischen heifsen Quellen und warmen Bäder, welche man mit Grund eine bewunderungswür-

dige Heilkraft zuschreibt. Die vorzüglichsten davon sind J. Fornelli und Castiglio di Seroffa.

Aufser diesen giest es hier noch eine Art von heifsen Sand-Bädern, welche ausschliefsend auf dieser Insel zu Hause sind; diese natürlichen Bäder sind ohne Zweifel durch die unterirdischen schwefelartigen Ausdünstungen der Felsen erhitzt, und daher für eine Menge Krankheiten von der vortheilhaftesten Wirkung.

Der letzte fürchterliche Ausbruch des Vulcans auf dieser Insel, dessen man sich zu erinnern weifs, geschah im Jahre 1302. Die ganze Insel stand durch zwey Monathe im Feuer, so dafs ein panischer Schreck damahls die meisten Einwohner aus dem Lande trieb.

Die Insel Procita liegt in gleicher Entfernung mitten zwischen der Insel Ischia und dem Vorgebirge Misene, sie hat beyläufig sieben Meilen im Umfange. Strabo und Plinius behaupten, sie sey ein Thel der Insel Ischia, der durch ein Erdbeben von ihr sey losgerissen worden.

Ihre Lage ist sehr reitzend, die grünenden Felder, die vielen Gärten und geschmackvollen Landhäuser geben ihr einen lachenden Anblick. Sie bringt sehr viel Trauben und die köstlichsten Feigen hervor. Vorzüglich ist sie auf zwey Seiten sehr belebt. Die eine heifst San catholico und ist immer mit Lebensmitteln bedeckt, die man aus der ganzen Insel hieher bringt, und verkauft. Die andere nennt man Cornicella, und ist voll Hütten für Fischer, die hier ein einträgliches Gewerbe treiben. Am Ufer des Flusses Anannello findet man im Sande eine Menge Stückchen Bley, welches sonst an keinem Orte in Italien der Fall ist.

Die Fasane und Haselhühner befinden sich hier in einer so aufserordentlichen Menge, dafs man öfters auf einmahl gegen tausend beysammen sieht, wenn sie sich mit ihrem glänzenden, alle Farben spielenden Gefieder in der Sonne spiegeln. Aus Furcht, dafs ihre so beträchtliche Anzahl sich vermindern möge, hat man ihnen in den Forsten eigene an der Sonne gelegene Wohnorte errichtet. Alle Arten von wilden Geflügel sind hier eben so häufig vorhanden, und vorzüglich Haasen.

Die Grotte von Posilippo.

Man behauptet die Einwohner dieser Insel wären die besten Seeleute in ganz Italien. Man sieht auch in diesem glücklichen Klima viele Menschen, die ohne allen den gewöhnlichen Schwächen die höchsten Stufen des menschlichen Alters erreichen.

Auf Procita giebt es ebenfalls verschiedene schöne Kirchen; vorzüglich verdient ein ehemahliges Kloster bemerkt zu werden, das Monastile heist, und jetzt verlassen steht, weil die Furcht vor den Seeräubern, welche öfters an dieser Seite der Insel zu landen pflegten, die ehemahligen Bewohner verscheucht hat.

Diese Insel war in den vorigen Zeiten ein Lehen von Privatpersonen. Denn es ist bekannt, dafs ein Johann von Procita, von dem sie auch wahrscheinlich den Nahmen erhielt, der in Sizilien im Jahr 1282 zur Zeit der berüchtigten Sizilianischen Vesper eine sehr grofse Rolle spielte, einst Herr davon war. Sie wurde von einem seiner Nachkommen im Jahre 1339 an Marino Lossa verkauft. So kam sie nach und nach an verschiedene Familien, und fiel endlich der Krone anheim.

Noch näher an Neapel im Innern des Hafens selbst, eine halbe Meile von Pousilippe, ist eine kleine Insel, die man Nisita nennt. Eigentlich ist sie aber nichts als ein einzelner abgerifsner Felsen eines alten ausgebrannten Vulcans, von welchem ein Theil des Kraters sich einst wahrscheinlich bey einem Ausbruch losgerifsen und ins Meer gestürzt hat, wo er eine Art von kleinen Hafen oder Meerbusen bildet, den man Porto Paone nennt. Er dient manchmahl den Fischerbarken zum Zufluchts-Ort, auch hat man dort ein Lazareth für den Hafen von Neapel errichtet.

Die berühmteste von allen diesen Inseln aber ist ohne Zweifel jene, welche Caprée heist. Sie liegt an der andern Seite des Golfes an der Spitze des Vorgebirges von Sorrente; man nennt es auch Ponta di Minerva, wegen eines alten Tempels, der dieser Gottheit an der Spitze des Vorgebirges gebaut wurde.

Diese Insel hat 10 oder 12 Meilen im Umkreise. Es ist sehr schwer ans Land zu kommen, denn sie ist rings umher von hohen wie aus einem Stücke gehauenen Felsenwänden umgeben. Suetonius sagt in seiner Beschreibung die-

ser Insel, dieſs sey die Haupt-Ursache gewesen, warum Tiber gerade diesen Ort gewählt habe, als er sich in die Einsamkeit zurück zog, um sich nach dem Rathe seines Günstlings Sejan hier ganz den Vergnügungen und der Freude zu weihen. Er erfüllte diesen Zweck im strengsten Sinne des Wortes, und stürzte sich in den tiefsten Strom der Ausschweifungen.

Durch das schändliche Leben, welches er da führte, wurde der allgemeine Haſs gegen ihn auf den höchsten Gipfel getrieben, und diese Insel so berüchtiget.

Aber schon früher hatte das sanfte Klima derselben, und die gesunde Luft, die man hier athmete, seinen Vorgänger August bewogen, diese Insel zuwählen, und die letzte Zeit seines Lebens hier in Ruhe zu genieſsen. Sueton erzählt, folgende kleine Begebenheit habe seinen Entschluſs zur Reife gebracht: Eine alte Eiche, die schon lange Zeit verdorrt zu seyn schien, fieng gerade an dem Tage, als August die Insel betrat, wieder an aufzublühen, und neue Sprösslinge zu treiben. Er lieſs den alten Pallast, den seine Nichte Julia daselbst hatte bauen laſsen, niederreiſsen, und dafür einen neuen prächtigen errichten, den er verschwenderisch mit Statuen, Gemählden und andern seltenen Kunstwerken ausschmückte.

Die Höhle von Posilippo.

An der westlichen Seite von Neapel liegt die berühmte Grotte von Posilippo. Dieser Nahme stammt aus dem Griechischen, und ist aus den zwey Worten, Aufhören, und Bekümmerniſs, zusammengesetzt, um nähmlich dadurch anzudeuten, daſs die Reize dieser Gegend jeden traurigen Gedanken verdrängen.

Sie besteht aus einer Höhle von tausend Schritten in der Länge, und bildet einen gewölbten Weg durch den Berg, ihre Höhe mag fünfzig Fuſs, ihre Breite aber dreyſsig betragen, durch ein paar in der Höhe angebrachte Luftlöcher erhält die Grotte Licht. Der ganze Berg, durch welchen dieser Weg getrieben ist, besteht aus einem sehr festen Felsen, kein Erdbeben konnte ihn noch beschädigen. In der Mitte dieser Höhle ist, eine der Jungfrau Marie geweihte Kapelle, die aber sehr mit Staub überzogen ist, der den Besuchenden etwas lästig fällt, obwohl man stets besorgt ist, sie gehörig zu reinigen. Den ganzen Tag hindurch geht, fährt und reitet man durch die Grotte. Die Fuhrleute und die Bauern haben eigene Worte um sich hinlänglich über das Ausweichen darinn zu verständigen. Zu mehrerer Bequemlichkeit des Publikums wohnen bey den Eingängen Leute, die Kienfackeln und Feuer zu jeder Zeit in Bereitschaft haben, wofür ihnen eine unbedeutende Vergütung gereicht wird.

Aus den Spuren des Meiſsels an den Wänden zeigt sich, daſs diese Höhle das Werk von Menschenhänden sey, höchst wahrscheinlich war sie noch vor den Zeiten der Römer ein Steinbruch, zu welchem man einen Weg durch den Berg gehauen, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, denselben immer übersteigen zu müſsen. Strabo und mehrere römische Schriftsteller erwähnen bereits derselben. Ersterer beschreibt sie folgendermaſsen in seinem 5ten Buche:

„Es findet sich daselbst eine verborgene Höhle, die durch den Berg zwischen Neapel und Puteoli getrieben ist, auf eben die Art, wie einst ein ähnlicher Weg gegen Kumae hin geführt wurde, dieser ist viele Stadien lang, und so beschaffen, daſs sich Fuhrwerke und Lastthiere, die sich darinn begegnen, ausweichen können. Das Licht wird durch Luftlöcher, die in die Oberfläche des Berges gehauen sind, aus einer angemeſsnen Höhe hineingelassen."

Über der Grotte finden sich Reste einer alten Wasserleitung, die das Wasser aus dem Serino nach Misene in das groſse Fischbehältniſs führte.

Wer der erste gewesen, der dieses Kunstwerk anlegte, ist im Dunkel des Alterthums verborgen. Denn Strabo's und aller neueren neapolitanischen Schriftsteller Meinung, daſs sie von einem gewissen M. Koccejus herrühre, läſst sich nicht wohl historisch erweisen. In Rücksicht auf die spätere Geschichte desselben weiſs man, daſs König Alphonsus von Arragonien, die Grotte erwei-

tern, und mit ein Paar grofsen Luftlöchern versehen liefs. Unter Karl des V. Regierung ward sie, den Befehlen des Vicekönigs Peter von Toledo zufolge, so wie die Luftlöcher vergröfsert und höher gemacht, wie auch gepflastert.

Als ein Beyspiel, wie sich die Strahlen des Ruhms der klassischen Vorwelt in den verschiednen Medien der Ansichten neuerer Völker brechen, verdient hier angemerkt zu werden, dafs der gemeine Mann aus der Gegend von Neapel, dem Virgil, die Hervorbringung dieses Werkes zuschreibt, da dieser Schriftsteller der Landessage nach ein mächtiger Zauberer war, der so manches Kunststück dieser Art geliefert.

Das wunderbare Wasserbehältnifs.

Dieses besteht aus einem natürlichen Kefsel von zweyhundert Fufs in der Länge und hundert dreyfsig in der Breite, der auf acht und vierzig, in vier Linien stehenden Pfeilern ruht, die in fünf Gänge getheilt sind. Diefs Behältnifs liegt zwischen Bäjä und Mare Morto, zwey Treppen von vierzig Stuffen tief, und diente zur Sammlung des Regenwassers, zu welchem Endzwecke es auch oben im Gewölbe Öffnungen hat, um das Wasser heraus zu schöpfen. An den Wänden setzte sich soweit das Wasser reichen konnte, Tartarus fest, der durch die Länge der Zeit so verhärtete, dafs man ihn mit dem Hammer herabschlagen mufs. Man hielt ihn irrig für eine absichtliche Mischung von Kalk, Marmor und Eyweifs, deren Verfertigung ein verlohrnes und nur den Alten bekanntes Geheimnifs gewesen seyn soll.

Über die Entstehung dieses Behältnisses läfst sich eben so wenig etwas mit Gewifsheit behaupten, nur vermuthet man Agrippa, habe es zum Behuf der misenischen Flotte aufgeführet.

Das Grab des Sannazar.

In der Gegend von Neapel befindet sich auch das Grabmahl des berühmten Dichter Sannazar, der sich durch so viele klafsische Arbeiten, und vorzüglich durch das genialische Gedicht einen dauernden Ruhm erwarb, worinn er Venedig beschreibt, und dafür von dem Senate daselbst, auf eine eben so freygebige als ehrenvolle Art belohnt wurde. Er war in Neapel geboren, als Dichter unter dem Schäfernahmen, Aktius Sincerus, bekannt, und trat als Sekretair in König Friedrich des 2ten Dienste, wo er auch im Jahre 1532 starb. Das Landgut, auf welchem ihm diefs Grabmahl errichtet wurde, verdankte er seinem königlichen Gebiether. Dieses Gut beschreibt der berühmte Dichter in seinem Entzücken mehrmahls selbst in sehr schönen Versen. Einmahl sagt er davon:

Heilige Felsen, ihr, o Meereswächter!
Du, o Ville, der Nymphen Heimath, und der
Nahen Doris, Königen einst ein hoher
Prächtiger Lustort.

An einer andern Stelle sagt er:

O stilles Thal, o süfse Lustgefilde!
Du schöner Hügel dort, mit Laub geziert,
Du dienest vor der Gluth der Sonne mir zum Schilde,
Du klarer Bach, der durch die Wiesen irrt,
An dem Gestade Flora's Töchter tränkt,
Und murmelnd durch das Grün, ins Thal sich senkt.

Der Vicekönig Kaiser Karl des 5ten, Philibert von Oranien, zerstörte das Landgut, und den Lieblingsthurm des Dichters. Sonderbarerweise fügte es sich, dafs dieser General bald darauf in einer Schlacht sein Leben verlohr. Sannazar benutzte diesen Umstand, zu der pafsenden Bemerkung, Mars habe den Apoll gerächt. Nun gab er aber dem Orte eine geheiligte Bestimmung, indem er ihn zu einer Servitenkirche, unter dem Nahmen der Kirche von der

Geburt der Jungfrau umschuf. Diesen Nahmen bekam sie von dem vortrefflichen Gedichte dieses Schriftstellers, das diesen Gegenstand behandelt.

Die Serviten liefsen ihm nach seinem Tode ein marmornes Monument, durch den Neapolitaner Santa Croce, und den Florentiner Giov. Angelo Poggibonei aus ihrem Orden, hinter dem Chor errichten. Sannazars Brustbild ist hier zwischen zwey geflügelten Genien angebracht, welchen Apoll und Minerva zur Seite stehen. Unten steht: Aktius Sincerus

Die Dichtungsarten, in welchen er sich versucht hatte, sind auf einem Basrelief des Monuments durch Satyren, Nymphen und Tritonen bezeichnet. Dieses letztere ist noch mit den Versen des Kardinal Bembo geziert:

Kränze den Aschenkrug mit Blumen; dem herrlichen Maro
Nähert im Leben er sich, ruht auch im Tode bey ihm.
Er lebte 72 Jahre, und starb 1530.

Über dem Monument mahlte Nikolaus de Rossi im Jahre 1699 eine Fama, die einen Lorbeerkranz darüber empor hält, den Parnafs, den Pegasus und die allegorischen Figuren der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Astronomie.

Rechter Hand ist in der ersten Kapelle der Erzengel Michael gemahlt, der den Teufel mit Füfsen tritt, mit der lateinischen Umschrift: Er brachte den Sieg hervor; Alleluja. Diefs Gemählde stammt von einem gewifsen Bischofe Karaffa aus dem 16ten Jahrhundert her.

An die Kirche stöfst das Kloster, das wegen seiner vortrefflichen Aussicht über das Meer bekannt ist. Eben darum befinden sich in dieser Gegend viele Häuser vornehmer Neapolitaner, wie denn auch mehrere Einwohner dieser Hauptstadt sich hier mit Mahlzeiten und Spaziergängen belustigen, vorzüglich gilt diefs von dem Orte, die Klippe genannt (lo Scoglio) der häufig in Kutschen, Gondeln und zu Fufs besucht wird. Als ein Rest des Alterthums wird ein Haus gezeigt, das die Königinn Johanna bewohnt haben soll.

Die Solfatarra.

Ist ein hohes, mit Hügeln umgebenes Thal, tausend Fuſs lang und sechs hundert funfzig breit, das von dem vielen daselbst befindlichen Schwefel seinen verstümmelten Nahmen gleichsam Terra sulphorata d. i. Schwefelboden hat.

Es ist der Rest eines Berges, deſsen Spitze versank. Der Boden ist daselbst stellenweise brennend heiſs und mäſsig warm, und dieſs bald an der Oberfläche, bald in einer Tiefe von einigen Zollen. Noch tiefer vertreibt die Hitze alle Arbeiter. Nur sparsam ist dieſs Thal mit Buschwerk bedeckt. Hier und da steigen die Dünste sichtlich empor, und aus einer Öffnung, in einer Ecke, dringt ein dicker, heiſser Dampf mit Geräusch hervor, der bey ruhigem Wetter 56 bis 60 Ellen emporsteigt, und sich als Salmiak an den Seiten ansetzt. Im Finstern giebt er einen schwachen Schein von sich. Das Papier wird darinn trocken und steif, das Eisen hingegen wird anfangs feucht und träufelt so lang, bis es warm geworden, und seine natürliche Kälte also die Dünste nicht mehr verdichten kann. Kupfer wird darinn angefressen und Silber läuft an. An Steinen, die ein paar Wochen in diesem Dampfe liegen, schieſst der Salmiak häufig an. Von diesen letztern werden hier jährlich ein paar Centner, jeder zu vier und zwanzig Thaler gewonnen. Er ist aber nicht so gut als der Egyptische.

Auch an Schwefel werden jährlich gegen dreyhundert Centner erzeugt. Während des Winters gewinnt man diesen auf folgende Art: man gräbt eine Art mürber, mit Schwefel imprägnirter Steine aus, die man acht Stunden in irdenen Töpfen der Wirkung des Feuers überläſst. Der Schwefel geht dann sublimirt durch Röhren in andre leere Töpfe über, und läuft durch ein Loch am Boden derselben verdickt und flüſsig in ein hölzernes Gefäſs. Er wird endlich geschmolzen und gereinigt. Dieſs beschäftigt sechs bis acht Menschen, am Ende wird er zu sehr wohlfeilen Schüsseln, Tellern und Schalen verarbeitet, deren Gebrauch beym Speisen in manchen Fällen für gesund gehalten wird. Schon Plinius kannte den Schwefel dieser Gegend.

Auch Alaunadern finden sich in den Steinen dieses Thales, doch nicht von der Reinigkeit des römischen. An einer Stelle schieſst der Alaun binnen 10 Tagen selbst

an, an andern bereitet man die Steine erst durch die Wärme des Bodens zu, indem man sie auf die Erde legt. Auch pflegt die Erzeugung dieses Minerals noch auf folgende Art zu geschehen. Man vergräbt Regenwasser in bleyernen Kesseln in der Erde. Die Hitze des Bodens ist nun hinreichend, den Alaun, aus der weissen mergelartigen Erde aufzulösen, in der er sich befindet. Wenn das Wasser weggedünstet ist, bleiben dann die Alaunkrystalle am Boden zurück. Diese werden, um sie noch mehr zu reinigen, nochmahls aufgelöst, und so schon von den Gerbern verbraucht, zum Behufe der Apotheken aber noch mehr gereinigt. Dieser gewonnene Alaun beträgt im Jahre vierzig Centner, deren jeder zu vier Thalern angeschlagen wird. Die grünen Vitriolkrystallen die an den Wänden der Alaunhütte anschiefsen, belohnen die Mühe der Verarbeitung nicht. Das Hospital der Annunciata in Neapel und der Bischof von Puzzuoli theilen sich in die Einkünfte der Solfatarra. So sehr sich mehrere Gelehrte an Vergleichungen des Vesuvs mit dieser letzteren erschöpften, ja sogar eine unterirdische Verbindung zwischen beyden annahmen, so scheint dieses Thal doch eine von den Vulkanen verschiedne Werkstätte der Natur zu seyn, in der sie auf eine ganz andre Art arbeitet. Was in dem Vesuv und Aetna mit ungeheurer Kraft gährt und wirkt, ist hier nur in geringem Mafse vorhanden. Dort finden sich Eisenkiese mit Schwefel, Lava, zusammengeflofsene und erkaltete Metalle, hier anstatt metallartiger Substanzen Schwefel und Salze, daher man nur eine weifsliche Erde findet. Aus den Vulkanen steigen Flammen empor, das Feuer wirkt augenscheinlich, alles ist dadurch ausgebrannt. Hier spürt man wohl Hitze und gährende Aufwallung aber kein sichtliches Feuer, so dafs sich die Solfatarra zu den Vulkanen ungefähr wie ein Calcinirofen zu einem Glühofen verhält. Vielleicht lafsen sich durch die genauere Betrachtung und Beobachtung der Produckte und Erscheinungen in vulkanischen Gegenden einst noch sehr viele belehrende Aufschlüfse über die Natur und Bildung der Mineralien, und die allgewaltig schaffende Kraft der Feuermaterie erwarten.

Der ganze Boden der Solfatarra scheint hohl und ein Gewölbe zu seyn, in dem sehr viele Dünste verschlofsen sind. Niemand reitet oder fährt darüber, und wenn man daselbst einen schweren Stein in ein zwey Fufs tiefes Loch wirft, so hört man einen hohlen Schall wie von einem Gewölbe. An den Hügeln herum findet man sehr heifse, doch nicht sprudelnde Quellen, so wie sich an ihrer Morgenseite ein kleines Bafsin befindet, das bey einer Hitze von 34 Grad immer Blasen wirft, welches wahrscheinlich von den Dünsten herrührt, die von untenher aufsteigen.

Petron beschreibt diese Gegend in folgenden schönen Versen:

Eingesenkt in den Schlund des Berges zeiget ein Ort sich,
Zwischen Parthenope's* Thor und Dicäarchias Fluren**
Mit der gräfslichen Fluth des Cocythus ist er geschwängert,
Denn ein verderblicher Hauch durchglühet ringsum die Gegend;
Hier grünt nicht im Herbste das Thal, noch schmückt sich der Rasen
Mit erfreulichem Kraut, noch säuseln vertraulich im Lenze
Durch einandergewiegt auf dem Baum die melodischen Zweige.
Bimsstein starrt nur hier in schwarzem, schrecklichem Chaos;
Wie beym Grabmahl steht die einsame Trauercypresse.
Hier erhebet sein Haupt der Beherrscher der stygischen Fluthen,
Zwischen Aschengluth, und den Leichenflammen der Todten,
Und verhöhnet das Glück mit seinem flüchtigen Rade.

Der See von Agnano.

Zwischen Neapel und Puzzuoli liegt, wenn man durch die Pausilippische Höhle gekommen ist, rechts der See von Agnano, der ungefähr eine Meile im Umfang hat. Er zeichnet sich dadurch auf eine sonderbare Weise aus, dafs er zuweilen bey hohem Wasser zu kochen scheint, obwohl diefs in der That nicht der Fall ist, da er blos seine natürliche Wärme hat, auch im Winter gute Aalen und Schleyen nährt. Dieses Blasenwerfen läfst sich aber sehr gut aus der Luft erklären, die sich vom Grunde zur Oberfläche emporarbeitet. Im Sommer wird der Flachs aus der ganzen Gegend darinn geröstet, welches die Luft während dieser Zeit sehr ungesund macht, die Anwohner gewinnen dadurch an zweytausend Skudi, das Fuder Flachs zu sechs Karlini gerechnet.

Um den See herum sind in den Hügeln Kammern eingegraben, die dazu dienen das Schwitzen zu befördern, um sich dadurch bösartiger Krankheitsstoffe zu entledigen. Man nennt sie Schwitzbäder des heil. Germanus

* Neapel. ** Dicäarchia Colonia. Das heutige Puzzuoli.

(Sudatori di San Germano.) Besonders dienen sie in Zufällen, die von dem übermäfsigen Genufse unplatonischer Liebe herrühren.

An dem See Agnano ist noch die berühmte Hundsgrotte (Grotta del Cane) sie ist fünf und einen halben Fufs hoch, drey bis vier Fufs breit, und fünf Schritte tief, in einem Berge von Lava, und ihrer besonders den Hunden und andern kleineren Thieren gefährlichen Ausdünstungen wegen so genannt. Ein Hund nähmlich, oder auch, ein auf allen vieren kriechender Mensch, fällt bald nach seinem Eintritte in diesen Ort, wie durch eine magische Berührung, zu Boden. Nur das kalte Wasser des See's Agnano giebt den Nerven wieder ihre vorige Reitzbarkeit. Der Grund dieser gefährlichen Eigenschaft der Grotte liegt in folgendem: Aus ihrem Boden erheben sich Dämpfe von fixer Luft, die durch die Einwirkung der Schwefelsäure auf die Lava entbunden wird. Sie erheben sich ihrer Schwere wegen, nur eine Spanne hoch über die Erde, und ziehen sich als ein weifser Rauch zur Thüre hinaus. Ein Hund nun, und jeder lebende Gegenstand von dieser Gröfse, ist in den Wirkungskreis dieser Dünste eingeschlossen, und unterliegt ihrer Einwirkung, da ein aufrechtstehender Mensch durch seine Höhe der Gefahr entgeht, und nur die obere, unschädliche Luft der Grotte, einathmet.

Solche Ausdünstungen verderben wie die des Schwefels die Spannkraft der Luft, und unterbrechen das Athemhohlen der Lunge. In ihnen zeigt sich kein elektrischer Funke, der Magnet zieht das Eisen nicht an, die Magnetnadel weicht von ihrem gewöhnlichen Stande nach Norden ab, und eine angezündete Fackel, die man hineinhält, verlöscht.

Die Natur und Beschaffenheit der Luft in dieser Grotte erhält viel Licht durch eine andere physische Erscheinung, die Mofette, einer Art giftigen Dunstes, der vorzüglich den Gegenden um Neapel eigen ist. Sie steigt ohne sich der Sinnen des Gesichts oder Geruchs zu offenbaren, selbst ohne einen merklichen Grad von Wärme und Kälte aus der Erde, wirft die lebenden Wesen, die in ihren Berührungskreis kommen zu Boden und erstickt sie, so wie sie angezündete Fackeln sogleich auslöscht.

Durch diesen Abgang mehrerer, den Sinnen bemerkbarer Wahrzeichen, unterscheiden sich Moffetten von den mephitischen Bergdämpfen, die man daselbst böse Wetter oder Schwaden nennt, so wie von den Dünsten, die aus verschlofsenen Räumen, z. B. Kellern, Todtengewölbern aufsteigen, wie auch von den Wirkungen der entzündbaren Luft.

Die Moffetten entwickeln sich meist in vulkanischen Gegenden, aus alten Lavaschichten, ersticken alles Lebendige in ihrem Fortstreichen, und verschwinden in kurzem wieder, worauf die von ihnen überzogenen Stellen wieder ihre giftige Eigenschaft sogleich verlieren. Arbeiter, die am Boden graben, werden dadurch manchmahl sinnlos zu Boden gestürzt, und sind in Gefahr, ihr Leben einzubüfsen, wenn man ihnen nicht schleunig zu Hülfe kömmt. Mehrere Beyspiele beweisen den schädlichen Einflufs dieser Dünste. Im Jahre 1767 kurz vor dem vulkanischen Ausbruche, stürzte ein Bedienter des Königs, der die Thüre der königl. Kapelle in Portici eröffnete, von einer Moffette getroffen zu Boden, und auf einer Jagd, die der König nahe am Pallast im Walde hielt, fiel ein Hund augenblicklich nieder. Auf eben die Art sank ein Knabe dahin, der den Hund aufheben wollte. Glücklicherweise erinnerte sich ein Anwesender der Ursache dieser Unfälle, und zog den Knaben und den Hund vom Platze weg, an einen andern, wo sie sich bald wieder erhohlten.

Diese Dünste wirken auf die Nase, Kehle und den Magen als ein äufserst heftiges Reitzmittel, wie flüchtiges Salz, oder Hirschhorngeist. Nur zwey Kennzeichen dienen einigermassen, um der Gefahr zu entgehen, der man sich in der Nähe der Moffetten aussetzt. Das eine ist, dafs die Spitzen der Kräuter, über die sie hinziehen, in eine besondere Bewegung gerathen, welches sich besonders in der Nähe der Öfnung wahrnehmen läfst, aus der die Ausdünstung dringt. Das andre aber besteht darinn das die Vegetabilien, in den Strichen über welche sie hinfährt, ein welkes niedergefallenes Ansehen haben und daselbst todte Thiere, als Vögel und Eidexen liegen, deren Körper ihren Weg bezeichnen.

Übrigens wollen auch viele einen starken Luftzug bemerkt haben, wenn sie sich mit der Hand oder dem Fufse einem so gearteten Dunste näherten. Auch soll ein sichrer Profefsor Murray, an dem Fufse, mit dem er in der Grotta del Cane kniete, eine Art von Lähmung empfunden haben. Diese Moffetten haben nicht Kraft genug, durch die Erde, oder eine Lavaschichte zu brechen, sondern sie schleichen sich gleichsam durch die Ritzen und andere Öffnung in die obere Luft ein.

Gleich der Bewegung anderer dichter, flüfsiger Körper geht der Strom dieser Dünste immer niederwärts. In einem Brunnen ergiefst sich die Moffette über dem Wasser so hoch sie kommen kann, manchmahl bis über die Seitenwände der obersten Öffnung. Ein solcher Dunst ergofs sich einst aus einem Brunnen durch ein Loch in einen Keller, und von da den geraden Boden herab in einen

Graben, wo er gleich dem Wasser stehen blieb. Fackeln, die man hinein hielt, verloschen, und Vögel starben darinn. Da aber Dünste immer leichter als Wassertheilchen sind, so schwebt die Moffette, anstatt sich wie Wasser an einen Körper zu hängen, und in der geraden Linie der Schwere von selbem herabzurollen, nur schief davon herunter, so dafs sie, wenn sie sich über die Seitenwände eines Brunnen ergiefst, in schiefer Richtung zur Erde gleitet, und den Winkel zwischen dem Brunnen und den Punkten, mit welchen sie den Boden schief berührt, nicht anfüllt. In diesem Winkel brennt auch eine Fackel; etwas höher aber, oder nach der dem Brunnen entgegengesetzten Seite etwas tiefer, geräth sie in den Dunst und verlischt.

Der Wind treibt fast immer die Moffetten, und bestimmt ihre Richtung: Nachts, Morgens und Abends, wenn die Luft nähmlich kühler ist, sind sie schwerer, bey Sonnenschein aber, oder einem warmen Westwinde, leichter, denn die Kälte zieht ihre Bestandtheilchen zusammen, verdickt sie und macht sie schwerer, die Wärme hingegen dehnt sie aus und vermindert ihre Schwere.

Es giebt der traurigen Beyspiele so viele, die diesen Bemerkungen über die schädliche Wirkungsart solcher Giftdüntse zum Belage dienen. Ein Augustiner, der sich unvorsichtigerweise in einen Keller begab, worinn eine Moffette stand, verlor darinn das Leben. Ein Andrer wurde in einem ähnlichen Falle durch die hülfreiche Dazwischenkunft andrer Personen noch gerettet. Ein Mönch wurde in einer Grotte, und ein schlafender Greis in einem Thale, durch die Moffetten erstickt. Erst überfällt einen Menschen bey solchen Anläfsen Kopfschmerz, dann Schwindel, endlich stürzt er sinnlos zu Boden. Eidexen, Mäuse, Maulwürfe und Ziegen sind des Todes, wenn dieser Dunst sie nur berührt.

Besonders in der Gegend des Vesuvs zeigen sich die allerschädlichsten Moffetten, die sich so hoch als die stärksten Bäume erheben, und dadurch auch den höher treibenden Vegetabilien den Untergang bereiten. Pappelbäume, Weinstöcke und Feigen leiden darunter. Trift der Dunst das Laub, so erkranken sie, hat er aber bereits im Verborgnen die Wurzel angegriffen, so sterben sie ganz ab. Da sich aus den durchgegrabenen Lavaschichten die meisten Moffetten entwickeln, so trifft der Schaden, den diese anrichten, vorzüglich die Bäume, die man in selbe setzt, welches im Gebieth der Vulkane, wie der Vesuv z. B. ist, häufig zu geschehen pflegt.

Um Portici herum wurde viel Brunnenwasser durch diese Ausdünstungen verdorben. Es wurde säuerlich, und äufserst scharf, so dafs es dieser unange-

nehmen Eigenschaften willen zum Genufse für Menschen und Vieh untauglich wurde. Es läfst sich kaum bezweifeln, dafs ein mit solchen Ausdünstungen geschwängertes Wasser, wenigst in gröfser Menge genossen, der Gesundheit schädlich sey.

Das königliche Lustschlofs Portici.

Diese Anlage ist zwey italienische Meilen vom Ende der Stadt Neapel entfernt. Der Weg dahin führt über die Magdalenenbrücke, zwischen einer Reihe von Häusern und dem Meere, und ist sehr angenehm. Die Seewinde, und das sandige Ufer vereitelten den Plan hier eine Allee anzulegen. Der innere Hof ist achteckig und würde durch eine gröfsere Ausdehnung in die Breite allerdings gewonnen haben.

Zwey marmorne Statuen aus dem Herkulanum ziehen hier zuerst die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. In der Halle des Pallastes nähmlich, steht innerhalb einer Einfafsung, die Abbildung des Markus, Nonius Balbus, in Stein. Er wird als ein junger Mann, mit entblöfstem Haupte und kurzen Haaren vorgestellt. Sein Unterkleid reicht bis auf die halben Lenden, der Harnisch darüber nicht ganz bis auf die Hüften. Den rechten Arm hält er in die Höhe, und ein Theil desselben ist entblöfst. Ueber der linken Hand hängt ein Mantel, und mit eben dieser Hand hält er den Zaum. Die Beine sind blofs, und nur bis auf die Knöchel gehn Halbstiefeln (Kothurnen) Er sitzt, wie es sich auf allen Statuen aus dem klassischen Alterthum bemerken läfst, ohne Sattel und Bügel. Das Pferd hebt in ruhiger Stellung einen Vorderfufs auf. Die ganze Statue ist etwas über fünf Fufs hoch. Am meisten nehmen sich dabey das Pferd und der Kopf des Balbus aus. Dieses Kunstwerk gewinnt bey näherer Betrachtung immer mehr, weil es eine tadellose Zeichnung und Draperie, und eine so simple als edle Zusammensetzung empfehlen. Zur Inschrift hat es

M. Nonio. M. F.
Balbo. Pr. Pro. Cos.
Herculanenses.

Der Statue des Sohnes gegenüber steht die des Vaters. Eben so grofs, auch zu Pferde und gut ausgearbeitet, sie ist aber nicht so gut erhalten als die vorige. Die Hand und der Kopf wurden dazu nach vortrefflichen antiken Mustern kopirt. Besonders glücklich ist bey beyden Statuen die Idee, durch den zurückgeworfenen Mantel die Formen des Körpers mehr herauszuheben. Die Innschrift lautet:

M. Nonio M. F. Balbo
Patri.
D. D.

Beyde Abbildungen sind in ihrer Manier so gleich, dafs sie einerley Meisterhand verrathen. Sie wurden nebst den Gemählden des Theseus und Herkules auf dem Forum von Herkulanum gefunden, und sind die einzigen Statuen zu Pferde, die sich aus dem Alterthum erhielten.

Die Kuppel der Haupttreppe ist mit vieler Kunst von Vincentius Re, perspektivisch gemahlt. Die Zimmer selbst haben mehr den Karakter des Edlen und Schönen als der Überladung mit Zierde und Pracht. Die Fufsböden einiger Säle sind mit altem römischen Mosaik ausgelegt, welches sie vor allen Palästen der Welt voraus haben. Viele Tische sind aus dem Marmor verfertigt, der in Neapel und Sicilien bricht. Darunter befinden sich zwey von verde antico und vier graue Lavastücke mit weifsen und schwarzen Flecken. Äufserst artig ist das Porcellainzimmer, welches der vorigen königlichen Porcellainfabrik zu Capo de Monte sein Daseyn verdankt, in welchem sächsische Künstler mit vielem Glück arbeiteten. Der Garten liegt an der Morgenseite des Schlofses, gegen die Anhöhe des Vesuv, und ruht auf sieben Lavaschichten. Er ist sehr grofs, und mit vielem immergrünenden Bäumen besetzt. Eine Gattung darunter trägt die sogenannten Servole pelose, eine Frucht, die an Aussehn und Geschmack grofsen Erdbeeren gleicht und den Krammetsvögeln sehr willkommen ist.

Besonders interreſsant ist die Gemählde sammlung des Schlofses worunter die vorzüglichsten sind: nach der Natur gemahlte Fruchtstücke von Samuel Breughel; acht Apostelköpfe von Hannibal Caracci; vier kleine antike Gemählde en camayeux (d. i. mit einerley Farbe und Marmor: die den Streit entscheiden, ob die Alten diese Art Mahlerey bereits gekannt.) So schön sie auch an und für sich sind, so gehört doch diese Gattung mehr der Zeichenkunst als der Mahlerey an. Ihre Farbe ist röthlich gelb. Auf einem steht der Nahme des Meisters Alexander von Athen, welches man selten findet. Auf

einem kleinen Basrelief ist eine Frau abgebildet, die eine Taube liebkost und einer Gottheit den Rücken wendet, ihr gegenüber steht eine andre Frau von einem simpeln und edeln Karakter. Auf einem andern Basralief steht eine Frau im Schleyer, für die geopfert wird. Alles vortrefflich gearbeitet.

Die vorzüglichste Zierde von Portici aber ist unstreitig das Antikenkabinet, welches die aus Herkulanum geretteten Kunstschätze enthält. Sie machen das königliche Antiquitätenkabinet zum ersten seiner Art in Europa. Unvergeſslich bleibt in dieser Hinsicht der Marquis Tanucci, der unter dem Schutze des, den Künsten geneigten Königs, eine Gesellschaft von Gelehrten ermunterte, diese Sammlung von alten Kunstschätzen zu untersuchen und zu beschreiben. An diesem Verdienste um die Gelehrsamkeit und Kunstkenntniſs nehmen vorzüglich Theil: Marquis Galliani, Mazoccsi, Paderni, die Geistlichen Bayardi und della Torre. Durch ihre Bemühungen erschienen bereits sechs Bände in groſs Folio mit Kupfern, die alle Gemählde, Statuen, Münzen, Hausgeräthschaften und andere Merkwürdigkeiten beschreiben. Die vier ersten Bände enthalten Gemählde, die Figuren von Bronce fangen mit dem fünften an. Kein Exemplar darf verkauft werden, nur der König verschenkt sie. Es giebt nicht bald eine Erscheinung in der Sphäre der Litteratur nnd Kunst, die ihren Beschützern und Unternehmern so sehr zur Ehre gereichte als diese Ausbeute aus dem Herkulanum.

Acht Zimmer sind mit Haus - und Opfergeräthschaften, kleinen Idolen und ähnlichen Dingen angefüllt, siebzehn mit Statuen und alten Mahlereyen. Im ersten Zimmer befinden sich meistens Opfergeräthe, im andern Lampen, Vasen und Götterbilder; im dritten kleine Idole von Bronze, nebst Badegeräthe, im vierten Wageschalen, Maaſse und Gewichte; im fünften groſse Büsten von Bronce, Manuskripte und Schreibtafeln; im sechsten mancherley Arten von groſsen uod kleinen Leuchtern; im siebenten Mosaiken, Kameen, und Münzen von Gold und Bronce, nebst allerley Eſswaaren; im achten, Basreliefs, Mosaiken und Statuen. Die Aufschrift des Museum ist von Mazocchi und lautet:

Eines Königs Gewalt nur, konnte Herkuleums Reste
Aus dem Schlunde Vesuvs, reiſsen, mit mächtigem Arm.

Die Gemählde werden in eigenen Zimmern aufbewahrt. Der König lieſs sie sämmtlich nur in diesem Schloſse aufstellen. Sie waren im Herkulanum alle auf die Wand gemahlt. Über tausend Stücke wurden in einer gewiſsen Dicke

von der Wand abgesägt, mit eisernen Stäben zusammengeklammert, und so hiehergebracht. Die gröfseren haben Glasthüren, die man öffnen kann. Die meisten waren auf trocknem Grunde (a tempera) andre auf nafsem Kalk (al fresco) gemahlt. Die Hitze der Asche hatte allen Gummi aus den Farben gezogen. Daher sich die Freskogemählde in der untern feuchten Luft durch tausend sechshundert Jahre ganz frisch von Farben erhalten hatten, weil sie die Näfse zum Theil auf ihrem Hintergrunde erhielt, in der obern trocknen Luft aber das Kolorit verloren. Einige Stücke darunter sind fünf Fufs hoch, die meisten haben die Gröfse unsrer Staffeleygemählde. Eine vorzügliche Erwähnung verdienen darunter der obengedachte Theseus und Herkules.

Das Gemählde des Theseus ist aus einer Nische in der Hinterwand des Forums genommen, und stellt den Helden nakt und in kolofsaler Gröfse vor. Im linken Arm hält er die Keule, das Gewand ist nachläfsig darüber hingeworfen. Drey junge Athenienser bezeugen ihm ihre Dankbarkeit, einer küfst seine Hand, der andre umfafst seine Arme, der dritte die Knie. Ein junges, vermuthlich aus dem Labyrinth erlöstes Mädchen berührt dankbar seine Waffen. Der Minotaurus liegt als Mensch mit einem Ochsenkopf, wie man ihn nirgends abgebildet sieht, zu seinen Füfsen. Über der Gruppe sitzt die Schutzgöttinn des Helden in den Wolken, mit der einen Hand stützt sie sich auf diese, mit der andern hält sie Bogen und Pfeile. Die Farben dieses Gemählde haben stark verloren, es ist übrigens richtig gezeichnet und in einer grofsen Manier ausgeführt.

Das andre Kunstwerk stellt den Herkules bey der Geburt des Telephus vor. Letzterer säugt an einer Ziege. Herkules sieht auf ihn herab. Vor ihm sitzt Flora, hinter ihm Pan. Um den Helden befinden sich ein Adler und ein Löwe. Dieses Stück hat weniger Werth als das vorige. Flora ist indessen gut drappirt.

Noch ist in den Zimmern des Schlofses sehr viele künstlich in Wachs poussirte und lakirte Arbeit merkwürdig, wovon letztere aus Venedig, London und Paris kam. Der schönste ist der sogenannte Lac de Martin. Auch an Spiegeln ist viel Schönes zu sehen, worunter doch die gegofsenen Pariserspiegeln vor den geblasenen Venetianern den Vorzug verdienen. Denn das Gieſsen bildet eine gleichere Oberfläche, welche die Gegenstände minder verstellt.

Ende des 1. Bandes.